

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Peter Weiss: Aus Ästhetik des Widerstands Band 2

Jürgen Kuczynski: Der große Mensch in Massen

H. J. Buber, F. M. Dannenbauer, Fritz Deppert, Wolfgang Frier, Jens Hagen, Michael Klaus, Jo Micowich, Ernst Schumacher, Erich Seidlitz, Helmut Walbert, C. E. Wolff

J. P. Stössel: Wie viele Pillen braucht der Mensch?

Reinhold Bremberger: Doc bei NIKE

Ingenieur bei Siemens München und Dynamo Moskau

Ein Streik gegen die Zukunft? Christa Becker / Waltraud

Bierwirth (dju), H. P. Bleuel (VS), E. Garczyk (RFFU),

K. Becker, E. Späth, H. O. Wiebus (IG Druck und Papier)

Wilhelm Raimund Beyer: Brecht ärgert Adorno

Robert Steigerwald: Marx-Erneuerer am andern Ufer

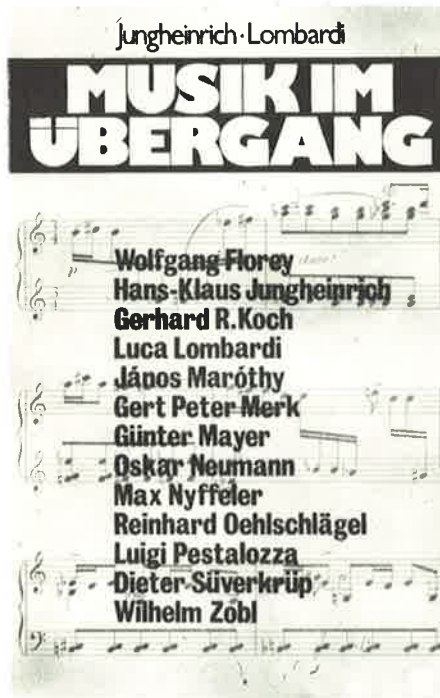
Hardware – Software – Dichtung: EDV-Spezialisten im Gespräch mit Günter Herburger und E. A. Rauter

COMPUTER ↔ KUNST

oder: macht Fortschritt arm?

Soeben neu erschienen in der Reihe –

MARXISTISCHE ÄSTHETIK + KULTURPOLITIK



Von der bürgerlichen zur
sozialistischen Musikkultur.
(184 Seiten, Broschur, DM 24,-)

Welche Zukunft hat die Musik?

Sachkundige Autoren aus der Bundesrepublik, Italien und Österreich, der DDR und Ungarn machen Vorschläge für eine demokratische Musikkultur – aus der Praxis für die Praxis. Komponist, Pädagoge, Liedermacher, Kritiker, Organisator im Musikleben, Wissenschaftler – die Mitarbeiter bringen ihre vielfältigen wichtigen Erfahrungen ein. International ist der Gesichtskreis, unterschiedlich sind ästhetische und politische Positionen, gemeinsam ist die Überzeugung: Künstler und Publikum zusammen schaffen den Übergang zu einer Musikkultur, die wirklich Zukunft hat.

Die Herausgeber: Hans-Klaus Jungheinrich, Kritiker und Publizist, Musikredakteur der ›Frankfurter Rundschau‹. – Luca Lombardi, Komponist und Musikwissenschaftler, Professor in Pesaro.

Außerdem neu.

Berthold Beiler

WELTANSCHAUUNG DER FOTOGRAFIE

(192 Seiten, 46 Abbildungen, Broschur,
DM 12,-)

Berthold Beiler (1915–1975) war der führende Theoretiker der Fotografie in der DDR.

In ›Weltanschauung der Fotografie‹ sind die auch für die Bundesrepublik besonders aktuellen Abschnitte aus Beilers wichtigsten Publikationen zusammengefaßt. Kein Buch für Anhänger einer von der Fotoindustrie geförderten ›Hobbyknipserei‹, sondern für Fotografen, die die Kamera als ›Auge der Klasse‹, als eine Waffe für die gesellschaftliche Auseinandersetzung benutzen wollen.



Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei –

Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144
8000 München 40
Tel. 089 - 301015/16

Bitte fordern Sie unser
Gesamtverzeichnis an!

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

COMPUTER \rightleftharpoons KUNST

Anstelle eines Editorials	3
Jürgen Kuczynski: Der große Mensch in Massen	4
Peter Weiss: Arbeitsgespräche mit Brecht in Lidingö	10
Michael Klaus: Paul W. Tibbets	26
Curt E. Wolff: Der Kollegenabend	27
Jens Hagen: Abendlied	33
Helmut Walbert: 1983	34
Friedrich M. Dannenbauer: Vollziehende Gewalt	51
Jo Micovich: Arbeitsabläufe	52
Fritz Deppert: Der grüne Ford	53
Wolfgang Frier: Der Forscher / Die russische Puppe	56
Hans Jürgen Buber: Kühle Wüstermarsch / Du Alfonso	57
Ernst Schumacher: Dr. med. Richard Schmincke	59
Jürgen Peter Stössel: Wie viele Pillen braucht der Mensch?	67
Erich Seidlitz: Eine Prise Salz / Rote Rüben	75
Reinhold Bremberger: Doc bei Nike	77
Siemens und Dynamo – Zwei Ingenieure und der Gegensatz ihrer Erfahrung	91
Christine Preiß: Die Zwerge kommen	101
Ein Streik gegen die Zukunft? Die Perspektive der Produzenten und die neue Drucktechnik von morgen	109
Friedrich Hitzer: Einleitung	109
Christa Becker / Waltraud Bierwirth: Wenn die Elektronik kommt	112
Diskussionsbeiträge: Ernst Späth (IG Druck und Papier), Hans Otto Wiebus (dju), Eckard Garczyk (RFFU), Hans Peter Bleuel (VS), Knut Becker (Betriebsrat)	121
Hardware, Software, Dichtung – kürbiskern-Gespräch mit den EDV-Spezialisten Hermann Offner und Jens Schultze, den Schriftstellern Günter Herburger und E. A. Rauter	133
Ewald Dede: Alles klar auf Andromeda	145
Siegfried Zielinski / Thomas Radevagen / Gerd Prange / Christian Deutschmann:	
Der Ozeanflug von Bertolt Brecht	148
Wilhelm Raimund Bayer: Brecht ärgert Adorno	153
Robert Steigerwald: Zu neuen Ufern	156
Ulrich Kaufmann: Kaum Schwierigkeiten mit einem Bayern	167
Zu den Autoren	176

Anstelle eines Editorials

Als wir den kürbiskern 3/78 mit dem Thema *Computer und Kunst* planten, war uns klar, daß die Kurzformel auf dem Umschlag irreführend sein kann. Handelt es sich doch in Wirklichkeit nicht um bloße Wechselwirkung, sondern um eine komplexe Dreierbeziehung, in der die jeweiligen Aspekte von Technik und von Kultur nicht „als solche“ existieren, sondern zueinander vermittelt sind über Wirkungen und Rückwirkungen aus der Produktionsweise. Es ist eben nicht gleichgültig, welche Eigentumsverhältnisse und Interessen wirksam sind, wem die Computer und die Verlage gehören, wessen Kultur materiell und geistig die herrschende Kultur ist. Um es an der für die nähere Zukunft wohl gravierendsten Entscheidung festzumachen: Was ist denn anzufangen mit der Vorstellung vom *Dämon Technik* oder vom *Großen Bruder* als systemkonformem Prinzip in Ost und West, wenn der Militär-Industrie-Wissenschaftskomplex der USA unter extremer Geheimhaltung in zwanzigjähriger Konzentration von Finanzmitteln, Forschungskapazität und Erfindergeist die Neutronenbombe entwickelt, und wenn etwa der Lenin- und Nobelpreisträger Nikolai Bassow soeben vorschlägt, im Rahmen eines möglichst internationalen Forschungs- und Entwicklungsprogramms die gesteuerte Kernfusion innerhalb der nächsten 20 Jahre zu großtechnischer Produktions- und Verfahrensreife zu bringen und damit, bei gleichzeitiger Schwerpunktbildung auf dem Gebiet des Umweltschutzes, weltweit das Problem einer sicheren und sauberen Energieversorgung zu lösen.

Kann sich Kunst der einen wie der anderen Perspektive gegenüber neutral verhalten, oder hat sie beide Male nichts zu sagen? Wie haben sich in ähnlichen Entscheidungssituationen große Denker verhalten? Albert Einstein sagte einmal zu A. W. Lunatscharski: „Ich glaube in erster Linie an das Experiment. In der Aufbauarbeit der Kommunisten in Rußland erblicke ich ein Experiment von gewaltigem Ausmaß. Hierbei bin ich der Ansicht, daß es unter den ungünstigsten Verhältnissen, in einem armseligen Laboratorium ausgeführt wird. Sollte es daher mit einem Mißerfolge endigen, so würde das für mich, den Naturforscher, noch nicht die Unmöglichkeit eines Erfolges des gleichen Versuchs in einem reicher ausgestatteten Laboratorium beweisen. Dagegen würde ein Erfolg in Rußland den untrüglichen Beweis für die Richtigkeit der Voraussetzungen bedeuten, von denen ausgegangen wurde“ (Das Neue Rußland 1932, Heft 3/4).

Was kann, was muß eine solche Haltung angesichts der neuen Dimensionen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts und der weltweiten Auseinandersetzung der beiden gesellschaftlichen Systeme bedeuten? Einige dieser Fragen werden im Gespräch mit Prof. Jürgen Kuczynski reflektiert, das wir darum dem Heft voranstellen. Die Problematik, die sich daraus hier und heute für die berufliche und gesellschaftliche Position von Intellektuellen ergibt, wird weiter erörtert in der Diskussion mit den Spezialisten für Datenverarbeitung, Hermann Offner und Jens Schultze, und den Schriftstellern Günter Herburger und Ernst Alexander Rauter. Schließlich werden in den Bereichen der Arbeit, für die eine gemeinsame IG Druck und Medien angestrebt wird, die Erfahrungen der jüngsten Arbeitskämpfe ausgewertet; die Überlegungen dazu reichen von der Basis der Verlagstechnik bis zur Spitze der IG Druck und Papier. Entsprechend dem wesentlich von der Diskussion bestimmten Charakter dieses Heftes verbinden wir mit unserem Dank an alle, die durch literarische, kritische und gesellschaftspolitische Texte daran mitgearbeitet haben, die Erwartung, auch unsere Leser möchten sich, einem Vorschlag Bertolt Brechts folgend, gerade diesmal nicht als passive Konsumenten verhalten, sondern als aktive Partner.

Redaktion kürbiskern

Jürgen Kuczynski Unser Ziel: Der große Mensch in Massen

Das Gespräch mit dem Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR, Prof. Jürgen Kuczynski, führte Oskar Neumann.

Der Futurologen-Jubel „Sicher in die siebziger Jahre“ ist verklungen. Der Computer, die Automaten als das Füllhorn, aus dem sich Wohlstand und Freizeit auf den bundesdeutschen Wirtschaftsbürger ergießen, davon braucht man nicht mehr zu reden. Was dazu zu sagen war, wurde faktisch gesagt mit den harten Arbeitskämpfen in den Verlagen und in der metallverarbeitenden Industrie, wo es schon nicht mehr in erster Linie um Fragen der Verteilung ging, sondern ums Ganze: um die Existenz der betroffenen Arbeiter und Angestellten. Wie beurteilst du, Genosse Kuczynski, als Autor so vieler Standardwerke zur Lage der Arbeiterklasse diese Entwicklung?

Ich meine, auch in der BRD wird immer deutlicher, wie ganz schrecklich sich die Alternative, die Marx der Menschheit gestellt hat – vorwärts zum Sozialismus oder Rückfall in die Barbarei –, gewandelt hat. Heute beobachten wir beides: die Entwicklung des Sozialismus bzw. (in einer Reihe von Entwicklungsländern) die Entwicklung zum Sozialismus und gleichzeitig in den führenden imperialistischen Ländern den Verfall in die Barbarei. Nur ein Beispiel dafür: Soeben hat der niedersächsische Wissenschaftsminister Eduard Pestel ein Buch, „Das Deutschland-Modell“, veröffentlicht, in dem er mit Recht nachweist, daß die Arbeitslosigkeit in den nächsten Jahrzehnten besonders dadurch heraufgehen wird, daß „ein steigender Ausbildungsstand die Neigung, in das Erwerbsleben einzutreten“, heben wird. Also gerade stärkere fachliche Ausbildung macht die Werktätigen zu Parias der Gesellschaft, zu Arbeitslosen.

In der gegenwärtigen Situation geht es in der Tat „an die Substanz der Arbeiterklasse“. Eine endgültige menschliche Lösung können die Werktätigen, zu denen natürlich auch der übergroße Teil der Intelligenz gehört, nur finden, indem sie selbst dem Kapital an die Substanz gehen. Doch wird es noch harter Erfahrungen in den Betrieben und Gewerkschaften und harter Arbeit der fortschrittlichen Kräfte bedürfen, ehe die Mehrheit der Werktätigen in der Bundesrepublik die Notwendigkeit der gesellschaftlichen Alternative versteht und sie in die Tat umsetzt.

Auf dem Höhepunkt der Konfrontation, von den Verlagskonzernen durch die Aussperrung provoziert, regten sich schon solche Einsichten. Unter großem Beifall sagte auf der Münchner Streikversammlung der IG Druck und Papier das Mitglied des Hauptvorstands Detlef Hensche, wenn es die Kapitaleseite zum Äußersten triebe, müßten sich die Gewerkschafter überlegen, die Unternehmer auszusperrern – aber dann nicht befristet, sondern ein für allemal.

Um solche Gedanken und Haltungen möglichst nicht massenhaft werden zu lassen, unternimmt das herrschende System alle erdenklichen Anstrengungen: Die Frage nach Besitz und Nichtbesitz an den Produktionsmitteln wird als antiquiert und belanglos hingestellt. Der Kampf der Gewerkschaften erscheint in den Massenmedien nicht gegen die drohende Arbeitsplatzvernichtung und die soziale Degradation gerichtet, sondern gegen den wissenschaftlich-technischen Fortschritt; die Süddeutsche Zeitung vom 21. 3. 1978 erklärt die gewerkschaftlichen Aktionen schlechthin zum „Streik gegen die Zukunft“. Mit höchst elitärem Theorieanspruch wird ebenso wie in trivialsten Kunstprodukten die Auffassung unter die Leute gebracht, der Computer,

der Automat, die Mikroelektronik sei ihr Schicksal und der „Dämon Technik“ der eigentliche Herr über die Arbeitswelt.

Eine solche Literatur der Dämonisierung von Wissenschaft und Technik muß heute leider geradezu massenwirksam sein; sie geht ja von massenhaft vorhandener realer Erfahrung aus: von Arbeitslosigkeit dort, wo die neue Technik den Kollegen am alten Arbeitsplatz überflüssig macht; von Umweltzerstörung, die den Bürger wie eine Naturkatastrophe trifft.

Kein Zweifel, wir beobachten, daß im Kapitalismus Wissenschaft und Technik Wege gehen, die für die Menschheit bedrohlich sind – am gefährlichsten die Rüstung, zu der die aggressiven Kräfte jetzt die Neutronenbombe hinzufügen wollen, aber überaus schädlich auch der Raubbau an den Rohstoffen und das Ruinieren von Wasser, Luft, Wald oder gar so wahnsinnige Versuche, wie sie auf dem Gebiet der Gen-Umwandlung betrieben werden. Das macht die große Gefahr deutlich, die dann entsteht, wenn beim Rückfall in die Barbarei die Naturwissenschaft ohne Kontrolle durch die Gesellschaftswissenschaften drauflosarbeitet, wenn man nicht die Wirkung der wissenschaftlichen und technischen Expansion auf die Gesellschaft – die ja schließlich aus Menschen besteht! – durch die Gesellschaft kontrolliert und dafür sorgt, daß die Entscheidungen demokratisch durch die Werktätigen von ihren Interessen her bestimmt werden.

Doppelt schlimm, wenn die Kunst, die doch gerade in der Verbreitung der Menschlichkeit in unserer Welt ihre Verantwortung sehen sollte, eine derart falsche und gefährliche Entwicklung durch ihre eigene falsche Sicht der Dinge auch noch fördert. Darum ist es so ungeheuer wichtig, daß heute Wissenschaft, als Einheit von Natur- und Gesellschaftswissenschaften, und Kunst in gleicher Richtung wirken – wie Bertolt Brecht gesagt hat: um das Los der Menschen zu erleichtern, ihr Leben zu verbessern.

Warum sind uns die fortschrittlichen Künstler so wichtig? Weil sie in Parallele zu und zusammen mit den fortschrittlichen Wissenschaftlern für den menschlichen Fortschritt kämpfen. Bei dieser großen Aufgabe können wir auf beide nicht verzichten, auf den Künstler sowenig wie auf den Wissenschaftler. Wenn wir sagen: wir haben sie nötig, dann hat das natürlich nichts zu tun mit der primitiven Forderung nach materiell bilanzierbarer Nützlichkeit des Forschens, nach materiell feststellbarer Wirkung des Schreibens. Warum halten wir auf der anderen Seite die Trivalliteratur in der Art der „Perry-Rhodan“-Hefte, diese Filme im Stil von „Krieg der Sterne“ für so gefährlich? Weil sie, oftmals durchaus auch in Zusammenarbeit mit wissenschaftlichen und künstlerischen Experten, das Denken und Fühlen der Menschen in eine Richtung manipulieren sollen und faktisch manipulieren, die sie die eigene Zukunft dumpf als einen schicksalhaften Zwang voller Gewalttätigkeit hinnehmen läßt, dem jeder, hoffnungslos isoliert, ausgeliefert ist. Dagegen ist aktive Gemeinsamkeit nötig: aktive Gemeinsamkeit als Voraussetzung zur schöpferischen Entwicklung einer menschlichen Zukunft.

Die Geburtsstunde dieser wissenschaftlichen Sicht auf Geschichte und Gesellschaft, das Erscheinen des Manifests der Kommunistischen Partei, hast du, Genosse Kuczynski, ja nun als den Zeitpunkt bezeichnet, da die Gesellschaftswissenschaften den Jahrzehntausende alten Vorsprung der ästhetischen Widerspiegelung und Antizipation von Wirklichkeit, der künstlerischen Aneignung von Welt einholen: Mit Marx und Engels haben die Gesellschaftswissenschaften mit der Kunst, mit der Literatur gleichgezogen. Manchmal habe ich den Eindruck, daß daraus der vorschnelle Schluß gezogen wird,

seither sei Wissenschaft, jedenfalls eine marxistisch intendierte, allemal durch höheren Wahrheitsgehalt ausgezeichnet als schöne Literatur und damit gesellschaftlich relevanter als diese.

Dieses Mißverständnis muß unbedingt beseitigt werden. Ich habe mich damit wiederholt auseinandergesetzt und immer betont, daß ich zum Beispiel die schöne Literatur in der DDR gegenüber den derzeitigen gesellschaftswissenschaftlichen Publikationen für überlegen halte. Und zwar aus einem ganz einfachen Grund: Du kannst keinen Roman schreiben, in dem sich nicht alles durch Widersprüche bewegt. Jedenfalls keinen guten...

Noch nicht einmal einen literarisch schlechten. Der Widerspruch ist, genau wie für die Realität, konstituierend für den Roman, anders gibt es dort keine Entwicklung der Fabel, der Person, nichts. Dagegen kannst du als Gesellschaftswissenschaftler den Sozialismus sehr wohl schönfärbend, oder auch bloß bequem, ohne viele Widersprüche, darstellen. Das galt besonders zu der Zeit, da es ja diese blöde Theorie gegeben hat – wirklich: gegeben hat; wir sind damit fertig geworden –, daß Widersprüche im Sozialismus erstens schlecht sind und zweitens möglichst vermieden werden müssen. Worauf du sehr energisch erwidert hast, die Überlegenheit des Sozialismus bestehe doch gerade darin, daß er die Gesellschaft ist, in der Widersprüche in raschester Folge auftreten und in der zugleich die Voraussetzungen dafür gegeben sind, sie am schnellsten im Interesse der Gesellschaft zu lösen.

Nun erleben wir, daß die Faszination solcher marxistischer Entdeckungen und Erkenntnisse in den Gesellschaftswissenschaften wiederum dahin führt, der wissenschaftlichen Sicht doch eine Priorität gegenüber der ästhetischen einzuräumen. Einen solchen Ansatz sehe ich etwa in Horst Holzers Beitrag zu „Kontext I“, wo er – neben vielem sehr Richtigem zur realistischen Literatur – auch die These formuliert, der realistische Autor habe vorhandene gesellschaftswissenschaftliche Erkenntnisse „in einen Kontext zu transformieren, der ‚sinnlich‘ zugänglich und auf Geschichte und Gesellschaft, vermittelt über die sie tragenden Subjekte, bezogen ist“. Nicht zuletzt die Anführungszeichen bei dem Wort sinnlich machen mich bedenklich, ob da nicht das Spezifische der Kunst zu kurz kommt, schon gar nicht zu reden von der Marxschen Perspektive, daß die Sinne Theoretiker werden sollen.

Sowohl der Künstler wie der Gesellschaftswissenschaftler gehen von der Realität aus. Der Wissenschaftler erfaßt sie wissenschaftlich, der Künstler künstlerisch. Über die Arbeit des Schriftstellers hat Anna Seghers im Briefwechsel mit Lukács die großartige Passage geschrieben, wo sie, ausgehend von Tolstoi, die Abfolge, die Stufen des Prozesses der künstlerischen Aneignung darstellt: Zuerst das naive künstlerische Erfassen, das scheinbar unbewußte und unmittelbare Aufnehmen von Realität; die nächste Stufe ist dann das Durchdenken aufgrund gesellschaftswissenschaftlicher Erkenntnisse, dabei durchaus das Entzaubern der Welt, aber eben als Durchgangsstadium, bei dem es nicht bleiben darf; folgen muß das erneute, nun „endgültige“ künstlerische Erfassen der Wirklichkeit, jetzt auf der mit dem Durchdenken gewonnenen höheren Stufe der Welt-Aneignung.

Ich finde, es wäre gut, wenn der Wissenschaftler in entsprechender Weise vorgehe, das heißt, wenn er seiner zunächst wissenschaftlichen Erfassung der Wirklichkeit eine künstlerische Betrachtung folgen ließe, von der aus er dann wieder zu einer höheren, die Widersprüche tiefer erfassenden wissenschaftlichen Betrachtung käme. Nehmen wir doch ein solches Thema wie die Lage der Arbeiter. Die Untersuchung muß beginnen mit dem Auffinden und Ordnen zahlreicher Fakten und Daten. Aber dem sollte

durchaus ein künstlerisches Erfassen des Alltagslebens – „Denken in Bildern“, „Denken in Gefühlen“ – folgen, wie in einem Roman; und daraufhin kommt man schließlich zu einer gehobenen wissenschaftlichen Darstellung. Fehlt das Künstlerische, so fehlt ein wesentlicher Teil der Realität, die ja danach verlangt, auf die verschiedenste Weise erfaßt zu werden, um als gesellschaftliche Realität ganz erfaßt zu werden. Das Niveau der gesellschaftswissenschaftlichen Leistung, der Eindruck, den sie auf den Menschen macht, ist wesentlich bestimmt durch die Fülle der schöpferischen Wiedergabe. Die Sache wird mager, trocken, wenn nicht die künstlerische Stufe des Erfassens dazwischen liegt.

Du hast also in deiner Polemik gegen das allzu schroffe Trennen, wenn nicht gar schematische Gegenüberstellen von wissenschaftlicher und ästhetischer Erfassung und Wiedergabe bei Moissej Kagan sowohl das künstlerische als auch das gesellschaftswissenschaftliche Arbeiten im Auge gehabt.

Ich kann dazu nur wiederholen: Man sehe sich das Kommunistische Manifest an! Nimm einmal diese Stelle: „Die Bourgeoisie, wo sie zur Macht gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übriggelassen als das nackte Interesse, als die gefühllose ‚bare Zahlung‘. Sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, der ritterlichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt. Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst und an die Stelle der zahllosen verbrieften und wohlverordneten Freiheiten die eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt. Sie hat, mit einem Wort, an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt... Die Bourgeoisie hat dem Familienverhältnis seinen rührend-sentimentalen Schleier abgerissen und es auf ein reines Geldverhältnis zurückgeführt.“

Marx hat natürlich die Feudalverhältnisse studiert und auch die des Kapitalismus. Und jetzt sieht er noch einmal auf die Verhältnisse des Feudalismus zurück, sie naiv künstlerisch sich aneignend, mit einem ersten künstlerischen Blick, „verzaubert“ gewissermaßen. Und wie idyllisch erscheinen sie! Doch dann folgt die erneute gereifere wissenschaftliche Aneignung, die zugleich die ganze Brutalität des Kapitalismus erfaßt, der dem Feudalismus den Schleier entreißt, aber nicht um sich selbst damit zu bedecken, sondern um zu zeigen, daß er seine eigene unverschleierte nackte Geldbezogenheit vorzieht.

Anna Seghers würde umgekehrt vorgehen: Sie würde zunächst vieles sehen, auf alles neugierig sein und es in sich aufnehmen; dann würde sie an Marx und mit ihm wissenschaftlich denken und schließlich als Künstler eine Darstellung dieses Gewebes menschlicher Beziehung geben, die uns merken läßt, wie hohl das Ganze ist, wie wert, daß es zugrunde geht.

Von daher fühle ich mich übrigens immer wieder in meiner Abneigung gegen Sätze bestärkt wie: Die Marxisten haben eine Welt-Anschauung. Wir haben eine Welt-Aneignung – nicht passiv anschauend, sondern aktiv aneignend verhalten wir uns zur Welt. Selbstverständlich haben wir Sozialisten eine wissenschaftliche Methode der Aneignung, die von Marx entwickelt worden ist; gleichzeitig haben wir aber auch eine künstlerische und vor allem auch eine praktisch-geistige Methode der Aneignung von Wirklichkeit und Welt. Das muß sich mischen: Weder wissenschaftliche, noch künstlerische, noch praktisch-geistige Aneignung allein genügen; einzeln können sie nicht

die Realität in ihrer Vielfalt, in ihrer Tiefe begreifen.

Nimm ein solches Beispiel für das geistig-theoretische Gewicht von praktischer Erfahrung! Kurt Schwabe, unser bedeutendster Forscher auf dem Gebiet der Korrosion, sagte mir: Es gibt eine ganze Reihe von Gesetzen über die Korrosion, wir können viele Notwendigkeiten auf diesem Gebiet im Labor feststellen. Aber kein Gesetz gilt im Grunde für irgendeinen Betrieb, denn dort kommt es immer auf Sonderbedingungen an, die der Technologe, der seine Wissenschaft beherrscht, mit seinen goldenen Händen – praktisch-geistige Aneignung der Welt! – meistern muß. Ich finde damit übrigens auch meinen Ärger darüber bekräftigt, daß wir dem Technologen noch nicht die entsprechende Position in der Gesellschaft zuerkennen; in unsere Akademie wird man noch immer nicht gewählt, wenn man ein großer Technologe ist, sondern nur als anerkannter Wissenschaftler.

Zu deinem Trost, Genosse Kuczynski: Bertolt Brecht muß von diesem Zusammenhang einiges mehr gewußt haben. Für seinen Galilei ist der Linsenschleifer Federzoni ein Wissenschaftler, durch seine goldenen Hände und seinen gescheiterten Kopf durchaus befähigt und berechtigt, im Kreis der Spitzen der gelehrten Welt mitzureden.

Aus dem, was Schwabe über die unterschiedliche Geltung von Forschungsergebnissen im Labor und in den verschiedenen Betrieben sagt, ließe sich indes auch eine Unterstützung für Schlüsse in ganz anderer Richtung herauslesen: Nicht Wirklichkeit existiert, sondern nur Wirklichkeiten. Nicht Realismus ist also möglich, sondern allenfalls Realismen. Und parallel zu dieser Theorie von der immer weniger durchschaubaren, immer unerklärlicheren Welt schreibt Günter Grass dann halt seinen „Butt“ – weg von Erkennbarkeit der Geschichte, weg von Veränderbarkeit und Machbarkeit der Welt, zurück in die Urhöhle, zum Mythos.

Es gibt natürlich scheinbar verschiedene Wirklichkeiten, etwa für den Künstler und den Wissenschaftler. Da ist ein Regenbogen: Der Naturwissenschaftler sieht dort etwas grundsätzlich anderes als der Künstler. Nicht darin liegt der Fehler von intelligenten Wirkköpfen wie Grass, das ist ganz normal. Falsch wird die Sache erst, wenn daraus ein Verschwinden der objektiven Realität im jeweils Subjektiven erfolgt wird. Denn faktisch ist und bleibt der Regenbogen der gleiche Gegenstand, das gleiche Objekt, wie verschieden auch immer er gesehen, mit Instrumenten erforscht, mit Gefühlen erlebt wird.

Wenn die Welt für Günter Grass immer komplizierter wird, dann darum, weil seine Denkweise die Welt immer weniger erfassen kann. Kompliziert war die Welt immer – es wäre grundfalsch zu glauben, daß sie heute für einen Marxisten komplizierter ist als vor 100 Jahren, und es wäre ebenso unsinnig zu meinen, ein Mensch hätte es, mit der marxistischen Methode ausgerüstet, im alten Griechenland leichter gehabt als in der heutigen Welt, die gesellschaftlichen Prozesse zu durchschauen und gar ihre weitere Entwicklung vorauszusehen; für ihn wäre die Welt damals genauso wenig einfach gewesen.

Anna Seghers hat sich darum ja auch gegen ein Abdanken des Realismus vor der Komplexität der Welt verwahrt. Wenn Wirklichkeit in vielen Bruchstücken vermischt und verwirrend wirkt, so daß einem Wesentliches in der Fülle von Einzelercheinungen entgeht, so ist es ihrer Ansicht nach um so wichtiger, daß der Künstler den Leser an die Hand nimmt, um mit ihm „in seinem Buch ein zweites Mal durch dieselbe Welt zu gehen“.

Was nun die Auffassung angeht, die Dinge in der Welt würden immer komplizierter und damit notwendigerweise die Aussagen darüber immer unverständlicher, so wird

dem neuerdings selbst von den Fachwissenschaften her durchaus widersprochen. Mir scheint, daß zur Konfusion in dieser Frage die Futurologen einiges an Verwirrung beigetragen haben; so liegt ihrer Behauptung, das Wissen der Menschheit verdoppele sich zur Zeit alle zehn, manche sagen sogar alle sieben Jahre, die Gleichsetzung der Menge einschlägig bedruckten Papiers mit menschlichem Wissen zugrunde. Demgegenüber hat Professor Rompe für die Physik festgestellt, daß nach einer Periode der Spezialisierung der Zug der Zeit jetzt zur Zusammenfassung, zum Verstehen größerer Zusammenhänge in umfassender Theoriebildung geht.

Diesen Zug zur Vereinheitlichung, zu einem, wenn man so will, einfachen Verständnis von Realität finde ich auch dort, wo der große Physiker Dirac sagt, eine mathematisch-physikalische Formel genüge ihm solange nicht, wie sie ihn nicht durch ihre Einfachheit auch ästhetisch anspreche – da ist sie also wieder, neben, ja mit der Einfachheit die Einheit von wissenschaftlichem und künstlerischem Erfassen! Man denke dabei auch an die Einfachheit der Einstein-Formel über den Zusammenhang von Masse und Energie und an seine tätige Überzeugung, daß es durchaus möglich sein müßte, Arbeitern seine Relativitätstheorie ohne Preisgabe der Wissenschaftlichkeit zu vermitteln.

Das spricht alles sehr gegen den vielzitierten Satz, der moderne Wissenschaftler sei einer, der von fast nichts mehr fast alles wisse. Mir scheint, darin steckt halt doch neben zeitweiliger Eigengesetzlichkeit von Wissenschaftsentwicklung eine ganze Menge an speziell kapitalistischer Bedingtheit.

Im Grunde sollten wir überlegen, ob nicht die gegenteilige Entwicklung jetzt auf der Tagesordnung steht: ob nicht die Erfassung der Realität mit dem Fortschritt der Wissenschaft immer einfacher wird, das heißt immer verständlicher in der Methode und auch in der Aussage. Das ist ein Gedanke, den ich allerdings so auf die Kunst nicht übertragen möchte; denn bei der künstlerischen Erfassung spielen noch andere Elemente eine Rolle.

Was aber doch nicht gegen die Möglichkeit spricht, daß die Kunst – so steht es bei Thomas Mann – wieder ganz einfach werden muß, mit der Menschheit auf du und du. Natürlich kann ein Bild eines Kindes von Käthe Kollwitz das ganze Elend der Arbeiterklasse aufzeigen, oder eine Hand von Dürer den Charakter eines Menschen. Ich würde nur nicht sagen, daß das jederzeit als Norm für die ganze Kunst gelten sollte. In der Wissenschaft aber muß man zu immer einfacheren Formeln und Modellen kommen.

Bis zum 18. Jahrhundert etwa ist der Wissenschaftler sowohl Gesellschaftswissenschaftler wie Naturwissenschaftler gewesen; Marx hat dann die Wiedervereinigung dieser beiden inzwischen getrennten Ströme zu einer einzigen Wissenschaft von der Natur und vom Menschen als Zukunftsaufgabe gestellt. Noch vorher, in der Renaissance, hatten wir als Ausnahmeerscheinungen: Riesen an Denkkraft, an Schöpferkraft und Tatkraft, die eine wundersame Vereinigung aller Wesenskräfte des Menschen, seiner wissenschaftlichen und künstlerischen und praktisch-geistigen Fähigkeiten darstellten. Ziel der sozialistischen Gesellschaft ist es, diese Einheit in den einzelnen Menschen wieder herzustellen, alle die Trennungen, die der Kapitalismus mit sich gebracht hat, aufzuheben – innerhalb der Wissenschaften, zwischen Wissenschaft und Technologie, zwischen Künstlern und Wissenschaftlern, zwischen den Intellektuellen und der Masse der übrigen arbeitenden Menschen. Diese Trennungen für alle und jeden zu beseitigen, dahin wollen wir: hin zum ganzen großen Menschen, zum Riesen an Denkkraft, an Schöpferkraft und Tatkraft in Massen.

Peter Weiss
Arbeitsgespräche mit Brecht in Lidingö

Aus dem Zweiten Band der „Ästhetik des Widerstands“

(Es handelt sich hier um einen Auszug aus umfassenden Arbeitsgesprächen mit Brecht in dessen Atelier in Lidingö, außerhalb Stockholms, wo er vom Frühjahr 1939 an bis zum deutschen Überfall auf Dänemark und Norwegen [9. April 1940] wohnte. Auf die Schilderung des geplanten 1. Teils des Dramas, wie sie hier vorgenommen wird, folgt im Buch ausführlich der 2. Teil des epischen Stücks, der die Taten Engelbrekts und der schwedischen Freiheitsbewegung 1434–1436 behandelt.)

Belassen wir es, für heute, dabei, was uns die Kenner erklären, es wird keinen Krieg geben, sagte Brecht, blechern, skandierend. Das klang wie aus dem Prolog zu einem Stück, gehörte aber zur Einleitung einer Reihe von Arbeitsgesprächen, die sich zunächst über etwa zwei Wochen hinzogen. Wenn das Studium, das eine Menge detaillierter Pläne erbrachte, nicht zur Herstellung des Werks über Engelbrekt führte, so war es weniger deshalb, weil Brecht Mitte September mit der Ausarbeitung und Niederschrift der *Mutter Courage* begann und ihn im Oktober die Abfassung des vom schwedischen Rundfunk bestellten Hörspiels *Das Verhör des Lukullus* in Anspruch nahm, sondern weil der Stoff, der im Zusammenhang mit der Epoche Engelbrekts aufgerollt wurde, von solcher Breite war, daß sich eine Spielform dafür noch nicht finden ließ. Zu kurz war die Zeit zur Konzeption und Ausführung eines Stücks keineswegs, einen Monat benötigte er für die *Courage*, vierzehn Tage für den *Lukullus*, er ging an eine Arbeit heran, als läge sie schon fertig in ihm, brauche nur ans Licht gehoben zu werden. Die Geschichte Engelbrekts aber ließ sich nicht zu der Fabel bringen, nach der er, zu meinem Unverständnis, verlangte. Hin und wieder ermüdete er, wies das Thema von sich, dann schien er sich daranzumachen, eine dramatische Epik zu entwerfen, die den ständigen Verzweigungen und Abspaltungen, den Widersprüchen und Vieldeutigkeiten der Geschehnisse gerecht werden könnte. Die Worte, die ich bei meinem Eintreten vernahm, waren so zu verstehen, daß die Tätigkeit auch unter drohender Kriegsgefahr, selbst bei Ausbruch des Kriegs, fortgesetzt werden müsse. Den politischen Vorgängen ebenbürtig, unter allen Umständen, war das Handwerk des Schreibens. Auch am Nachmittag des einunddreißigsten August und am ersten September, zu den stündlichen Radiosendungen, führte Brecht das Gespräch, nach kurzer Erörterung der Weltlage, auf das vorgenommene Pensum zurück. Gerade wenn die äußern Gewalten ein Übergewicht erlangten, drängte er darauf, festzuhalten an dem, was aus eigener Kraft hergestellt worden war. Das Eindringen in das Material, das Matthis und Ljungdal ihm beschafft hatten, verlief oft in Kreisbewegungen, in Zurückwendungen, im Wiederaufnehmen, Umdeuten und Vertiefen eines Motivs. Ljungdal holte zu einer Gebärde aus, als wollte er das Panorama des vierzehnten Jahrhunderts umfassen.

Von Anfang an zeichnete sich das Muster des Werks vor uns ab. Aus zwei Teilen sollte es bestehn, jeder Teil voller Widersprüche, doch vorherrschend im ersten die Kräfte von oben, im zweiten dann die Kräfte von unten. Gegen die Gesellschaft der Ritter und Prälaten, ansässig in befestigten Schlössern und Kirchen, erhob sich das frühe Bürgertum, den Handel entwickelnd, Städte bauend. Ein Jahrhundert des Vordrin-

Peter Weiss: Arbeitsgespräche mit Brecht in Lidingö

gens einer neuen Klasse, in den Konturen noch undeutlich, abhängig hier vom einheimischen Adel, dort sich verbindend mit ausländischen Unternehmen, mit beweglichem Kapital Vorteile gewinnend gegenüber dem festen Bodenbesitz. Der Zusammenstoß zweier Welten, die eine ihre alten Gewaltmittel verlierend, doch immer noch fähig, sich durch Diplomatie und militärische Überlegenheit ihre Privilegien zu erhalten, die andre fortschrittlich, indem sie feudale Formen der Ausbeutung beseitigte, gleichzeitig aber schon zu einer neuen, ökonomischen Ausplünderung greifend. Darunter die große Mehrzahl, das Landvolk, abstammend aus der Urgesellschaft der freien Bauern, die sich unterjochte Arbeitskräfte gehalten hatten. Hier war die breite, verharrende Kraft zu finden, in den Dorfgemeinschaften wurden die Reste von Unabhängigkeit bewahrt. Einzelne Landeigner erreichten den Rang von Junkern und Knappen, wandten sich, getrieben von den Umwälzungen, dem einkunftbringenden Bergbau zu, die Kleinbauern dagegen befanden sich im Abstieg, mehr und mehr erdrückt von den Lasten der Steuern. Die Knechte, rechtlos, noch kaum imstande, sich aus der Erniedrigung zu lösen, bildeten bei ihrer Abwanderung in die Zechendistrikte, während des ersten Industrialisierungsprozesses, als Tagelöhner und Soldarbeiter, den Grund für das Entstehen einer vorproletarischen Schicht. Der König hatte erst durch die andrängenden Aristokraten, dann durch die Expansion der Mittelstände von seinem Despotismus einbüßen müssen, zur Bewahrung seiner Macht brauchte er nun sowohl die Gunst der Edlen als auch die Fürsprache der Händler und Handwerker. Margareta, Tochter des dänischen Königs Atterdag, im Alter von zehn Jahren dem König von Norwegen angetraut, erzogen von Maereta, der Tochter der Seherin Birgitta aus schwedischem Königsgeschlecht, war dazu auserwählt, die Stellung der Fürstenhäuser noch einmal anzuheben und, nach der dänisch-norwegischen Verbindung, auch Schweden für sich zu gewinnen und die drei nordischen Reiche, unter Dänemarks Führung, zu einer Großmacht zu vereinen. Erste Szene, Einkleidung des Kinds als Modell der Königin, wie sie später erscheinen sollte. Von den Zofen gesalbt und gekämmt, im Gewand aus goldschimmerndem Brokatstoff, das Gesicht winzig in dem über die Schultern fallenden Haupttuch, umhüllt vom glockenförmigen, vorn von einer übergroßen, mit Edelsteinen besetzten Brosche zusammengehaltenen Mantel, stand es puppenhaft vorm stampfenden Hofstaat. Hingereicht wurde es dem schwächlichen linkischen König, der, im enganliegenden Rock voll eingewebter beilragender Löwen, mit tiefsitzendem Gürtel, von dessen Mitte der Dolch herabhing, in zweifarbigen Strumpfhosen, die Füße in perlenbestickten Schnabelschuhen, die Schultern verbreitert durch den mit Hermelfellen gefütterten Überwurf, den Kopf mühsam aufrecht haltend unter der schweren Krone, ihr die schlaffen Hände entgehob. Ringsum die Ritter, in Kesselhauben mit Nasenschutz, Spitzhelmen mit aufgeschlagenem Visier, hohen Kettenkragen, polierten Brustplatten, ledernen Lendnern, Armschienen und Beinpanzern, gewaltige Schwerter umfassend. Zu Litaneien, begleitet von Posaunen, Zymbalen und Pauken, wurde Margareta, am Sonntag nach Ostern, dem neunten April Dreizehnhundert Dreiundsechzig, von einem Erzbischof und zwei Bischöfen mit Håkan vermählt. Im Herbst des gleichen Jahrs zog Albrecht von Mecklenburg, um sich zum schwedischen König ernennen zu lassen, in Stockholm ein. Brecht dachte an eine simultane Szene im Stil des mittelalterlichen Dramas, in der Margaretas Gegenspieler vorgestellt werden sollte. Dann, bei der Auseinandersetzung mit den historischen Belegen, entstand die Notwendigkeit einer Kontrastwirkung.

Die Nennung der langjährigen Fehden zwischen den schwedischen Adelsgeschlech-

tern, des Ringens um die Krone zwischen Sohn und Vater, Bruder und Bruder, der Hinweis auf den Zerrkampf um Burgen und Lehen, die ständigen Grenzverschiebungen der drei Königtümer im Norden, die Brandschatzungen und Überfälle, die Verschacherungen und Verpfändungen von Provinzen und Fahrwassern, die Verwüstungen des Bodens, die Ausplünderung des Volks durch räuberische Tribute, die Hungersnöte, die Meuchelmorde und mißglückten Heerzüge der Folkungadynastie und schließlich die Berichte über die Zeit, die unterm Zeichen der Würgeengel, der Totentänze und schwarzen Messen stand, ließen Brecht den Hintergrund zum Auftritt Albrechts erkennen. Die Nachwirkungen der Großen Seuche, die mehr als ein Drittel der Bevölkerung weggerafft und große Teile der Landwirtschaft, des Grubenbaus brachgelegt hatte, überlagerten noch die Ankunft des Mecklenburgers, der die Sprache des Lands nicht beherrschte, der die Geschäftsinteressen der Hanse vertrat und seine Legionäre aus den Heeren des Deutschen Ordens bezog. Seine Einsetzung durch die herrschenden Klassen, die einen Diktator brauchten, der außerhalb ihrer rivalisierenden und durch die Intrigen um die Thronanwärterschaft verfeindeten Clans stand, der die Mißstände mit Terror lösen, gleichzeitig aber ihr Instrument bleiben sollte, die Berechnungen des Risikos und der Profite, die mit seiner Installation verbunden waren, die Hoffnung der Obern, daß Albrecht, gestützt von seinen mächtigen Seestädten, den dänischen Vormarsch abwehren und ihnen ihre Machtstellung erhalten würde, die Erwartungen der Landherren, Bergwerksbesitzer und Kaufleute, durch Festigung der Beziehungen zur Hanse einen Kapitalzuwachs, einen ökonomischen Aufschwung, eine Ankurbelung der Produktion herbeiführen zu können, die ganze Anbiederung an den fremden Fürsten, mit den Hintergedanken vielfältigen Eigennutzes, dazu die Furcht der Kleinbauern vor erhöhten Zinssätzen und Steuerabgaben, die Beunruhigung der Häusler, die keinen Ausweg aus ihrer Notlage sahn, dies alles mußte bei der Präsentation des neuen Monarchen zum Ausdruck gebracht werden. Die Zehnjährige stand noch abwartend, deutete erst das Kommende an. Der Deutsche dagegen konnte sich sogleich in seinem ganzen Herrschaftsanspruch ausbreiten, sich brüsten mit seinen Relationen, die von Nowgorod bis Brügge reichten, auch hatten die Seinen längst Stockholm unterwandert und, kraft ihrer Emsigkeit, ihrer Fertigkeiten, die Umschlagstellen, die Zünfte und Innungen in ihre Hände gebracht, in den Häfen lagen die Frachtschiffe aus Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, weitgehend von deutschem Ursprung waren die angesehensten Familien der Hauptstadt. Er führte mit sich etwas von der Epoche des Umbruchs, durchtriebener Repräsentant der Herrenklasse, begierig auf lukrative Entfaltung seines Amts, war er gleichzeitig offen für die gesellschaftlichen Veränderungen in Europa, wo die Feudalherrschaft erschüttert wurde von Bauernaufständen und die Bürger sich gegenüber den Fürstenhöfen zur Geltung brachten, wo Kaiser und Papst an Autorität verloren, die staatliche Verwaltung einer Zentralisierung entgegenging und die Gewerbe, der Warenvertrieb, das Geldwesen immer stärker werdende Organisationsformen fanden. Seinem Stab von Beratern rechnete er, neben den Kriegsspezialisten, Vertreter der Kaufmannschaft, der Reedereien und Banken hinzu sowie Sachverständige des Grubenwesens, die darangehen sollten, die Förderung des Eisens in den Dalarna voranzutreiben. Von alters her standen den Deutschen, die hier Anteile an den Zechen und Hütten erworben hatten, Privilegien der Befreiung von Steuern und Zöllen zu. Die Erzeugung von Kupfer und hochwertigem Eisen erbot die Grundlage für eine gesteigerte Ausfuhr. Außer Wachs, ständig gefragt von den Kirchenverwaltungen des Kontinents, und Pelzwerk hatte Schweden kaum Güter anzubieten. Die weitblicken-

den, unternehmungslustigen Landeigner, im Verbund mit den Großhändlern, waren es, die die Einberufung Albrechts in die Wege geleitet hatten. Während der Zeit des Niedergangs, des Mangels an Arbeitskräften hatten sie sich der Mehrheit am Besitz der Schächte versichert, die Fundstellen der Erze waren reichhaltig, ja unerschöpflich, wer hier zur Dominanz kam, konnte sich nicht nur eine führende Stellung im Reich, sondern auch den Eintritt in den internationalen Kommerz versprechen. Der mächtigste Bodenherr, Jonsson Grip, der den Bauern einen Hof nach dem andern abgenommen und die meisten Gruben der Dalarna erworben hatte, stand nun als einer der ersten im Hohen Rat, der sich zum Empfang des Herzogs rüstete. Sowohl bei der Ausstaffierung des königlichen Kinds als auch bei der Einweihung des mecklenburgischen Fürsten ging es darum, das Symbol einer Oberhoheit für die jeweilige Großmachtbestrebung aufzuzeigen. Die dahinterstehenden Kräfte würden sich miteinander zu messen haben, die unteren Schichten mit sich ziehend und zur allmählichen Auflehnung treibend. Die Institutionen waren die gleichen, hier wie dort von Konflikten durchsetzt, ihr Zerbrechen schon im inneren Zwiespalt enthaltend. Seine wohlbestückte Flotte aus Warnemünde, die an der Stockholmer Burg vor Anker gegangen war, seine schwerbewaffneten Söldner ermächtigten den Abgesandten der hanseatischen Städte dazu, sich den schwedischen Edlen herablassend zuzuwenden, sie vermochten weder zu schreiben noch sich in seiner Weltsprache auszudrücken und fanden sich in den modernen Geschäftsregeln nicht zurecht. Obgleich sie über riesige Felder, Wälder und Bergwerke verfügten, waren sie in seinen Augen nichts als schmutzige Häusler, in stinkende Tücher und Felle gekleidet, als Bittsteller traten sie vor ihn hin, angewiesen auf Dolmetscher, die ihm Gelegenheit gaben, jede seiner Aussagen im Zweideutigen zu belassen. Grip, nie zum Ritter geschlagen, weil er zu geizig war, sich mit Rüstung und Streitroß auf der jährlichen Waffenschau zu zeigen und dem königlichen Heer zur Verfügung zu stellen, doch von höherem Adel, dem der Finanzen, trug den Titel des Truchseß, im Wappen führte er den Greifenkopf mit einem Blutstropfen am Schnabel. Er, der bewandert war in allen Arten von Listen, glaubte sich dem Mecklenburger gewachsen und fähig, diesem alles, was er sich wünschte, abspielen zu können. Vor sich die Ämter, Gehöfte und Burgen sehend, die ihm zufallen würden, die Berge von Getreide, die Viehherden, die Eisenbarren, leitete er die Begrüßung des Ankommenden. Im heftigen Wechsel vom starr Hierarchischen der Hochzeit, mit der blanken, metallnen Reihung, dem knisternden Karminrot und Violett der Kirchenväter, fuhren knirschende, kotbesudelte Karren voll Leichen auf, gefolgt von Totengräbern, jammernden Weibern und Mönchen. Am Fuß eines Balkenaufbaus drängten sich die Niedren und Verarmten, die Bettler, verkrüppelt kriechend manche, an Krücken humpelnd, eingeschlossen in den Block saßen kleine Sünder, Geächtete, andere Gefangene, den Strick um den Hals, wurden von Schergen, mit Fußtritten und Lanzenschlägen, vorbeigetrieben, Taschenspieler und Akrobaten sammelten Gruppen von Zuschauern um sich, ein anderer Haufe, in ländlicher Kleidung, ein Messer, eine Axt im Gurt, stand abwartend für sich. Wir erörterten, wie etwas vom Charakter des damaligen Stockholms, der Pfählestadt, vermittelt werden könnte. Dicke Stöcke, Pflöcke umringten den Holm, doppelte Reihen von Bohlen, durch grob behauene Stämme miteinander verbunden, waren vor der Stadtmauer ins Wasser gerammt, zum Schutz gegen Wellen und angreifende Seefahrer. Eindrücke aus der Betrachtung alter Bilder wurden zusammengefaßt. Vor dem Entwerfen des dramatischen Herganges bestimmte Brecht das Aussehen der Bühne. Erst wenn ein materieller Raum hergestellt war, konnten auch die Figuren, in ihrer Anordnung und Ver-

teilung, ihrem Verhältnis zueinander, konkret werden. Das Unten und Oben gehörte zur Grundkonzeption. Doch enthalten darin waren die inneren Gliederungen, die ständig aufkommenden Gegensätze. Die hölzerne Estrade war Bollwerk, Laufgang und Schloßboden zugleich, sie vereinte Außen und Innen. Brecht erwog ein Mysterienspiel, das dort, zu Schalmeyen, Pfeifen und Fiedeln, aufgeführt werden konnte von Jokulatoren, die, Sensen schwingend, als Knochenmänner kostümiert, an das Unheil erinnerten, von dem vor allem die Ärmsten betroffen worden waren, während die Reichen sich nicht nur zu schonen vermochten, sondern, umgeben von Verödung und Schrecken, den Lebensfreuden huldigten. Die Erwähnung der Reimchronik, in der die Geschehnisse vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis über die Freiheitskämpfe hin liedhaft vorgebracht worden waren, weckte den Gedanken, das Stück, zumindest in eingesetzten Abschnitten, in diesen einfachen, holprigen Versen zu schreiben. Das Straßentheater konnte dazu den natürlichen Auftakt geben. Von den auftretenden Edelmännern wurden die Akteure, zum Beweis, wer es war, der das Wort führte, hinuntergefeigt. Unten ein Zappeln, Sichbalgen, ein Liegen im Dreck, oben ein breitgestaffelter glanzvoller Aufzug, stufenweise emporwachsend. Vor die wimpelbehängten Maste der Koggen draußen im Hafen schoben sich Standarten, Federbüschel, Schirme. Unten erdiges Grau, Schwarz, Umbra, oben Rot, Weiß, Silber, Gold. Von den Seiten her trat, beim Erschallen der Hörner und Trommeln, die festlich gekleidete Bürgerschaft hervor, verdeckte teilweise, mit ihren weiten Mänteln, breitrandigen Hüten, die lehmigen Farbtöne. Als Albrecht sich, mit seinem Gefolge, inmitten der Gastgeber aufgebaut hatte, fiel unten alles in die Knie. Nur der Sprecher der bäuerlichen Schar erstieg eine Tonne, wandte das Gesicht empor und hob die Hand, als wollte er ansetzen zu einem flehenden Ruf. Über ihm aber stellten Soldaten in Kettenhemden ihre Spieße und Armbrüste krachend ab. Demütig wich der Landmann zurück. Albrecht trug einen ärmellosen, mit ungeschliffenen Rubinen und Smaragden übersäten Umhang, den einige schwedische Höflinge dermaßen bewunderten, daß sie ihn, nachdem er ihm von einem Pagen abgenommen worden war, ergriffen und betasteten. Auch das Parfümfläschchen, aus dem er sich bespritzen ließ, weckte solche Neugier, daß er es, mit wegwerfender Handbewegung, den Junkern vermachte, die sich nicht genugtun konnten, einander daraus zu beschütten und sodann zu riechen. In kurzer, auf Taille geschneiderter, mit Pfauenfedern benähter Jacke und Beinlingen aus Seide saß er auf dem Thronessel, hinter dem das mecklenburgische Wappen, der schwarze, silbergehornte Stierkopf in goldenem Feld, emporgehalten wurde. Oben die Konfrontation der freien Landherren, der kleinen Gruppe, die zum Nutznießer der Arbeit des Volkes geworden war, die es sich, aus uralter Überlieferung, leisten konnte, ihre Untergebenen aufs Blut zu schinden, mit den Exponenten einer urbanen Kultur, in der bereits die Einsicht bestand, daß sich die Profitraten erhöhen ließen, wenn die Lebensbedingungen der Produzierenden gewisse Verbesserungen erfuhren. Oben Gleichrangige, ausgestattet mit uneingeschränkten Befugnissen, doch handelnd nach verschiedenen Prinzipien, da war das praktische, des Weltmarktes kundige Spekulieren, und da war barbarisches Raubrittertum, da war kurz-sichtiger Wucher und sparsames Planen, da stieß primitive Naturalwirtschaft auf das Wissen um Manufakturen und großangelegte Bauhöfen. Oben die weltlichen und kirchlichen Herren, die ihr dünn besiedeltes, weit ausgedehntes Reich, unterm Druck der Krise, fremdem Zuwachs zu öffnen hatten, und die erfahrenen Reisenden, kommend aus dichtbevölkerten ausgebeuteten Gegenden. Unten die aufwachsende Bürgerschaft, die Vertrauensleute der Gilden, die Magistratspersonen, die bald das Po-

dium droben einnehmen würden. Auch auf dieser Ebene eine Zusammengehörigkeit und ein Gegeneinander. Gemeinsam die Ablehnung der Alleinherrschaft oben, im Widerstreit jedoch die Selbstsicherheit der Handwerker und der Hochmut der Patri-zier, die sich, aufgrund ihrer angesammelten Besitztümer, besser dünkten als jene. Oben das Feilschen um Ränge und Titel, um Bodenrechte, Lehen und Pfründe, um Steuerbefreiungen und den Zugang zu Handelswegen, unten die Friktionen zwischen den Ständen, die schon entstehende Spaltung zu großen und kleinen Bürgern, die Vorbereitung tieferer Unruhen durch eine neue Teilung zwischen Handwerkern und vorproletarischen Massen. Der Reichsrat auf der Tribüne gab kund, daß die Ernennung Albrechts zum König verbunden sei mit dessen Gelöbnis, stets nach dem Willen der schwedischen Edlen zu regieren. Nur dem Namen nach sollte er der Erste sein, die Staatsgeschäfte wollten sie selber leiten. Oben wurde aneinander vorbeigeredet, ein Scheingefecht entspann sich über vorher Übereingekommenes. Was Taschendiebe unten, während sie Possen rissen, bewerkstelligten, wurde von den Verschwörern oben, in größerem Maßstab, mit feierlichen Floskeln, durchgeführt. Dort übten sich künftige Hauptmänner, Statthalter, Vögte und Richter, hier war ein abgeschnittener Beutel das Erreichbare. Zu hören war die Rede in mecklenburgischer Zunge. Albrecht gab die von ihm verlangte Versicherung ab. War voller Dank, daß er nun einziehen dürfe in das Land, in dem er und die Seinen sich ja seit langem schon beheimatet sahn. Er würde es verstehn, sagte er, mit einer Wendung nach unten, sich zum Besten aller einzurichten in dieser Stadt, deren Kastell, Gotteshaus, Kloster, Handelsstätten und Hafen erbaut worden waren von Deutschen, und deren Bereich er auszudehnen gedanke auf die ringsum gelegnen Holme. Die Lobpreisung, die ihm von unten entgegenkam, das Schweigen oben zeigte die Widersprüche an zwischen Stadt und Land. Mit dem angehobenen mecklenburgischen Emblem und dem doppelköpfigen Adler Lübecks, den farbprächtigen Innungsschildern deutschen Ursprungs erklärten die Bürger und Handwerker, wo sie ihre Zugehörigkeit sahn, die Ratsherrn stimmten eine überraschende Kundgebung an, in der sie dem angesehensten Fürsten der hanseatischen Städte Gehorsam schworen. Daß sie dies taten, ehe der ritterliche und kirchliche Rat noch die Krönung vollzogen hatte, war ein grober Verstoß gegen die Sitten, es war, als wollten die Vertreter der bürgerlichen Stände das erste Wort haben gegenüber den Autokraten, die nach ihrer Meinung nicht fragten. Die Verwirrung benutzte der Bauer dazu, wieder die Tonne zu ersteigen, Hochgeborne, rief er, die Kappe mit den über die Ohren herabfallenden Zipfeln abnehmend, untertänigst wollen wir euch bitten, wurde aber schon von einem Kriegsknecht hinuntergestoßen. Wir haben, sagte Brecht, das fortwährende Drängen gegeneinander zu veranschaulichen. Die Versuche der Aristokraten, den Herzog zu binden und sich zu unterstellen, stießen auf dessen geschliffne Ausweichmanöver. War zum Beispiel die Rede von der Notwendigkeit inländischer Dominanz über die Erzgruben, so ließ er von seinem Dolmetscher vermelden, daß er, zur Leistungssteigerung, eine Schiffsflotte erfahrener Bergleute aus den Zechen im Harz mitgebracht habe. Grip, witternd, daß er von dem Fremden zum Geprellten gemacht werden sollte, erlegte diesem auf, das mitgebrachte Feldzeichen durch ein Wappen zu ersetzen, aus dem die schwedische Hoheit hervorging, und, was immer ihr wollt, antwortete Albrecht, gebt mir ein Banner mit drei Kronen, ich werde es euch voraustragen. Vielleicht, sagte Brecht, könnte die Veranstaltung abgeschlossen werden durch die Stimme der Kirche, mit einer Strafpredigt, gehalten vom Bischof von Vadattera, dem Abgesandten der Birgitta in Rom. Bisher hatten sich die weltlichen Kräfte dargeboten, nun sollte die Macht zur Sprache kommen, deren Schwä-

chung erklärt worden war und die sich doch noch auf Jahrhunderte hinaus, geißelnd, umdunkelnd, Verwirrung und Kriege hervorrufend, geltend machen würde. Selbst Reichtümer häufend, predigte sie die Tugend der Armut. Revolten erstickend, rief sie auf zur Geduld, lockte mit jenseitiger Belohnung für durchstandne Leiden auf Erden. Das Schachern um Ackergrund und Wald, um Gruben und Schmelzöfen, um Schlösser und Burgen, Steuern und Zölle wurde, beim Überbringen der Botschaft, abgelöst von Gesten falscher Frömmigkeit und Zerknirschung. Der Vertraute der heiligen Frau, in Soutane und Spitzenschurz, malte den Versammelten Birgittas Vision vom Sterben Christi aus. Wenn sie sich Christi Braut nennt, sagte Brecht, bei Ljungdals Vortrag der Offenbarung, so ist der Verlobte noch mehr zu beklagen. Welche Entladung von Haß auf den Mann, welche Wollust bei der Beschreibung seiner Erniedrigung und Folterung. Völlig nackt sah sie ihn vor sich, den Geliebten, dem die Peitsche das Fleisch zerschnitt, bis auf die Rippen. Brecht stellte sich Birgitta vor, bei der Abfassung der Revelationes. Wie sie auf steinernem Boden kniete, sich befingernnd beim Anblick der blaubleichen Haut des Gekreuzigten, der ihr nichts anhaben konnte. Sein Gesicht naß von Speichelfladen, seine Zunge blutig im offenen Mund, sein Bauch platt ans Rückgrat gedrückt, weil alle Flüssigkeit aus den Eingeweiden gewichen, seine Hände und Füße von den Nägeln bis zum Zerreißen auseinandergezogen, die Löcher im Todesaugenblick noch durch die Körperschwere erweitert, die Schulterblätter im letzten Zucken hart an das Holz gepreßt. Beim Eindringen der deutschen Truppen in Polen, bei ihrem rasend schnellen Vormarsch dachten wir uns die gräßliche und prophetische Ansprache, die von der Zerfetzung des Menschen handelte und von der Anteilnahme daran, ich selbst, so schrie uns die Besessene zu, schloß ihm mit meinen Fingern den Mund und schloß ihm die Augen, doch seine steif gewordenen Arme konnte ich, als er von den Balken genommen worden war, nicht beugen, und seine Knie ließen sich, wie ich auch drückte, nicht strecken. Nachdem nun die Ritterschaft und die Honoratioren der Stadt auf diese Weise ermahnt worden waren, in sich zu gehn und dessen zu gedenken, der für sie gelitten hatte, könnte, meinte Brecht, gleich die christliche Erziehung der jungen Margareta, in einem Anknüpfen an die erste Szene, zur Schau gestellt werden. Als Sechzehnjährige, im sackleinenen Gewand der Nonne, mit dickem Strick gegürtet, kahlgeschoren, blaß, schmal, kniete sie betend vor ihrer Pflegemutter. Ehe sie zur Begattung ins Bett des Königs gelegt werden sollte, wurde ihr, zur Einschärfung, daß sie ihrer künftigen Pflichten mit Strenge gegen sich selbst zu walten hatte, in geregelter Zeremonie eine Züchtigung mit der Rute zuteil, die sie, bäuchlings auf hölzernem Bock liegend, den Mantel hochgeschlagen, die Hände in Andacht gefaltet, die Augen weit offen im reglosen Gesicht, über sich ergehen ließ. Küssen der strafenden Hand. Wieder das Vortreten der Zofen. Abnahme des hanfenen Tuchs, Aufsetzen der Perücke, Anlegen des rund ausgeschnittenen, die Brust eng umschließenden, nach unten zu weit ausfallenden Brokatkleides mit dem goldgestickten Granatapfelmuster auf purpurfarbnem Grund. Die jähe Verwandlung der grauen Nonne zur triumphierenden Regentin müsse, sagte Brecht, als Eindruck auf der Netzhaut erhalten bleiben, so daß ihre Gestalt die folgenden Szenen gleichsam durchleuchte, bis sie wieder in Aktion trete, in Kalmar, zur Wiederherstellung der nordischen Selbständigkeit, zur Union der drei Reiche. Während der Meldungen der deutschen Siege und des Eintritts Englands und Frankreichs in den Krieg vergegenwärtigten wir uns die Zeit, die Margaretas Erscheinung umschloß. Albrecht hatte gleich nach seinem Regierungsantritt, um die Rüstung zu sichern, den Ausbau der Gruben im Järnbäraland, dem alten Eisenträgerland, einlei-

ten lassen. Privilegienbriefe wurden ausgegeben an die Besitzer der Bergwerke und Hütten, ihnen allen stand der Schatzmeister Jonsson Grip vor. Um die Produktion in den Betrieben, die mehr als fünfzig Zechen mit dazugehörigen Schmelzanlagen umfaßten, anzutreiben, mußten zunächst Arbeitskräfte herbeigelockt und ihnen Vorteile versprochen werden. So zogen hungernde, herumtreibende Knechte und Mägde, entlassne Gefangne, Abenteurer, Landstreicher in die Gegend um Kopparberg und Norberg, und es wurden ihnen als Lohn nicht nur Zuteilungen von Getreide, Butter, Fleisch, Heringen und Salz versprochen, sondern auch Waren im Wert von drei Mark, die sie sich einmal im Jahr beim Händler aussuchen durften. Vogelfreie erhielten Asylrecht, selbst wer für Diebstahl und Mord angeklagt war, konnte Anstellung finden, die Werber nahmen es nicht so genau, das ausgesetzte Kopfgeld war geringer als die Prämie, die sie für vollzählige Belegschaften erhielten. Die Anreize allein konnten jedoch eine Freiwilligkeit der Arbeit bald nicht mehr gewährleisten, wo immer noch Handlanger fehlten, wurden auch Kleinbauern ausgehoben, die Vögte entschieden über die Rentabilität eines Hofes, und gab er nicht genug her, so vertrieben sie Mann, Frau und Kinder von ihrem Boden und zwangen sie dazu, für ein halbes oder ganzes Jahr Quartier an einer Zeche zu nehmen. Als Stollenbauer und Hauer, als Sachkundige der Vermessung, Entwässerung und Bewetterung der Gruben, der Aufbereitung und Verhüttung des Erzes waren deutsche Bergmänner tätig, ihre Rationen waren doppelt so groß wie die der ungelerten Arbeiter und Zuträger, zudem erhielten sie Bargeld als Lohn. Deutsche Kaufleute auch waren mit ihrem Kapital an der Förderung beteiligt, die einheimischen Unternehmer führten die Aufsicht über die Kuxen, diejenigen, die selber Fachkenntnisse erworben hatten, konnten, in harter Konkurrenz zwischen den Gruppen, die Leistungsfähigkeit ihrer Gewerke steigern. Durch das Wetteifern zwischen diesen frühen Aktiengesellschaften bildeten sich Konzerne heran, eine neue Klassenschichtung machte sich geltend, von Industriellen, Geldhändlern, Handwerkern und den eben erst aus der Leibeigenschaft befreiten Massen. Die großen Gewinnmöglichkeiten verlangten nach Verstärkungen der Wachmannschaften, von Söldnern mußten die Lohnknechte niedergehalten, ständiger Bedrohung, abschreckender Bestrafung ausgesetzt werden. In den mittelalterlichen Gruben hatten Meister und Bergmänner in gegenseitigem Einvernehmen, im Zusammenwirken innerhalb einer Kooperation gestanden, die neue Arbeitsteilung rief heftige Gegensätze hervor, zwischen den aus dem Großbauerntum kommenden ursprünglichen Bergherrn und den eindringenden Aristokraten, den königlichen Kontrollbeamten und den Anteilsbesitzern, den Vorarbeitern und den Fuhrleuten, Lasträgern und Köhlern, und darunter garte die Aufsässigkeit des losen Volks, das sich in elenden Hütten um die Schächte und Schmelzwerke lagerte. Waffen durften nur die Meister der Markscheidekunst besitzen, einzig die Direktoren gingen in Rüstung und Helm, ausgepeitscht wurde, wer vom Gesinde beim Tragen eines Messers oder Dolchs ertappt wurde. Trotzdem blieben in den Dalarna gewisse Regeln der Bauerngesellschaft aufrechterhalten, die Gemeinden hatten ihr eignes Thinggericht, der Waldbesitz war unangreifbar, die Landeigner bewahrten ihre Unabhängigkeit vom Hofstaat. Doch da Vorrechte stets nur die obere Stände betrafen, wuchs der Unwille der Unterdrückten an, die, einen Schritt über ihr altes viehisches Dasein hinausgelangt, sich dem Bewußtsein ihrer selbst näherten. Albrecht hatte seine Flottengeschwader ausgesandt und die dänischen Küsten verwüstet, mecklenburgische und schwedische Truppen waren in Norwegen eingedrungen, Håkan konnte sich zu einer Gegenwehr nicht aufraffen, Atterdag mußte die Waffen strecken, Dreizehnhundert

Siebzig wurde zu Stralsund der Friede geschlossen, der die beiden besiegten Länder zur Abtrennung wichtiger Häfen und Burgen und zur Anerkennung hanseatischer Kontrolle über die Seewege nötigte. So wie sich das Deutschland unsrer Tage als unüberwindlich darstellte, so zeigte sich der Hanseverbund, siebenundsiebzig Städte umfassend, auf der Höhe seiner Macht. Visby auf Gotland und viele Handelsstätten im südlichen Schweden, vormals von den Dänen beherrscht, waren nun in dessen Besitz, auch Stockholm war zu einer Stadt der Hansa geworden. Bei der Behandlung der Vorkommnisse während der Jahre, ehe Margareta ihre Rolle zur Entfaltung brachte, setzte Brechts Suchen ein nach einer Form, die der Reimchronik entsprach, in der drastisch, verwegen, von Zeile zu Zeile ein neues Ereignis beschrieben wurde. An eine Prozession dachte er, die schnell ihre Stationen durchlief, an Bänkelsänger, Chöre, Pantomimen und Tänze, zur Musik von Drehleiern und Dudelsäcken. Einzelheiten aus der historischen Fülle wurden aufgegriffen und skizziert, die Kämpfe Albrechts und der schwedischen Ritter gegen den dänischen Monarchen, die dänischen Vorbereitungen zur Wiedereroberung des verlorenen Besitzes, die beginnende Auflehnung in schwedischen Adelskreisen gegen die hanseatische Hegemonie und die Selbstherrlichkeit des Königs, die fehlgeschlagenen Erwartungen im Land, statt einer Stabilisierung des Handels nach anfänglichem Kriegsglück fortgesetzte Beunruhigung durch erweiterte Rüstung und neue Feldzüge, statt Sicherung der Kapitalanlagen Steuererlässe, die auch die Großkaufleute nicht verschonten, statt Linderung der Not wieder Hungerkuren fürs Volk, statt Wiederherstellung der Agrarwirtschaft Plünderungen und Brandschatzungen durch umherstreunende Soldatenhaufen, statt verstärkter nationaler Einheit Verschärfung der Zwiste quer durch alle Stände. Begleitet von den Bildern der verheerten Felder und zertrümmerten Städte in Polen, der eingebrachten Gefangenmassen, der verstümmelten Leichen, der immerwährenden Totenklage, dem erschreckenden Gedanken ausgesetzt, was geschehen würde, wenn die deutschen Truppen die sowjetischen Interessengebiete erreichten, befaßten wir uns mit dem Schweden, das zur mecklenburgischen Kolonie geworden war und in dem ausländische Lehnsherren und Vögte die eingeseßnen Landeigner schröpften, soweit diese nicht zu den wenigen Bevorzugten gehörten, die sich selber bereichern durften, wie Grip, der jetzt zweitausend Höfe unter sich gebracht hatte. Brecht war fasziniert von dem räuberischen, von Rachitis verunstalteten Truchseß und Obersten Richter, der ungestraft, auch vorm Altar der Klosterkirche zu Stockholm, Rivalen niederstechen konnte, der das Monopol besaß für den Handel mit Getreide und Schönwerk und für die Kerzenmanufaktur, dem das Münzwesen unterstand, und der schließlich, zu stark geworden, bei seinem königlichen Herrn in Ungnade fiel. Jetzt, als Albrecht, den er zum Krieg getrieben und als Beschützer für seine eignen Plünderungen ausgenutzt hatte, ihm einen Teil der errafften Güter wegnehmen wollte, als ihn die Furcht verfolgte, vom Regenten, der ihm durch Anleihen tief verschuldet war, umgebracht zu werden, sammelte er wieder Verschwörer im Reichsrat, diesmal, um sich von dem Fremden zu befreien. Er starb jedoch, an seiner Unersättlichkeit, ehe die Zeit zur Erhebung gegen den Mecklenburger reif war. Nach Grips Tod riß Albrecht dessen Landsitze und Erzgruben an sich, was nun, da der Krösus nicht mehr beneidet zu werden brauchte, zum Aufruhr der schwedischen Edlen führte. Brecht setzte mehrmals an zur Schilderung dieser Phase, die sich über zwei Jahrzehnte erstreckte und eine konzentrierte, die Kräfteverhältnisse doch durchsichtig machende Spielweise erforderte. Doch konnten keine Vereinfachungen über die Vielfalt gelegt werden, immer wieder zeitigte das Entstehende neue Gründe, wies neue Linien der Weiterent-

wicklung auf. Die norddeutsche Expansion, die Gespaltenheit des schwedischen Adels und Großhändlertums, einerseits verflochten mit der hanseatischen Hochfinanz, andererseits beseelt vom Wunsch, eigene skandinavische Kartelle zu gründen, die Kämpfe der Ritterfamilien um den Vorrang beim Erstellen eines Thronprätendenten, der wachsende Einfluß der Patrizier auf die Regierungsgeschäfte, das Vorwärtsdrängen der Bürger und Handwerker, die Ungeduld der städtischen und ländlichen Arbeiterschaft, dies alles waren Anzeichen einer Untergrabung der alten Staatsform, des Aufkommens einer revolutionären Bewegung. Grip hatte das traditionelle patriarchalische Herrschen durch das Herrschen mit Hilfe der Übermacht des Geldes ersetzt, er hatte sich aller ökonomischen Gewaltmittel bedient, um die Vorrechte seiner Klasse beizubehalten, hatte das Obrigkeitswesen militarisiert, dann, nachdem der von ihm eingesetzte Schirmherr der Reichen ihm über den Kopf gewachsen war, die von ihm sonst verunglimpften Oligarchien zusammengerufen und sich an das eben noch befehdete Dänemark gewandt, um dieses für ein Bündnis gegen den diktatorischen König zu gewinnen. Nach diesem flimmernden, hektischen, noch fragmentarischen Abschnitt, in dem Schieber und Meuchelmörder einander umschlichen, trafen Dreizehnhundert Sechsendachtzig, am dreizehnten Juli, Margareta, die seit Håkans Tod Dänemarks und Norwegens Regentin war, und König Albrecht in Lübeck, zum Hansetag, zusammen. Mit sich brachte Margareta ihren sechzehnjährigen Sohn und Kronerben, Olav. Zu erwägen waren alle Motive des Treffens. Albrecht, geschwächt durch die Opposition im Land, die deutschen Fürsten angehend um die Füllung seiner Kasse, um Verstärkung seines Heeres, seiner Flotte. Margareta bedacht auf das Anknüpfen von Geschäftsbeziehungen, auf Befriedung der Meere, Garantien für die rückerworbenen, ehemals der Hanse verpfändeten Besitztümer. Albrecht, in Kenntnis der schwedischen Umsturzpläne, versuchte, die Frau, die die Versammlung der Senatoren überglänzte, für sich zu gewinnen, unsicher die Aussagen, daß er um ihre Hand anhielt. Von theatralischer Möglichkeit jedoch sein Werben um sie, seine Bemühungen, die schwedischen Edlen zu überbieten und Margareta vom Nutzen einer mecklenburgisch-dänischen Vereinigung zu überzeugen. Margareta kalt abweisend. Ein Antagonismus, in dem nicht nur finanzielles Ringen zum Ausdruck kam, sondern auch Kampf zwischen den Geschlechtern. Ein Königsdrama im shakespearischen Sinn. Während Albrecht leidenschaftlich die Vorteile einer Verbindung aufzählte, berechnete Margareta, was sich aus dem Bund mit dem schwedischen Adel herauschlagen ließ. Die Kosten für den Kriegszug mußten aufgebracht werden. Doch Dänemark war immer noch das an Bevölkerung und Agrarprodukten reichste Land des Nordens. Verdoppelte Steuern während eines Jahres würden die militärische Rüstung tragen. Die schwedischen Emissäre hatten ihr für die Waffenhilfe nicht nur den Thron, sondern auch eine große Anzahl von Ländereien, Schlössern und Burgen versprochen. Insgeheim verhandelte sie um die Überschreibung der Bergwerke in den Dalarna an sie. Die schwedischen Unternehmen hatten abzuwägen zwischen Margaretas Bedingungen und den Restaurationsbestrebungen Albrechts. In beiden Fällen würde der Hauptanteil des Industriekapitals in den Händen der hanseatischen Bankiers bleiben. Sie zogen Margaretas Herrschaft vor, da sie, in Dänemark regierend, weiter entfernt von ihnen wäre und sie folglich ihre Geschäfte weniger einsehbar betreiben konnten als unter dem in Stockholm ansässigen König. Um die Sicherstellung der Partnerschaft in den Grubenbetrieben ging es auch bei Margaretas Gesprächen mit den norddeutschen Ratsherrn. Wenn sie sich deren Gunst erkaufte, so war auch ihnen an einer Blockbildung mit Dänemark gelegen, zu einer Zeit, da sich im Westen die

Konkurrenz von Burgund, im Osten die polnisch-litauische Union erhob und sowohl Rußland als auch England auf eine Erweiterung ihrer eigenen Handelsrechte drängten. So kamen die Geldhändler Margareta entgegen, wollten aber auch an Albrecht noch, so lange wie möglich, verdienen. Ehe entschieden war, wer der Sieger in Schweden sein würde, unterstützten sie beide. Margareta begab sich, im Bewußtsein, hanseatische Rückendeckung erhalten zu haben, wieder nach Dänemark, und Albrecht fuhr, mit einer Flotte voll Kriegsvolk, das ihm der Markgraf von Brandenburg zur Verfügung gestellt hatte, nach Stockholm zurück. Die Stadt, verhiess er, sollte zu einer uneinnehmbaren Festung werden. Nachdem sein Kreditor verreckt war und er alle Schuldbriefe zerreißen konnte, trieb er seine Schergen zur rücksichtslosen Ausplünderung des Landes an, um vor der erwarteten dänischen Invasion ein Chaos zu schaffen, das geregelte einheimische Angriffe gegen ihn unmöglich machen sollte. Ehe Margareta ihren Truppen den Marschbefehl gab, entstand noch einmal, in klassischer Verdichtung, die Vision der royalistischen Macht, durchsetzt vom Starrsinn gegenüber den Mitgliedern des eignen Clans, von der Entschlossenheit, über Leichen zu gehn. Mit der Rute erzogen, sich selbst kasteiend, zugleich erfüllt vom Ehrgeiz, ihren verstorbenen Vater zu übertrumpfen und all das zu erreichen, was ihr kränklicher Gatte unerfüllt gelassen hatte, brachte sie ihrem Sohn, dem jungen Thronanwärter, eine Strenge entgegen, an der er zerbrechen mußte. Olav starb, siebzehn Jahre alt. Der Stoff, der in dieser Begebenheit lag, ließ Brecht eine Szene entwerfen, aus der die Pervertierung der Alleinherrschenden hervorging. Ein Prinzip verkörpernd, in dem die weltlichen und geistlichen Mächte einander durchdrangen, gab sie ihrer Macht abwechselnd den Schein religiöser Inbrunst und nationaler Zweckmäßigkeit. So stellte sie sich jetzt dar in hieraldischer Trauer, kreidebleich geschminkt, ohne Augenbrauen, der Mund ein schwarzer Strich. Aufgewachsen im Kult um Birgitta, konnte sie es der Heiligen gleichtun, gespenstisch stand sie da, in ihren Armen den rücklings ausgestreckten Toten haltend, und kaum hatte sie ihn den Priestern zur Aufbahrung übergeben, winkte sie ihre Kommandeure herbei, ließ die Feldkarten vor sich ausbreiten, bestimmte die Richtungen der Angriffsstöße. Eine Schlacht auf der Bühne, derartiges ließ sich mit Gebrüll, Säbelhieben und sterbend Niedersinkenden nicht mehr darstellen. Auch Abstrahierungen, in Form von Tafeln, auf denen Zugehörigkeit, Art und Anzahl der Truppenkörper angegeben waren und die auf der Bühne verschoben wurden, hätten sich als allzu spielerisch erweisen müssen in Anbetracht der Kriegshandlungen, wie die Filme der Wochenschau sie jetzt zeigten. Jede Vorspiegelung eines Gemetzels wäre eine Vermessenheit gewesen, und gänzlich abzuweisen war die Hineinziehung des Publikums in ein übermächtiges, alles niederstampfende Geschehen. Während des Kriegs über den Krieg zu sprechen, das sei nur möglich, sagte Brecht, wenn es darum geht, dessen Ursachen zu ergründen. Dreizehnhundert Neunundachtzig, am fünfundzwanzigsten Februar, in Västergötland, auf der Ebene Falan, näherten sich einander, quadratisch geordnet, die Hauptmassen der gepanzerten Reiter, hinter ihnen stampfte das Fußvolk durch den Schnee. Doch vom Zusammenstoß der Krieger war nichts zu sehen, nichts zu hören. Es herrschte eine schreckliche Stille und Trübe. Im Vordergrund, nach rückwärts gewandt, sitzend auf den Schultern von Rittern, Margareta. Brecht wollte zeigen, daß es einzelne waren, auf jeder Seite, die die unzähligen Namenlosen in die Vernichtung warfen. Es lag ihm daran, in diesem ersten Teil des Stücks die ungeheure Kluft deutlich zu machen zwischen denen, die in der Geschichte verschwanden, und den gekrönten Häuptern, die sich als historische Richtpunkte erhoben. Das Bild der Geschichte als einer Geschichte der Herrscher

sollte den Zuschauer an die notwendige Umkehrung denken lassen, die für den zweiten Teil beabsichtigt war. Noch vier Jahrzehnte lagen vor dem Erscheinen des Engelbrekt, vor der Volkserhebung. Doch ahnten wir schon, beim Blick auf unsere heutige Lage, wieder überlistet, ins Garn gegangen, wie strittig und dunkel auch diese Phase sein würde. Immer noch bestimmten einzelne über uns. Ehe Brecht daranging, die Auswirkungen des Kriegs auf die Niedern und deren Verhalten zu schildern, demonstrierte er, welcher Art jene waren, die sie führten und verleiteten. Die Eigensucht zweier Figuren hob er hervor und die Verhöhnung, die sie einander zukommen ließen. Anstatt des Getümmels, des sich rot färbenden Schnees, umriß er zwei Augenblicke, zu Beginn und zum Abschluß des Kräftermessens. Während Margareta wartete, ausspähte, wurde ihr, auf einem Kissen, ein Schleifstein überbracht, Geschenk Albrechts, adressiert an den König Hosenlos, mit dem Gruß, die Empfängerin solle das Regieren lassen und lieber ihre Nähadeln und Scheren schärfen. Dann, nach dem Sieg ihrer Truppen und der Herbeiführung des gefangenen Gegners, ließ sie diesen in einen fünfzehn Ellen langen Narrenmantel kleiden, ihm eine mit bunter Schleppe versehene Haube aufsetzen und ihn, gekettet an Händen und Füßen, in ihr Zeltbett legen. Die Erniedrigung dessen, der sich ihr als Gatte angeboten hatte, übertraf für sie die Freuden einer Hochzeit. Ein neues Wahrzeichen der Macht, die schwedische Reichsstandarte, wurde Margareta übergeben. Das Wappen, angefertigt für Albrecht, trug drei goldene Kronen auf blauem Grund. Drei Kronen, die eine für die Größe, die andre für die Ehre, die dritte für die Schätze des Landes. Nach der Niederwerfung der ausländischen Regenten begannen die kontraktlich festgelegten Transaktionen. Die schwedischen Edlen ernannten Margareta zu ihrer rechtmäßigen Herrin und gelobten, ihr und dem von ihr eingesetzten Erben in Treue zu dienen. Eine Reihe von Burgen und befestigten Häfen an der Westküste wurden ihr, zur Bestätigung ihrer Vorherrschaft über das Kattegat und den Öresund, vermacht. Sie erhielt den größten Teil der Besitztümer Jonsson Grips, die sich von Kalmar und Öresten über halb Schweden bis hinauf zu den Erzgruben um Falun, Kooparberg, Norberg und im finnischen Osten bis Viborg erstreckten. Stockholm indessen verschloß sich ihr, auch mit der Einkerkierung Albrechts und seines Sohns in der Feste von Falköping war der Krieg noch nicht beendet, fast zehn Jahre noch würde es dauern, bis die Garnison der Hauptstadt gefallen und Schweden von den Mecklenburgern befreit war. Stichworte zu Material, das wir aus den Bibliotheken geholt und gesichtet hatten. Gegenmaßnahmen der Hansa, um die Auslieferung der gefangenen Hohen aus Ruppın, Stargard und Schwerin zu erzwingen. Eintreffen eines Expeditionskorps aus Rostock. Allgemeine Seeblockade, zur Verdeutlichung, daß es noch die Hanse war, die über den Handel bestimmte. Das Land durch die Raubwirtschaft, den Krieg ruiniert. Verunsicherung der Küsten durch mecklenburgische Kaperschiffe. Ermordung oder Vertreibung aller, die in Stockholm nicht zu Albrecht hielten. Verhandlungen Margaretas um Waffenstillstand und um die Bedingungen für die Freigabe Albrechts und dessen Sohn. Festsetzung eines Betrags von sechzigtausend Mark Silber. Bis zur Erlegung der Summe Stockholm als Pfand. Bemühungen der Mecklenburger, den Hochmeister des Deutschen Ordens dafür zu gewinnen, ihnen das Lösegeld vorzustrecken. Stockholm diesmal Köder der Anhänger Albrechts. Freilassung Albrechts, Einsetzung des Hansebunds zur neutralen Schutzmacht Stockholms. Einzug der Besatzungstruppen aus Lübeck, Stralsund und Greifswald, aus Danzig, Elbing und Thorn. Ein Wald von Fahnen, feierliche Reden, Manifestation der Bürger. Ansinnen Albrechts und des Ordensfürsten auf Rache. Vorbereitungen kriegerischer Unternehmungen. Streit mit

den hanseatischen Kaufleuten, die Wiedereröffnung des Warenaustauschs verlangten. Schließlich, am Trinitatisfest, Sonntag den siebzehnten Juni Dreizehnhundert Siebenundneunzig, der Unionsakt in Kalmar, verbunden mit der Krönung des jungen Erik von Pommern, dem Neffen Margaretas, den sie zu ihrem Zögling gemacht und zu ihrem Nachfolger erwählt hatte. Wie Brecht sich eingehend mit der Haltung, der Gestik der Akteure bei der Überreichung des Schleifsteins und der Demütigung des geschlagenen Königs beschäftigt hatte, so legte er minutiös den Bewegungsverlauf dieser Szene fest. Das Verhalten und die Gebärden der Auftretenden, ihre Verteilung auf der Bühne, die Beziehungen zwischen den einzelnen Personen und den Gruppierungen sollten so eindringlich sein, daß Worte kaum notwendig waren. Die Sparsamkeit der Repliken entsprach auch der Hinwendung zum Vorsänger oder Chor, von denen die Handlung kommentiert oder zusammengefaßt wurde. Wir erörterten, auf welche Weise Margareta dem Volk als Befreierin erscheinen könnte. Sie ließ Gaben an die Armen austeilen. Indem ihnen, denen immer das letzte genommen worden war, eine Münze, ein Säckchen Mehl oder ein Brotlaib gegeben wurde, mußten sie den Spender für ihren Retter halten. Sie zeigte sich als die Fromme und Bußfertige, ließ sich ein Bild der Birgitta voraustragen. Choral über ihre Wallfahrt nach Vadstena, dem Kloster der Heiligen. Die Nonnen und Mönche gaben kund, daß sie ihnen daselbst die Füße geküßt habe. Die Prälaten steckten die Bestechungsgelder, die sie ihnen hatte zukommen lassen, in den Beutel, sangen eine Messe zu ihren Ehren. Die Geringeren blickten auf zu ihr wie zu einer Landesmutter. Endlich Hoffnung auf Ruhe und Frieden. Auch die Oberen erwarteten von der Regentschaft Margaretas den Frieden, und es war dies der Friede, den sie zur Festigung ihrer Positionen brauchten. Die Lobpreisung, die ihr oben entgegenkam, galt nicht ihr, sondern der Möglichkeit, den Grund zu legen zu neuer Besitzerweiterung. Die Ehrungen der Niedrigen waren wie ein Stoßgebet aus dauernder Not. Nur die Landleute standen wieder stumm, mit Anzeichen einer Bedrohlichkeit, doch unvermögend, ihre Forderungen, angesichts der Auftürmung der Macht, zur Sprache zu bringen. Immer hatte der Rat der geistlichen und weltlichen Herrn das Oberhaupt zum eigenen Nutzen gewählt. Sie wollten sich nicht wieder, wie durch Albrecht, überlisten lassen. Ihr gemeinsames Ziel war jetzt, die noch im Land befindlichen marodierenden mecklenburgischen Söldner niederzukämpfen, die Piraten auf den Meeren unschädlich zu machen und Selbständigkeit gegenüber der Hanse zu gewinnen. Die Vorteile einer Union der drei nordischen Reiche ließen die Streitigkeiten zwischen den Adelsgeschlechtern um dynastische Interessen zurücktreten. Die skandinavische Einheit konnte den norddeutschen Expansionsbestrebungen entgegengestellt werden. Innerhalb der Allianz hegte jeder der drei Staaten den Wunsch nach Vormacht, weniger aufgrund des Vertrages mit Margareta als wegen der Überlegenheit ihrer Streitkräfte zu Land und zur See waren die schwedischen Aristokraten genötigt, sich dem Willen der Dänin zu beugen. Als Siegerin und Gründerin der Union konnte sie es sich leisten, von Ebenbürtigkeit zu sprechen, sie und ihre Partner wußten doch, daß sie ihrem eigenen Land den Vorrang geben würde. Vor allem hatten die Teilnehmer am Treffen die Genugtuung, daß sie sich noch einmal in ihrer Beständigkeit als Oberklasse darstellen konnten. Es tagten einzig die Edlen. Das Bürgertum war in seinem Vordringen aufgehalten und auf seinen Platz in der Nähe des Volks verwiesen worden. Die Notwendigkeit des nordischen Verbunds fand besonderen Nachdruck, da gleichzeitig Gotland von einer Armee des Deutschen Ordens besetzt wurde. Die Meldung, daß zweiundvierzig Kriegsschiffe in Visby gelandet waren, drang ein in das Ritual der Krönung. Zugegen im Kalmarer Schloß wa-

ren die Erzbischöfe von Lund und Uppsala, zehn Bischöfe, vier andere hohe Würdenträger der Kirche und über fünfzig Repräsentanten der vornehmsten Familien, hundertdreißig Herren wurden von Erik zum Ritter vorgeschlagen. Dieser Erik aber, obzwar König, hatte damit zu rechnen, daß er erst nach Margaretas Tod sein Amt ausüben durfte. Vertragsmäßig hatte sie sich ihm gegenüber abgesichert. Unangreifbar auch alles, was an Gütern und Industrien in ihren persönlichen Besitz gelangt war. Wie vormals, zu Lebzeiten ihres Sohns, regierte sie anstelle des eigentlich Gekrönten. Es kam ihr die Genugtuung zu, kraft ihrer diplomatischen Fähigkeit, als Schöpferin der skandinavischen Dreieinigkeit, den installierten König übertrumpfen zu können. Die Anregung, den Konflikt zwischen der starken Mutter und dem schwachen Sohn weiter auszubauen, wies Brecht ab. Er fürchtete, dabei zu tief in eine Tragödie zu geraten, die das Stück von seinem balladenhaften Charakter abbringen würde. Ihn interessierte es mehr, zu zeigen, wie Margaretas fast modern anmutende Vorsätze durch althergebrachten Egoismus entstellt und entkräftet wurden. Ljungdals Verlesung der in Kalmar abgefaßten Charta beeindruckte ihn. Zu einer bleibenden Union hätte es kommen können, wenn die Menschen, die diesen Text, unter Margaretas Vorsitz, festgelegt hatten, bereits mehr der Neuzeit zugehörig und nicht zum größten Teil noch im Mittelalter verwurzelt gewesen wären. Das Dokument, mit seinen neun Hauptpunkten, in denen die Ideale von Gleichheit und Gerechtigkeit aufklangen, ging aus von der Entscheidungsgewalt der Oberen und beachtete nicht die Ansprüche des Volks. Wenn es auch die Befugnisse und die Verantwortung der Staaten auf weitest mögliche Art behandelte, so bezog es doch das Geschick der großen Mehrzahl der Bewohner nicht mit ein. Es zeigte deutlich, wie ein Bewußtsein sich auf die Zukunft richtete und doch unvermögend war, über die gesellschaftlichen Gegebenheiten hinauszukommen. Der Gedanke der Zentralisierung wurde ausgesprochen vom Gebot, daß die drei Reiche auf ewig unter einem König miteinander verbunden sein sollten. Neben dieser Verpflichtung, die der Erhaltung des Friedens und der Eintracht diene, wurde die Integrität jedes einzelnen Reichs zugesichert, indem es bei seinem eignen Gesetz und Recht verbleiben sollte. Die militärpolitische Seite der Allianz zeigte sich in der Bestimmung, daß im Falle eines äußeren Angriffs auf eines der Reiche alle einander mit aller Macht zu helfen hätten. Doch im Satz, daß der, welcher zur Ächtung verurteilt wurde in einem Reich, auch geächtet sei in den anderen Reichen, und daß alle gemeinsam dem König beistehen mußten gegen jeden, der sich gegen den Vertrag empöre, kam zum Ausdruck, wer hier Anspruch auf Schutz erhob. Die Zusammenbindung der Reiche und die Versicherung ihrer übernationalen Verteidigung war eine Tat, die der Geschichte vorausleuchte. Von der Einsicht aber, daß die schnelle Entfaltung des Welthandels nach staatlicher Machtkonzentration verlangte, bis zur Feststellung, daß es die arbeitende Bevölkerung war, die die kleine Schicht der Leitenden trug, war es noch weit. Margareta ging nach dem Hervorbringen der Idee der Einheit gleich dazu über, diese in der Praxis zu widerlegen. Ihre einheimischen Günstlinge betraute sie mit den anfallenden Ämtern und setzte sie als Verwalter in den Schlössern und Burgen ein. Zwar überließ sie, um die Unzufriedenheit einzudämmen, einen Teil der Posten den schwedischen Räten, die Steuern aber trieben dänische Lehnsherrn und Vögte für sie ein. Schon bei der Besiegung des Kalmarer Briefes zeichnet es sich ab, daß Schweden wieder unter Fremdherrschaft stehn, daß der Landfriede den Aufruhr in sich tragen würde. Die zelebrierte Zusammenkunft der weltlichen und geistlichen Aristokratie, sagte Brecht, mußte abgeschlossen werden durch einen Zug der Bauern, die nun, noch geblendet von all dem Glanz, zu ihrer alltäglichen Mühsal zurückkehr-

ten. Das Hauptthema vorm Ende des ersten Teils war der nach einem kriegerischen Jahrhundert erreichte Zustand der Waffenruhe. Margareta hatte Stockholm dem Reich einverleibt, die Freibeuter von den Meeren verjagt und Gotland dem Deutschen Orden für achtausend lübische Mark abgekauft. Die Instandsetzung der Landwirtschaft und des Handels, das Ingangkommen der Produktion in den Grubengebieten, die Bildung einer gemeinsamen Armee und Flotte, die ruhmreiche Erscheinung der Regentin, dies alles verlieh den Ländern der nordischen Union Sicherheit und einen neuen Auftrieb. War die Not auch noch nicht behoben, so bahnte sich in Schweden doch eine breite nationale Entwicklung an. Nicht nur die Großgrundbesitzer und Industriellen durften mit Profiten rechnen, auch Kaufleute, Handwerker und Gewerbetreibende konnten sich wieder zur Geltung bringen. Aristokraten wie Bürger lernten, die Herrschaft der Dänin anzuerkennen, solange sie dem Dreistaatenreich vorstand, traten die Mißlichkeiten zwischen den Adelshäusern zurück. Während der letzten zehn Jahre ihres Lebens war sie Bürge des Friedens, und dieser Ruf blieb an ihr haften, so zwiespältig der Friede auch war, den sie schuf. So wurde ihr Tod, der sie an Bord ihres Schiffs im Flensburger Hafen erteilte, nicht nur von den oberen Klassen, die es verstanden hatten, sich ihrer Loyalität zum eigenen Vorteil zu bedienen, sondern auch vom Volk, für das zumindest die Befreiung vom Krieg eine Erleichterung bedeuten mußte, beklagt, während König Erik und dessen Höflinge nun ihrer Machtentfaltung entgegensahen. Margareta hatte sich darum bemüht, die Konflikte, die nach der Gründung des nordischen Staatenverbandes aufkamen, durch Verhandlungen zu lösen. Die Zeiten der Heerzüge hatten sie gelehrt, daß geschickte Diplomatie oft rentabler war als militärische Investierung, bei der sie viele der besten Ritter verlor. Die starke Armee behielt sie bei, um ihren Ansprüchen Nachdruck verleihen zu können. Ihr Reich der Einigkeit hob sich ab vom übrigen, von Unruhen zerrissenen Europa. Unionsfehden fanden statt auf der pyrenäischen Halbinsel, England stand mit Frankreich im Krieg und war gleichzeitig Aufständen der Landbevölkerung ausgesetzt, Revolten hatten in Böhmen begonnen, in Lübeck erhoben sich die Handwerker gegen die Patrizier, sie sah, daß sich nur durch einen genau ausgewogenen Wechsel von Drohung und Entgegenkommen, von Angriff und Ausweichen die antagonistischen Kräfte in ihren Ländern in Schach halten ließen. Die Aristokraten beschenkte sie mit Gütern, die sie ihnen erst abgenommen hatte, den Bischöfen schmeichelte sie, stellte ihnen geraubte Schätze zu, mit Zollvergünstigungen nahm sie die Großhändler für sich ein, ihren Teilhabern an den Erzgruben erneuerte sie die Privilegienbriefe, bei den Bauern nährte sie Dankbarkeit durch Herabsetzung der Naturalleistungen, den entlassenen Kriegsknechten ließ sie ein kleines Stück Ackerboden zukommen. Das Volk beachtete sie nicht, erst in ihrer letzten Stunde würde sie sich der dunklen, namenlosen Massen entsinnen. Nach Flensburg war sie gereist, um die Streitigkeiten mit dem holsteinischen Adel zu schlichten, der Anspruch auf Slesvig erhoben und bereits Reitereien ins dänische Land geschickt hatte. Sie war bereit, einen Teil Sönderjyllands abzutreten, um die bewaffneten Auseinandersetzungen zu einem Ende zu bringen, erkrankte aber während der Unterhandlungen an der Lepra, die in der Stadt ausgebrochen war. Ehe wir unsere Arbeit für längere Zeit einstellten, ließ Brecht das Schlußbild vor uns entstehen. Freitag, den achtundzwanzigsten Oktober Vierzehnhundert Zwölf. Margareta fiebernd in der Kajüte der Staatskogge. Ohne Perücke, kahlgeschoren, glich sie wieder der Novizin. Brecht wollte sie von allem Außenwerk entkleidet sehen. Ihr kostbares Gewand, ihre Schmuckstücke und Insignien hingen über einem Ständer, im Hemd, schweißnaß, das Gesicht bläulich fleckig, saß sie im Bett, bei ihr

waren wenige Vertraute. Jetzt, da es zu spät war, sollte sie noch einmal konfrontiert werden mit dem Traum der Einheit, zu dessen Ausführung ihre Staatskunst nicht ausgereicht hatte. Machtlos, dem Tod ausgeliefert, sollte sie gezwungen werden zur Erkenntnis ihrer Versäumnisse. Grausam sollte sich der Widerspruch zeigen zwischen ihren visionären Gelöbnissen und dem Betrug an sich selbst und an ihren Untertanen. Jetzt konnte es ihr nichts nutzen, daß sie vielen Regenten, die nach ihr kamen, voraus war, ihre absolutistisch geführte Herrschaft ließ sich nicht durch die von ihrer eigenen Zeit bedingten Mängel entlasten. Noch versuchte sie, in ihrem Zerfall, sich aufzurufen zum Bewußtsein ihrer Machtfülle, im Schüttelfrost schlugen ihre Zähne aufeinander. Die Äbte von Sorö und Esrom, der Bischof und die Priorin des Liebfrauenklosters zu Roskilde, die zu ihrer Begleitung gehörten, murmelten über den Rosenkränzen. Um den Anfechtungen aus einer Welt, deren Dimensionen nicht mehr zu erkennen waren, zu begegnen, ließ sie sich von ihrem Berater und Schatzmeister Kröpelin, einem gebürtigen Preußen, die Summen aufzählen, die ihr zur Verfügung standen, insgesamt sechsundzwanzigtausend dreihundertsiebenunddreißig lübische Mark. Sie rechnete, hin und wieder überkommen von einem Röcheln, einem Würgen, sie stellte die Beträge fest, die den Kirchen und Klöstern geschenkt, für Wallfahrten nach Jerusalem, Bethlehem, Rom und Assisi, für Messen zu ihrem Seelenheil am Jüngsten Tag zur Verfügung gestellt werden sollten. Mit einem Amen, einem Halleluja nahmen die Geistlichen ihre Anweisungen entgegen. Dann machten sich die Gewalten über sie her, durch die Fenster, aus den Bodenluken kamen sie gekrochen, im Hängegriff schwangen sie sich an den Balken unter der Decke entlang, hinter den Pfeilern tauchten sie auf, bleiche, schmutzige Erscheinungen, manche verstümmelt, mit blutigen Verbänden, Landarbeiter waren unter ihnen, Lastträger aus den Bergwerken, Frauen in zerfetzten Kleidern, verhungerte Kinder tragend, Bettler, Irre, Gefangene in Ketten. Dienerinnen trockneten ihr das Gesicht, hielten eine goldene Schale bereit für ihr Sputum. Während sie die Namen der Höflinge nannte, denen sie ihre Burgen und Lehen vermachen wollte, umdrängten die Gestalten ihr Bett. Sich an Kröpelin wendend, sagte sie, er solle, zum Dank für seine Dienste, nunmehr Vogt sein über Bohus, und Stockholm, antwortete dieser, zum Schloßhauptmann in Stockholm wolle er ernannt werden. Da wurden Leichen vor ihr niedergelegt auf das Bettuch, Hände griffen von hinten um ihren Hals, nein, rief sie, den Ansässigen sollen die Domänen und Städte zukommen. Die Kleriker beteten lauter, sie rüttelte sich los, die Zölle, rief sie, die Zölle aus dem Öresund, dem Kalmarsund, dem Kattegat sollen Dänemark erbracht werden, und wieder drückten Hände ihr die Kehle ab, falsch, schrie sie im Ersticken, falsch war es gewesen, an unserem Vorrang festzuhalten, falsch war die Einsetzung unserer Grafen in die leitenden Stellungen gewesen, falsch war es gewesen, nicht frei gewählte Räte und Richter für die Gesetzlichkeit sorgen zu lassen, falsch war es gewesen, nie auf die Bauern, die Handwerker zu hören, falsch diese ganze Berücksichtigung vom Glauben an die Unverbrüchlichkeit der von uns gegebenen Herrschaft. Zum Exorzismus traten die Würdenträger der Kirche an, schlugen das Kreuz über sie, besprühten sie mit Weihwasser, versuchten, ihr Erbrechen mit Litaneien zu übertönen. Dicht war die Sterbende jetzt vom Volk umringt. Seht mich, rief sie, und der Schreiber am Stehpult ließ die Feder kratzen zu ihren verfliegenden Worten, zu den Ärmsten gehöre ich, ich bin deren Letzte, und als solche will ich vergehn. Was ich mein Eigentum nannte, soll verteilt werden an sie, die, in allen Landen, gekränkt und erniedrigt wurden durch mich. Meine Häuser sollen zukommen denen, die kein Dach über sich haben, meine Kleider sollen getragen werden von ihnen, die jetzt in Lumpen gehn. Ich

will, ich will, ich wollte, schrie sie hinein in die angestimmte Messe der Prälaten, das Reich des Friedens wollte ich gründen auf Erden, doch niemand mehr hörte ihr zu, da war nur noch der dröhnende Gesang, und so wandte sie sich, hochgestreckt, dem zu, der ihr am wenigsten helfen konnte, flehte ihn an um Vergebung, um Aufnahme, sank zurück, war nur noch ein Haufe fauligen Fleisches.

Michael Klaus
Paul W. Tibbets

Der
der im August 45
Zehntausende Japaner per Knopfdruck tötet
steigt im Oktober 76
wieder
in eine
B-29-Super-Fortress
und klinkt
für die 18000 Besucher
einer Luftfahrtschau
in Texas
eine Attrappe aus
ein US-Army-Sprengkommando
inszeniert den Pilz
er landet
steigt aus
und gibt Autogramme

Curt E. Wolff
Der Kollegenabend

„Mit Recht kann man deshalb sagen, der Merkantilismus ist letztlich auch heute noch die Grundlage der Wirtschaftspolitik vieler Staaten.“

Das Pausenzeichen schrillte in die Ausführungen von Studienreferendar Rust. Dennoch, wieder einmal war es ihm gelungen. Er hatte seine Stunde mit der vorbereiteten Pointe schließen können. Gewiß, versteckte Kurskorrekturen waren notwendig geworden. Er hatte Zwischen- und Verständnisfragen gestellt, bestimmte Begriffe an die Tafel geschrieben, um sie dann in seinem weiteren Vortrag geschickt einzubauen und bei schwachen Schülern kontrollierend nachzufragen. Als er sich jetzt den Kreidestaub vom Jackenärmel klopfte, die Armbanduhr vom Pult nahm, sie wieder umband und die Eintragung im Klassenbuch vornahm, war nicht nur der dumpfe Druck von ihm gewichen, jene Furcht vor einer nicht zu Ende gebrachten Stunde – er fühlte sich belebt, beinahe erhoben. Den Schülern, die lärmend und sich drängend durch die Klassentür stolperten, rief er mit starker Stimme hinterher:

„Wer hat Tafeldienst?“

„Der Vogt. Vogt, he, Vogt, komm zurück.“

Vogt, langhaarig, pickelgesichtig, mit einem Schal um den Hals, kam mißmutig in die Klasse geschlurft. „Vogt“, Rust redete ihn mit schmalem Lächeln an, „der Tafeldienst ist dafür eingerichtet worden, daß auch nach der sechsten Stunde die Tafel gewischt wird. Also bitte.“

Der Schüler ließ seine abgewetzte Aktentasche fallen, packte den trockenen Schwamm und fuhr in großen Schwüngen über die Tafel, wobei der Kreidestaub wie Schuppen auf den Boden rieselte. Dann verließ er grußlos auf dünnen, in Röhrenhosen steckenden Beinen den Klassenraum.

Auf dem Weg zum Lehrerzimmer traf Rust die Sekretärin des Direktors.

„Herr Direktor möchte Sie sprechen, Herr Rust.“ Er nickte und ging rasch den Flur weiter. Vor der gepolsterten Tür des Direktorenzimmers fuhr er sich mit den Fingern durch das fahlblonde Haar, rückte an seiner Hornbrille, klopfte, ließ das „Herein“ verklingen und trat ein. Direktor Hufnagel saß über Akten gebeugt und schrieb. Durch das Fenster in seinem Rücken blickte Rust auf den Burgberg und die Burg selbst, das Wahrzeichen der Stadt, das auch dem Gymnasium seinen Namen gegeben hatte. Hufnagel sah hoch. Eigentlich hoben sich nur seine gansblauen Augen über den oberen Brillenrand. Zwei Falten kerbten den rechten Mundwinkel und vertraten ein Lächeln in diesem Gesicht, das an der pädagogischen Front in den Klassen und im Verwaltungsgerangel mit der Ministerialbürokratie klein und entschlossen geworden war. Die Haare umstanden den Kopf wie gefrorener Seifenschaum. Mit einer kurzen Geste wies er auf die Stühle vor seinem Schreibtisch.

„Herr Rust“, Hufnagels Mund formte seitlich eine kleine Öffnung. „Sie schreiben mit der 5 d in der nächsten Woche eine Grammatikarbeit, nicht wahr. Nun, der Elternbeirat hat mich angerufen und mich gefragt, ob Sie die Arbeit auch gut vorbereitet haben. Gut, gut“, Hufnagel winkte die Antwort, zu der sich Rust bereits in seinem Stuhl aufgerichtet hatte, mit der Hand ab. „Mit der Weitergabe dieser Frage an Sie erfülle ich lediglich meine Pflicht. Der Elternbeirat ist besorgt, weil Sie erst so kurz bei uns sind. Nun, ich bin überzeugt, daß Sie nach besten Kräften bemüht sind, Ihre vorzüglich benoteten wissenschaftlichen Kenntnisse in die pädagogische Tagesrealität

umzusetzen. Keine allzu geringe Aufgabe, gewiß nicht. Oberstudienrat Schwob, der Sie für die Zeit Ihres Ausbildungsabschnittes an diesem Gymnasium betreut, steht Ihnen natürlich jederzeit mit Rat und Hilfe zur Verfügung.“ Hufnagel lehnte sich kaum merklich in seinem Stuhl zurück, legte die Hände flach auf die Schreibtischplatte und schaute zur Decke empor. Rust folgte seinem Blick.

„Ich wünschte, meine Aufgaben ließen mir mehr Zeit für solche Gespräche“, sagte Hufnagel, ohne die Augen von der Decke zu nehmen. „Der Pädagoge braucht den Dialog; er ganz besonders. Der Vortrag in der Klasse birgt die Gefahr des Monologisiereins in sich. Damit werden wir aber weder uns noch unserer Aufgabe gerecht.“ Hufnagels rechte Hand ballte sich zur Faust. „Wir müssen das Gespräch suchen, sei es mit den Schülern, sei es mit den Kollegen. Ich weiß, ich weiß“, Hufnagel hob die Faust vom Tisch und sah nun Rust an, „es gibt da Kollegen, für die Referendare Wildwuchs sind, der erst aus Spalier der Stoffpläne gewöhnt werden muß. Ich vertrete nicht diese Ansicht. Ich glaube vielmehr, daß das heutige Gymnasium ohne die Ideen und Impulse der jungen Kollegen verkrusten würde. Sollten Sie also irgendwelche Probleme oder Fragen haben, zögern Sie nicht, kommen Sie zu mir.“ Hufnagel reichte ihm seine Hand, die schmal und trocken wie ein Lineal war. Die beiden Falten an seinem rechten Mundwinkel vertieften sich; dann knickte sein Kopf auf die Akten vor ihm herab. „Ich danke Ihnen, Herr Direktor“, sagte Rust auf dem Weg zur Tür, „ich habe die Arbeit in der 5d vorbereitet.“

Im Lehrerzimmer waren die Kollegen mit der Einnahme des Mittagessens beschäftigt. Dem Gymnasium war ein Internat angeschlossen, dessen Küchenverwaltung den Mitgliedern des Kollegiums das Essen im Wochenabonnement zu einem mäßigen Preis anbot. Rust setzte sich an den Tisch der „Mittesser“, wie sie von den Kollegen genannt wurden, die mittags heimfuhren, nahm sich aus einer großen Schüssel von den reichlich übriggebliebenen, in sich zerfallenen Salzkartoffeln, löffelte graues Sauerkraut auf seinen Teller und spießte mit seiner Gabel in die letzte, kleine Bratwurst. Ein rascher Rundblick auf die Nachbarteller bestätigte seine Vermutung: Die Kollegen hatten alle zwei Würste gehabt.

Studienrat Wiesmann führte das Tischgespräch. Es ging um die Prüfungen für die Aufnahme ins Gymnasium. „Hilfsschulniveau“, stieß Wiesmann über ein mächtiges Stück Bratwurst hervor.

„Da fehlt's doch am Elementaren. Man fragt sich, ob in den Volksschulen überhaupt noch unterrichtet wird, oder ob die Kollegen dort ihre ganze Kraft für die Durchsetzung ihrer Gehaltswünsche verbrauchen.“ Die Tischrunde lachte. Fräulein Rübig zwinkerte hinter ihren dicken Brillengläsern und ergänzte Wiesmann:

„Ja, und wir haben's dann auszubaden und kommen mit dem eigentlichen Pensum nicht voran. Die letzte Mathematikarbeit in der 5e war wieder eine Katastrophe.“ Rust schien der Zeitpunkt gekommen, das Gespräch mit dem Hinweis zu bereichern, daß sich Direktor Hufnagel nach dem Stand der Vorbereitungen seiner Arbeit in der 5d erkundigt hätte.

„Mehr als üben kann man nicht. Etwas muß man auch von den Schülern verlangen dürfen“, schloß er seine Bemerkung.

„Lassen Sie sich nur nicht nervös machen“, bekräftigte Wiesmann. „Der Chef hat manchmal solche Anwandlungen. Aber in der Klasse sind wir frei“, er schlug mit der Gabel auf den Teller. „Wenn die Bande nicht lernen will, bekommt sie eben die Quittung, basta.“

Ein Schüler trug einen Teller mit Äpfeln für den Nachtsch herein. Der Teller wurde

herumgereicht.

„Das bläht, meine Herren, das bläht“, wehrte Kollege Gruft mit beiden Händen ab. Fräulein Rübig schob seinen Apfel in ihre Handtasche.

Beim Verabschieden erinnerte Wiesmann alle noch einmal an den Kollegenabend im „Bären“ und erklärte Rust den Weg dorthin.

Der Nachmittag lag wie ein Deckel auf Burghach. Rust fuhr die Gasse an der Schule hinunter, bog in die Hauptstraße ab und beschleunigte das Tempo, um rascher an der mittäglich stillen Sparkasse, dem Supermarkt, dem Modegeschäft und der Pizzeria vorbeizukommen. Bei der Brauerei roch es süßlich nach Gerste. Der Sohn des Besitzers war einer seiner Nachhilfeschüler. Vielleicht ließe sich da mal eine Besichtigung arrangieren.

In der Tür des Einfamilienhauses traf er die Vermieterin, die ihn, wie üblich, mit ihrem „Grüß Gott, Herr Referendar“ aufregte. In dem engen Treppenaufgang zu seiner möblierten Dachwohnung knarrten die frisch geschauerten, braunen Holzdielen unter seinen Schuhen. Er schloß auf, ging direkt zu seinem Arbeitstisch, kramte einen Packen Hefte in blauem Zellophanumschlag aus seiner Aktentasche und legte ihn zu den übrigen Stößen eingesamelter und auf Durchsicht harrender Hefte. Dann trat er ans Fenster und blickte durch die schlierige Scheibe auf die abgeernteten, grauen Felder, die sich hinter dem Haus bis zu dem schmalen Waldgürtel hinstreckten. Er mußte gähnen und ging zur Kochnische hinüber. Mechanisch hob er den Deckel eines Topfes ab, in dem ein halbes Dosenhuhn in einem Rest gallertartiger, transparenter Brühe lag. Er schaltete das Radio ein. Eine geschlechtslose Stimme sprach einen Kommentar zur Landespolitik. Vergeblich suchte er einen Sender mit Musik und drehte den Apparat wieder ab. Er sank auf einen der Stühle unter der Schräge des Zimmers und zündete sich eine Zigarette an. Die Tür neben der Kochnische stand halboffen und erlaubte einen Blick auf das ungemachte Bett im angrenzenden Zimmer. Plötzlich mußte er über die naive Geschmacklosigkeit der Blümchentapete an der Wand gegenüber lachen. Der Fernseher auf dem kleinen Tisch davor ließ ihn an ein riesiges, blindes Kuhaugen denken. Aufschreiben, dachte er, so was müßte man viel häufiger aufschreiben. Für morgen hatte er nur die Geschichtsstunde in der II. vorzubereiten. Die beiden Englischstunden in der Unterstufe würde er mit Kurzdiktaten aus dem Lehrbuch, deren Korrektur und ein paar Vokabelerklärungen schon über die Runden bringen. Vielleicht könnte er heute noch ein wenig an der geplanten Quellensammlung für seinen Geschichtsunterricht arbeiten oder mit dem Sortieren der ausgeschnittenen Zeitungsartikel beginnen. Er gähnte abermals, drückte die Zigarette aus und beschloß, einen kurzen Mittagsschlaf zu halten. Als er wieder aufwachte, nahm er sofort die Vorbereitung der morgigen Geschichtsstunde in Angriff, konnte sich aber nicht konzentrieren. Der Kollegenabend würde sicher nicht ewig dauern, so daß er bei der Rückkehr noch Zeit hätte, die Arbeit zu beenden.

Auf dem Parkplatz vor dem „Bären“ begegnete Rust dem Sportlehrer Kunkel. Sie traten gemeinsam ein. Der Wirt, in grüner Schürze und mit einem bestickten Zerevis auf dem kantigen Schädel, begrüßte Kunkel mit Handschlag und begleitete sie dann zu einem großen Tisch im hinteren Teil des Lokals, an dem bereits mehrere Kollegen vor ihren Biergläsern saßen. Rusts und Kunkels Ankunft löste ein kräftiges Fingerknöchelgeklopfe auf der Tischplatte aus. Sie setzten sich und erfuhren, daß man über den Bauernhof diskutierte, den sich Kollege Mayr-Schuch vor kurzem gekauft hatte.

„Strom ist da“, erklärte Mayr-Schuch, „aber noch kein fließend Wasser. Dafür hat's einen Brunnen.“

„Bravo“, dröhnte Wiesmann, „dann kannst du ja dein eigenes Bier brauen.“ In das Gelächter mischten sich andere Vorschläge: „Mach eine Hühnerfarm auf, werde selbständig. Nein, Schafe sind besser. Mit denen kannst du besser umgehen. Ist ja das tägliche Brot an der Schule.“ Elementares Lachen folgte; dann nahm jeder einen großen Schluck Bier und ließ den angehaltenen Atem geräuschvoll entweichen. Wiesmann fuhr sich mit der Hand über den Mund.

„Das tut gut, was Karl“, wandte er sich an einen Kollegen, von dessen Stirn sich eine blanke Schneise bis zum Hinterkopf zog. Rust kannte ihn nur flüchtig und wußte bloß, daß er Geographie unterrichtete. Nun prasselten von allen Seiten Bemerkungen und Andeutungen auf Kollegen Karl hernieder, aus denen Rust allmählich entnahm, daß Karl während des letzten Ausflugs des Kollegiums zuviel getrunken haben mußte. Kollege Karl grinste verlegen und doch geschmeichelt in sich hinein und bestellte bei der vorbeilaufenden Kellnerin, die er Betti rief, eine Schinkenplatte. Mayr-Schuch lehnte sich in seinem Stuhl zurück und sagte:

„Ach ja, man muß auch mal entspannen können und sein Bier trinken. Ärger hat man doch sowieso jeden Tag genügend. Übrigens, Herr Rust, Sie haben doch auch Geschichte gemacht, nicht wahr? Ist eigentlich noch der Lochner in der alten Abteilung?“ Rust nickte und fügte hinzu, Lochner wäre noch immer der Examensschreck aller Historiker, ein wahrer Freisler in den Prüfungen.

„Eine miese Type“, stimmte ihm Mayr-Schuch zu. „Einer von denen, die meinen, die Welt bestehe nur, damit sie ihr kleines Fach lehren können. Habe ich eigentlich mal erzählt, wie ich damals Examen machte und ein guter Bekannter diesen alten Stiefel geleimt hat?“ Die Runde rückte näher zusammen und blickte auf Mayr-Schuch. „Also, in der Prüfung fragt ihn der Alte, er solle die Bedeutung der Ritter in der römischen Gesellschaft erklären. Mein Bekannter hatte sich keinen Schlag vorbereitet. Hatte sonst nur Einser gemacht. Also, Herr Professor, sagt er, die Ritter, das sind die, die geritten sind. Der Lochner ist angelaufen, richtig aufgequollen, hat herumgebrüllt und mit der Aberkennung des Examens gedroht. Ist natürlich nichts draus geworden. Aber an diesem Tag hat er die Kandidaten reihenweise gemäht.“

Mayr-Schuch nahm einen kleinen Schluck, was aussah, als bisse er ein Stück Bier ab. Dann beugte er sich vor und erzählte in vertraulichem Ton weiter:

„Gott, was habe ich selber vor dem Examen geschwitzt. Zwei Semester mußte ich für einen schwachsinnigen Hauptseminarschein drangeben. Frau Professor mochte mich nämlich nicht. Aber so ein Schein, erworben mit der geisttötenden Arbeit über die Struktur irgendwelcher rührseliger Gedichte, entscheidet nun mal darüber, ob du zum Examen antreten kannst oder nicht. Wir waren ja damals auch schon verheiratet. Was hab ich diese Frau manchmal gehaßt. Allein dieses Gesicht, dürr und verschrumpelt wie ein kalter Bratapfel.“

„Nein, nein, Herr Mayr-Schuch“, er ahmte eine Fistelstimme nach, „die textimmanente Interpretation ist ein totgeborenes Kind.“ Und du mußt ruhig bleiben, mußt sagen, ja, Frau Professor. Ihr hättet die Rezensionen ihrer eigenen Veröffentlichungen lesen sollen. Jedesmal ein Totalverriß. Der Alten hat ganz was anderes gefehlt als die Wissenschaft.“

Am Tisch brach lautes Gelächter aus.

„Das alte Lied“, sagte Oberstudienrat Schwob bedächtig, als sich die Heiterkeit gelegt hatte, „selber wenig bringen, aber Spitzenleistungen von anderen verlangen. Ah, da kommt Herr Pock.“

Studiendirektor Pock, der Stellvertreter des Direktors, eskortiert vom Wirt, schritt

auf ihren Tisch zu. „Schön, daß Sie doch noch kommen konnten“, sagte Wiesmann, als das Begrüßungsklopfen verklungen war. Pock umfing sie alle mit einem raschen Lächeln und ließ sich dann korrekt und gerade auf einen Stuhl nieder. Er gehörte zu den Triumvirn, bestehend aus Hufnagel, dem heute abend nicht anwesenden Oberrat Glinka und eben ihm, in dessen Händen die Leitung des Gymnasiums ruhte. Auf den Konferenzen des Kollegiums waren sie es, die beispielsweise die Ministerialerlasse kommentierten, interpretierten und im Kreise der stillen Kollegen die entsprechenden Maßnahmen für das Gymnasium formulierten. Pock war ein Mann mit Einfluß und wußte es auch. Die Art, wie er auf ihren Tisch zugegangen war, wie der Wirt in einer angedeuteten Verbeugung verharrte, bis er sich gesetzt hatte, wie er sich gesetzt und sie alle mit einem Lächeln zwar begrüßt, aber dennoch den Abstand gewahrt hatte, verriet in jedem Detail den Mann von Gewicht und Bedeutung. Rust fühlte das deutlich in der Stille, die nun eingetreten war. Er blickte sich um. Das Lokal hatte sich gefüllt. Ihrem Tisch gegenüber diskutierten lautstark drei ältere Herren. Eben forderte einer von ihnen mit rotem Gesicht, alle Haschischverkäufer gehörten liquidiert. Zu seiner Zeit, aber na ja, der Herr winkte resigniert mit der Hand ab. Rusts Aufmerksamkeit eilte wieder in die Kollegenrunde zurück. Pock hatte ihr Gespräch mit der Erwähnung des Erlasses zur Bedeutung der schriftlichen Betragensnote neu belebt. Er zögerte nicht, in die Hintergründe des Erlasses einzudringen, und meinte schließlich, im Grunde hätte diese Beurteilung überhaupt keinen Wert, da Negatives sowieso keine Berücksichtigung in ihr fände. Kollege Horbelt, der bislang geschwiegen hatte, nickte zu Pocks Worten nachdrücklich und hob dann seine rechte Hand.

„Ich meine, wir sollten nicht alles hinnehmen, was da vom Ministerium kommt, nicht wahr. Wir sollten einen eigenen Standpunkt erarbeiten und eine Eingabe machen. Ja warum denn nicht?“ fragte er gegen das auffrischende Murmeln am Tisch an.

„Es ist ja nicht alles Gold, was da von oben auf uns erlassen wird, nicht wahr. Das muß doch mal gesagt werden. Bitte, ich erinnere an die halbgaren Vorschläge zur Umgestaltung der Stoffpläne für die Germanistik. Da hat doch der Philologenverband einen beachtlichen Erfolg erzielt mit seiner Intervention. Man kann auch sein Ministerium erziehen, nicht wahr.“ Sportlehrer Kunkel flüsterte Rust zu, je weniger einer zu Hause zu sagen hätte, desto mehr blähe er sich an solchen Abenden auf. Pock lächelte vielsagend:

„Die Referenten im Ministerium haben von Zeit zu Zeit auch andere Probleme als die Ausarbeitung von Vorlagen.“

Die Köpfe in der Runde nickten. Für einige Momente trank man still an seinem Bier oder zog an seiner Zigarette. Dann brach Schwob die Besinnung mit einer längeren und abgewogenen Beurteilung der Chancen der Parteien bei der bevorstehenden Wahl. Seine Ausführungen erinnerten Rust irgendwie an einen Artikel, den er vor kurzem in einer Wochenzeitschrift gelesen hatte. Eben wollte er eine Bemerkung anbringen, wurde aber durch den plötzlichen, heftigen Aufeinanderprall verschiedener Meinungen in der Runde zu diesem Thema daran gehindert. Es schien, als hätten Schwobs Worte die seit dem Erscheinen von Pock etwas eingedämmte Gesprächslust der Kollegen wieder befreit, denn jeder griff nun feurig und lautstark in die Diskussion ein. Wiesmann zerstampfte die Sozialdemokraten, „die Sozis mit ihrem Häuptling Rote Socke an der Spitze“, mit seiner Kritik an deren Steuerpolitik, die, wie er auf den Tisch schlagend unterstrich, die Kleinen und Mittleren schröpfe und die Großen streichle. Dann zitierte er das Beispiel eines kompromittierten Kommunalpolitikers aus dem Landkreis und bezeichnete endlich erregt die Sozialdemokraten als eine

Horde Ferkel, die zum Trog dränge. Mayr-Schuch warf ihm grinsend entgegen, als Hausbesitzer verwechsle er sein Eigeninteresse mit Politik und belege damit wieder einmal glänzend, wie sehr doch politische Überzeugungen auf materiellen Fundamenten ruhten. Am Tisch wurde es laut. Zustimmung und Protest hoben sich gegenseitig auf. Studiendirektor Pock stellte sich der drohenden Frontbildung entgegen und hob besänftigend Augenbrauen und Hände.

„Ich bitte Sie“, rief er mit erhobener Stimme, „lassen wir doch die Allgemeinpolitik. Beschränken wir uns doch auf das Terrain, das wir alle kennen und das uns besonders angeht, den Bildungs- und Kulturbereich. Was ist da gesündigt worden, frage ich Sie. Und welche Partei könnte von sich behaupten: wir nicht? Das Gymnasium ist heute wehrlos den Angriffen von allen Seiten ausgesetzt. Die Journalisten sind ja wie Geier auf uns. Nehmen Sie folgendes Beispiel...“ Pock wurde unterbrochen. Aus der Ecke des Raumes kam ein mächtiger Gesang und machte für Augenblicke jedes weitere Gespräch unmöglich. Man wandte sich um. Eine Gruppe junger Leute hieb abwechselnd mit der Faust und dem Ellbogen auf den Tisch. Aus den aufgerissenen, runden Mündern quoll schmetternd der Refrain des alten Volksliedes „Aber nein, aber nein sprach sie, ich küsse nie...“

Pock zeigte ein feines Lächeln:

„Ja, das altdeutsche Liedgut und seine Geistesart“, bemerkte er. Rust sammelte seinen Blick auf dem ausgeprägten Hinterteil der Kellnerin unter ihrem schwarzen Rock. Warum erregten ihn eigentlich schwarze Röcke und schwarze Hosen? Ehe er dieser Frage weiter nachgehen konnte, wurde seine Aufmerksamkeit durch Kollegen Schwob wieder an den Tisch zurückgebracht. In seiner bedächtigen Art griff Schwob das von Pock angeschnittene Thema wieder auf und widmete ihm eine längere Ausführung über das Verhältnis der Parteien zur Kulturpolitik unter Berücksichtigung ihrer jeweiligen historischen Wurzeln. Seine Worte blieben ohne Echo. Wie der Wind einen Schatten auf einen stillen Teich zeichnet, so war rundum über die Gesichter das Desinteresse geglitten. Man wollte sich nun doch unterhalten. Mayr-Schuch und Wiesmann, über einem neuen Bier versöhnt, tauschten Erfahrungen auf dem Gebiet der Instandhaltung von Häusern aus. „Kosten, was soll's“, Mayr-Schuch winkte ab. „Jetzt bin ich jung, jetzt werden Schulden gemacht, und ein anständiger Wagen wird auch gefahren.“

Kunkel war an Rust herangerückt und riet ihm, seine Einkäufe in dem Supermarkt des Nachbarortes zu machen. Selbst die Benzinkosten eingerechnet, würde er noch immer sparen. Ein röhrendes Gelächter fuhr in Kunkels Worte. Kollege Karl hatte einen Witz erzählt. Inmitten der Heiterkeit, die auch von Pock geteilt wurde, blinzelte er zufrieden.

Die Gesichter waren gerötet. Längst hingen die Freizeitjackets hinter den Stühlen, waren die Hemdsärmel hochgekrempelt worden. Um das Hirschgeweih, das die Deckenbeleuchtung über dem Tisch hielt, rankte sich der Zigarettenqualm in dichten, blassen Girlanden, aus denen die Lampen wie Bojen schimmerten. Eine matte Behaglichkeit ergriff Besitz von Rust. Sie entsprang der Wärme im Lokal. Sie entströmte der Körpernähe und schmeckte nach biergelber Seligkeit. Anfangs hatte er versucht, sich ihr zu entziehen, da ihn die schwitzende, physische Intimität dahinter erschreckte. Allmählich aber war er einem Gefühl der Geborgenheit im Vertrauten und der immer bereiten Sehnsucht danach erlegen. Er empfand es als wohltuend, daß hier jeder sprach, wie er fühlte, und sicher sein konnte, zumindest gehört zu werden. Er dachte an die Vorbereitung der Geschichtsstunde in der II. und beugte sich vertrauensvoll zu

Kunkel:

„Eigentlich müßte ich seit einer Stunde über den Büchern sitzen.“

Kunkel wehrte ab: „Nur kein tierischer Ernst. So viel Substanz muß man immer haben, den Unterricht auch mal ohne Vorbereitung schmeißen zu können.“

Wiesmann hatte Kunkels Bemerkung gehört und pflichtete ihm bei: „Bravo, zu viel Fleiß schadet nur. Das ist die Bande auch nicht wert“, wobei er einen raschen Seitenblick auf Pock warf. „Komm, Rust, trink noch ein Bier.“

Rust winkte die Kellnerin heran, bestellte ein Bier und fügte dann lächelnd hinzu: „Und für die Herren hier auch eine Runde, mit Verlaub. Auf meine Rechnung.“

Jens Hagen Abendlied

Dort drunt im schönsten Wiesengrund,
wo einst auch eine Linde stund,
ging ich fürbaß.

Wo just der Schäflein Weide war,
wo manche Elf- und Nymphenschar
fand Lust und Spaß,

Daselbst im grünen grünen Gras,
wo einst auch eine Hippe fraß,
fand ich ein Faß.

Und dort, wo flink das Fröschlein sprang,
wo hell die Nachtigalle sang,
ein zweites Faß.

Draus floß ein Cyanid gar fein,
vom andern Faß Quecksilberlein,
die schenkt ich mein Feinsliebchen fein,
des nimmer sie genas.

So lobt denn heut und allezeit die Herrn,
die fein gefüget mit Bedacht,
was uns das Leben lieb und teuer macht.
Mehrt ihren Reichtum, dienet dankerfüllt und gern,
und haltet euch von schnödem Denken fern.
Dann sagt euch Gute Nacht.

Helmut Walbert 1983

Untersuchungsrichter (U)
Beisitzer (B) (kann von einer Frau gespielt werden)
Lehramtskandidat (L)
Verbindung mit dem Zentralcomputer
1 Dekoration

I.
(Ein nicht sehr großes Büro, sauber und modern eingerichtet. Zwei Schreibtische, Stühle, Aktenschränke. Anschlußstelle Zentralcomputer.)

U: (unterzeichnet, schließt eine Akte ab. Nimmt eine neue. Setzt sich) Also dann. Der nächste. (blättert, liest)

B: (über eine Sprechanlage in das Vorzimmer, nachdem er einen Teil der Akte erhalten und vor sich ausgebreitet hat) Kandidat Schiller, bitte.

U: (notiert und liest, beachtet zunächst den Kandidaten nicht)

L: (betritt den Raum)

U: (nebenbei) Bitte, nehmen Sie Platz.

B: Zwo ce vier Strich neun dreiundachtzig 1034

C: (schleppende, künstliche Computerstimme) Zwo ce vier (Maschine rastet dreimal ein) Neun dreiundachtzig (schnelle Aufarbeitung von Zahlenmaterial durch die Maschine) 1034.

U: (bietet an) Zigarette?

L: Nein, danke, ich rauche nicht.

U: Darf ich rauchen?

L: (nickt)

U: Wir haben Sie hierher zu uns gebeten zu einer ganz zwanglosen Unterhaltung. Wir bitten Sie, sich frei und nicht gezwungen zu geben. (bietet ihm noch einmal, eher geistesabwesend, eine Zigarette an, raucht)

L: Danke.

U: (freundlich privat) Sind Sie ein musischer Mensch?

L: Meine Note in Musik „eins“, in Deutsch allgemein „eins Komma vier“, speziell Lektüre „eins“, in...

U: (einfühlsam) Und Sie würden sich nicht als einen musischen Menschen bezeichnen?

L: Eher nein.

U: Das erstaunt mich.

L: Der musische Bereich erweckt den Eindruck von großer Wichtigkeit, aber ist nicht relevant, was in der Maßgabe des Erlasses des Kultusministeriums für die Schulen bereits vor sechs Jahren zum Ausdruck kam.

B: (gewissenhaft neutral) Wollen Sie damit sagen, daß der Kultusminister unsere Kultur für überflüssig erklärt?

L: (schnell) Keineswegs. Der Pflege des klassischen Erbes und den tradierten Werten unserer Bildung wird ganz selbstverständlich breiter Raum und Förderung zuteil.

U: (neugierig) Und Sie richten Ihr Handeln nur nach den Vorschriften aus? Auch wenn diese Vorschriften Ihren Interessen zuwiderlaufen?

L: Ich bemühe mich, stets so zu handeln, daß mein Handeln vorbildhaft für andere sein kann, wie auch ich dem nachzustreben habe, was in Erlassen und Verordnungen unserem Leben als Leitlinie gegeben ist.

U: Mögen Sie Kinder?

L: Wenn die Frage abzielt auf die wichtigste Aufgabe des Lehrers, Heranwachsende zu erziehen, jene also, die aufgrund ihres natürlich begrenzten Handlungsspielraums und mangelnder eigener Erfahrung sich noch nicht in die Lage gesetzt befunden haben, zu einer anderen Haltung als der der Übernahme zu gelangen, antworte ich mit Ja.

U: (blättert in den Akten, kurze Pause) Sie werden geschildert als überaus fleißig, strebsam und willig. Sie sind der zweitbeste Kandidat ihres Lehrgangs.

L: Der Abstand zum Spitzenkandidaten beträgt 0 Komma 2.

B: Bedauern Sie es, nicht der Erste zu sein?

L: Ziffer 4 des Erlasses Kumi 1035 A regelt den Faktor Leistung als Agens im Gesellschaftsbereich, dem ich nichts hinzuzufügen habe.

B: Auch nicht, daß Sie ihn akzeptieren?

L: Doch, doch, voll und ganz.

U: Diese Untersuchung wird in Ihrem Fall ein leichtes, mühelos geführtes Gespräch sein, eine reine Routineaufzeichnung für unseren Zentralcomputer. Sie wissen, Einordnungsgespräche sind nötig.

L: Ja, danke, gewiß doch.

B: (ist aufgestanden, hat zu den anderen Unterlagen eine Karteikarte geholt) Sie heißen Schiller (macht eine Pause) Manfred. Bitte bestätigen Sie das.

L: Ich heiße Schiller, Manfred.

B: Geboren wurden Sie am 3. Januar 1959.

L: Ich wurde geboren am 3. Januar 1959 als Sohn...

B: Nicht so schnell, das ist eine neue Rubrik. Sohn des...

L: Sohn des Franz Schiller.

B: Mutter, Ehefrau aus zweiter Ehe des Franz Schiller.

L: Mutter, Ehefrau aus zweiter Ehe des Franz Schiller, Friderike Schiller, geborene Frostman, geschiedene Karlhaupt.

B: Geschwister?

L: Vater Franz in erster Ehe kinderlos. Mutter Friderike Karlhaupt in erster Ehe kinderlos. Stand der Reihenuntersuchung B8 negativ.

U: (wendet sich an den Beisitzer) Fragen oder Bemerkungen zu Teil A?

B: (leise zu U) Lehramtskandidat Schiller erweckt den Eindruck, als habe er sich für diese Untersuchung vorbereitet.

L: (hastig) Ich bin frei und ohne Vorkenntnis des Verfahrens. Ich begrüße dieses und, wenn nötig, andere Einordnungsgespräche.

U: (begütigend) Es gibt immer Leute, die etwas falsch verstehen und dadurch andere Leute irritieren, ja sogar ängstigen, so tragen Umlaufzettel zur Vorbereitung auf dieses Gespräch nicht selten zu einer großen Verunsicherung bei.

L: Als Lehrer habe ich mich getreu dem Beamteneid ausdrücklich nur an mein Gewissen gebunden zu fühlen. Allerdings ist klare Unterscheidung zu lehren, a) Empfehlungen betreffend, b) für die Aufnahme von Gesetzen, c) die Ausrichtung durch Erlasse. Alle gesetzlichen Vorschriften und Empfehlungen sind vor Mißbrauch und Fehlinterpretation zu schützen, jede vom Gesetzgeber und den vorgesetzten Dienststellen nicht gewünschte Richtung aber auch jede Übertreibung ist im Keim zu erstik-

ken.
 B: Haben Sie Geschwister?
 U: (*gönnerhaft, freundlich*) Aber das ist doch schon beantwortet.
 B: Die Antwort des U-eL hat nach P5 der OSTG im normalen Schriftdeutsch zu erfolgen, so daß Kontrollfragen ausgeworfen werden können.
 U: (*leicht spöttisch*) Also, wie bereits erwähnt, keine Geschwister? (*nickt, verneinend*)
 L: (*neutral*) Nein. Keine.
 B: Bitte, sprechen Sie die Antwort nach P5-Anweisung.
 L: Ich habe keine Geschwister.
 B: Danke.
 U: Ein äußerst seltener Vorgang, drei ihrer Ausbilder haben sich in persönlichen Kurzberichten über Sie geäußert.
 L: Die Äußerungen erfolgten anlässlich...
 B: (*gezielte Unterbrechung*) Können Sie mitteilen!...
 L: (*will sich nicht unterbrechen lassen, um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen*) ... einer Fragebogenaktion, nachdem alle meine Prüfungen abgeschlossen waren.
 B: Können Sie mitteilen, welche Gründe ihre Eltern veranlaßt haben, es in der Zeugung bei einem Fall zu belassen?
 L: Die Potenz meines Vaters war in erster Ehe durch den Aufbau des Geschäftes geschmälert. Sein wirtschaftlicher Ruin... -
 B: Machen Sie dafür die Bundesregierung verantwortlich?
 L: Keineswegs, einfache Fehlspekulation im Bereich Kleinbetrieb. Er war vier Jahre in psychiatrischer Behandlung.
 U: (*wohlwollend freundlich*) Kennen Sie den Inhalt der Kurzberichte der drei Ausbilder?
 L: Nein.
 B: Und die verstorbene Frau, die erste Gattin des Vaters?
 L: Konnte den Untergang nicht aufhalten.
 B: Und starb wann?
 L: Am 20. August 1957.
 U: Haben Sie in irgendwelcher Form persönliche Kontakte zu Ihren Ausbildern angestrebt? Oder ist es zu ihnen gekommen?
 L: Nein.
 B: Wodurch erhielt Ihr Vater die Zeugungskraft zurück?
 L: Die VMW suchte einen Fertigungsfachmann. Mein Vater bewarb sich.
 B: Wann war das?
 L: Im Mai 1958. Mein Vater wurde angenommen und eingestellt. Er lernte meine Mutter kennen.
 B: Warum hatte Ihre Mutter in erster Ehe keine Kinder?
 L: Wegen postinfektiös eingetretener beidseitiger Tubenstenose.
 U: Wie stehen Sie zu folgenden Äußerungen? a) Man könnte von der Weisheit der Natur sprechen. b) Welch ein Glück, daß ich alleine bin. c) Warum gibt es nicht noch zwei Kandidaten wie mich?
 L: Eine genetische Ableitung oder eine sogenannte natürliche Querverbindung zu sehen von einer Erscheinungsform, auch der gewünschten, ist nicht zulässig, entspricht einem falschverstandenen Determinismus und ist daher abzulehnen.
 U: (*räuspert sich*) Ja, wie gesagt...
 B: Die Stellungnahme zu Äußerung a ist unzureichend. Bitte nehmen Sie klar und un-

zweideutig Stellung zu Äußerung a.
 L: Es gibt keine Weisheit der Natur.
 U: Ja, wie gesagt, ein äußerst seltener Vorgang. Drei Ihrer Ausbilder...
 L: Meine Erwähnung erfolgte erst nach den erforderlichen Seminararbeiten und Prüfungen.
 U: Ihre Sprache wird lobend erwähnt.
 L: Ich habe es stets als meine Aufgabe erachtet, mich so knapp und gezielt wie möglich auszudrücken, jeden Umschweif zu vermeiden.
 U: Sie sprechen sehr gepflegt.
 L: Alle meine Äußerungen sind zu belegen. Sie wurden erworben durch das genaue und gewissenhafte Studium des Sprachbuches eins bis vierunddreißig, welches von eins bis vier zum Lehrbuch an den Grundschulen als einziges Lehrbuch nach 81 zugelassen ist.
 U: (*dem Eindruck nach privat*) Ich meinte es durchaus positiv. Es gelingt doch heute kaum noch einem Studenten, wie man sagt, aus der Masse hervorstechen, nicht.
 L: (*wehrt ab*) Es geschah anlässlich...
 B: Welche Kleidung bevorzugen Sie?
 L: Ich verstehe nicht.
 B: Trugen Sie vielleicht gelegentlich Gelb militäri Serie 6? Leder 5?
 L: Nein, nie. Blau normal. Hemd neutral. Lederanteil 0,5.
 B: (*freundlich, zuvorkommend*) Wodurch glauben Sie, daß drei Professoren auf Sie aufmerksam wurden, so daß Sie zu einer persönlichen Beurteilung kamen? (*hat im Gegensatz zu früheren Fragen sehr langsam gesprochen*)
 L: Die Einschätzung einer Beurteilung darf niemals Gegenstand einer Nachforschung von seiten des Beurteilten sein. Schon eine Überlegung darüber käme der Beurteilung einer Beurteilung gleich.
 B: Können Sie Ihre politische Einstellung knapp umreißen.
 L: Ich bin Mitglied der Christlich Sozialen Societas Unterbezirk A.
 U: Ja (*wendet sich an den Beisitzer*)
 B: (*keine erkennbare Äußerung*)
 U: Kandidat Schiller, darf ich Sie bitten, einen Augenblick im Vorraum Platz zu nehmen?
 L: (*verläßt den Raum*)
 U: Ich finde, wir könnten die Untersuchung beenden.
 B: (*neutral*) Ist das Ihre persönliche Meinung, oder sagen Sie das als Leiter dieser Sitzung?
 U: (*unwirsch*) Ich sehe da keinen Unterschied.
 B: (*ist aufgestanden, hat einen Vorschriftenakt in die Hand genommen, schlägt auf*) Darf ich Sie darauf aufmerksam machen...
 U: (*einfach, beinahe bescheiden*) Ich kenne die Vorschriften zumindest so gut wie Sie. Aber in so einem Fall...
 B: (*hat den Vorschriftenakt zurückgestellt, sitzt wieder*) Wenn Sie es wünschen, mache ich die entsprechende Eintragung.
 U: (*leicht ironisch*) Fragen wir doch mal, was unser großer Bruder meint.
 B: (*gewissenhaft, genau*) Habe ich Sie richtig verstanden, wollen Sie dem Zentralcomputer die Frage eingeben, ob die Anhörung fortgesetzt werden soll?
 U: Sie sagen es.
 B: (*bedient die Tastatur des Anschlusses an den Zentralcomputer*)

II

(Der Zentralcomputer äußert sich nicht)

U: (seufzt) Also gut. (spricht nach draußen in den Vorraum) Kandidat Schiller, bitte.

L: (betritt wieder den Raum, setzt sich auf freundliches Handzeichen des Besitzers wieder hin)

U: (war mit der Akte beschäftigt) Mißverstehen sie unsere Position nicht. Wir haben nun mal auch unsere Anweisungen. Es geht hier nicht um eine Aushorchung, sondern eine einfache Anhörung, ein Gespräch, eine kleine Aufzeichnung zur Abrundung der Akte.

L: Ich bejahe das Verfahren und finde es gut und nützlich.

U: Wirklich, sehr vorbildhaft. (hat einen antibürokratischen Ausbruch, steigert sich ins Schönegeistige) Ein Mensch wie Sie, der sich dem Nutzen verpflichtet fühlt und selber weitestgehend mit dem Nutzen identisch ist, ein nützliches Vorbild, ein Mensch, wie soll ich sagen, ein leuchtendes Blatt, wie es heller nicht strahlen kann.

B: Kandidat Schiller, bitte machen Sie eine persönliche Äußerung.

L: Welcher Art?

B: Eine eingache persönliche Äußerung.

U: (versucht ihn zu stimulieren) Eine Freude. Ein Kummer. Ein flüchtiger Gedanke. (ist aufgestanden) Schauen Sie nur zum Fenster hinaus. Ein schöner Tag. Oder einfach Juchhei! (setzt sich wieder)

L: (nach einer kurzen Pause) Ich freue mich, sehr bald in den vorbereitenden Schuldienst eintreten zu können.

U: Das können Sie. Und wir alle, und sicher auch bald die Kinder, werden froh darüber sein.

B: (freundlich und bemüht) Haben Sie persönliche Wünsche?

L: Mein Wunsch ist es, mit allem, was ich bin und allem, was ich gelernt habe, meine Aufgabe streng und gewissenhaft zu erfüllen.

B: Beschreiben Sie Ihr tiefstes Gefühl.

L: (leicht irritiert durch die veränderte Haltung des Besitzers) Mein tiefstes Gefühl ist Dankbarkeit, sehr bald schon einer Aufgabe von größter Wichtigkeit dienen zu können.

B: Welches ist Ihrer Meinung nach eine Aufgabe von größter Wichtigkeit?

L: (verschluckt sich) Übereinstimmung.

B: Übereinstimmung? Mit wem oder was?

L: (holpert) Mit den Vorschriften und Erlassen.

B: Was sagen denn ihr Vater und ihre Mutter? Sind sie stolz auf Sie?

L: Ja, sehr.

B: So daß die Aufgabe von größter Wichtigkeit für Sie ist? (hat das sehr schnell, aber nicht scharf gesprochen)

L: (begreift nicht) In Übereinstimmung mit den Vorschriften und Erlassen (schluckt erregt) vorbildhaft und (wittert eine Falle, weiß nicht, wie er ausweichen soll), ich meine, es gibt keine größere Wichtigkeit.

B: Als welche?

L: Das zu sein (spricht wie einer, der mit gößter Anstrengung über eine letzte Hürde muß, die sich vor seinen Augen erhöht), was man sein muß. (wieder fest) Um zu erhalten, was ist.

U: Beruhigen Sie sich, Sie sind ja ganz aufgeregt.

B: Was irritiert Sie?

L: Ich, ich wollte nur sagen...

B: Ja... (?)

L: Daß es nicht so sehr auf Gefühle ankommen soll, sondern...

B: Sondern?

L: Sondern auf das Einsehen, das man gewonnen hat.

B: Durch was haben Sie Ihr Einsehen gewonnen?

L: Durch die Vorschriften und Erlasse und deren Befolgung, was zu einer allgemeinen Haltung und Praxis führt. (wischt sich den Schweiß ab)

B: Die durch was bestimmt ist?

L: (verwirrt) Durch nichts... (zuckt)

B: (streng) Durch nichts?

L: Durch nichts anderes als (zuckt) ... Kann ich ein Glas Wasser haben? (kramt in seiner Rocktasche)

U: Fühlen Sie sich nicht wohl? Sind Sie krank?

L: Die Anspannung. (schluckt eine Tablette) Der Speichelfluß.

B: (hat ein Glas Wasser gebracht) Darf ich sehen, um welches Präparat es sich handelt?

L: Zur leichten B-Reaktivierung. Ein BayHö-Präparat. Es ist nichts. Ich bin nicht krank. Mein Gesundheitszeugnis liegt vor.

U: Ja, ich sehe, kein Grund zur Beunruhigung.

L: (nachdem er Wasser getrunken hat) Ich habe den Ausführungen bezüglich der von Ihnen gestellten Frage nur insofern etwas hinzuzufügen, weil es eine leichte Verwirrung gegeben hat, die...

B: Ist das eine Kritik an unserem Verfahren?

L: Keineswegs. Soll ich, ich meine...

U: Nein, nein, lassen wir es gut sein. (entspannt) Ach ja, Gefühle, was bringen die nicht alles in Wallung. Man sollte sich in jedem Alter der Schönheit, dem ersten Eindruck verpflichtet fühlen, dem Ausbau und Aufbau jener das Leben tragenden Kräfte. Sie haben doch sicher eine Freundin.

L: Monika Franke und ich werden uns ehelichen, wenn meine zweite Staatsprüfung von mir erfolgreich bestanden ist.

U: (genüßlich) Monika, ein schöner Name. Wo ist sie denn jetzt, Ihre Freundin?

L: Sie wohnt bei ihren Eltern.

U: Sie erwartet Sie doch sicher nachher. Da draußen. Nicht?

L: Die Reisekosten sind zu hoch.

U: Ach, das ist aber schade.

B: Ist Monika Franke Ihre erste und einzige Freundin?

L: Ja.

B: Sind Sie sicher?

L: Ja.

B: Heißt das, daß es keine Person gibt außer Monika Franke, die sagen könnte: Wir waren gute Freunde, sehr gute Freunde? Sind es noch?

L: Niemand.

B: Sind Sie sicher?

- L: Außer meinen Eltern und Monika Franke...
 B: Weshalb wollen Sie Lehrer werden?
 L: Um dem deutschen Volk treu zu dienen, Schaden von ihm abzuwenden, meine Aufgabe gewissenhaft zu erfüllen.
 B: Haben Sie mit einer Ihrer Freundinnen zusammengelebt?
 L: Monika Franke ist meine einzige Freundin und wohnt bei ihren Eltern, wie auch ich bei meinen Eltern wohne. Meine Studienbeihilfe betrug 213 Mark. Davon war es mir nicht möglich...
 B: Ihr Vater hat in einem Gespräch am 14. Mai 1979 erklärt, ich zitiere: „Es gibt immer wieder Leute, die etwas zu sagen haben und auch den Mut haben, es zu sagen“, Zitat Ende. Wie meinte er das? Hing das mit dem zusammen, was damals als Abhörfäke kolportiert wurde?
 L: Mein Vater hat immer gesagt, das ist eine stehende Redensart von ihm: Was ich sage oder tue, kann jeder wissen oder hören. Oder, ein Satz von meinem Großvater; den er ebenso häufig benutzt: Tue recht und scheue niemand.
 B: Ist das auch Ihre Meinung?
 L: Ja.
 B: Sie hätten also nichts dagegen, wenn man beispielsweise erfahren würde, was Sie in ganz privatem oder auch vertrautem Kreis sagen würden?
 L: Nein.
 U: Sie werden verstehen, daß solche Fragen stellen, in Ihrem Fall natürlich heißt, die Antwort kennen. Aber durchaus, wenn irgendwo ein kleiner Zweifel nistet, nur hervor damit. In ihrem Fall, in anderen auch, können kritische Äußerungen durchaus einfließen, weil Sie ja hier geklärt werden können.
 L: Alles, was ich sage oder denke oder auch empfinden könnte, liegt offen dar oder müßte von mir jederzeit offengelegt werden können zum Zwecke der Wahrheitsfindung. Es darf keinerlei Geheimnisse geben, die zu Mißverständnissen Anlaß geben könnten.
 B: (zum Untersuchungsrichter) Das ist beinahe wörtlich...
 U: Ich weiß. Sie können niemanden sein gutes Gedächtnis zum Vorwurf machen. Und dazu sind Sie doch da, diese Formulierungen, daß Sie präzise und genau den eigenen Standpunkt ausdrücken, wenn man sich eben in Übereinstimmung befindet. (hat sich bei Übereinstimmung leicht zum Lehramtskandidaten hingebeugt) Nun, fragen wir weiter. Wie beurteilen Sie das Recht des Bürgers auf Unverletzlichkeit der Wohnung?
 L: Positiv, sofern nicht eine Ausführungsbestimmung etwas anderes sagt.
 U: Und das Post- und Briefgeheimnis?
 L: Ebenso.
 U: Und das Recht der freien Meinungsäußerung?
 L: Ebenso.
 B: Sie bejahen es?
 L: Ich bejahe es mit allen Ausführungsbestimmungen.
 B: Sie hatten von Januar 1969 bis April 1969, es ging wohl bis Ende April, eine Freundin. Ist das richtig?
 L: Eine Freundin?
 B: Ist Bianke Friedman Ihre Freundin gewesen oder nicht?
 L: Ich war damals 10 Jahre alt. Und Bianke auch.
 B: „Wir waren gute Freunde, sehr gute Freunde.“ Ich zitiere Bianke Friedman, und

- zwar eine Äußerung, die sehr viel später gemacht wurde.
 L: Das Mädchen, mit dem ich damals spielte, bezeichnete sich nachträglich, und zwar in den Verhören...
 B: In was?
 L: (zuckt) ...nehmungen. In den Vernehmungen. 79/80 hat sie sich als meine Freundin bezeichnet. Ich nehme an, sie tat es, um dadurch einen günstigen Eindruck zu erwecken.
 B: Dadurch, daß sie sich als Ihre Freundin bezeichnete?
 L: Ja.
 B: Beschreiben Sie die Art und die näheren Umstände, in denen Sie damals „zusammen“ waren.
 L: Sie wohnte im Nachbarhaus. Wir haben zusammen gespielt.
 B: Wie kam es, daß zum angegebenen Zeitpunkt die Freundschaft besonders stark war?
 L: War sie... War sie nicht.
 B: Sie sagt es anders.
 L: Dann hat sie es aus irgendeinem Grund behauptet, nachher behauptet. Mir ist weder in der Zeit noch nachher etwas Besonderes aufgefallen.
 B: Was bezeichnen Sie als Besonderes?
 L: Was nicht mit Spielen zusammenhängt, die unter Nachbarskindern üblich sind.
 B: Zum Beispiel ein besonderes Ereignis?
 L: Ich erinnere mich nicht.
 B: Ist der Tod für Sie ein besonderes Ereignis?
 L: (zuckt) Das kommt darauf an...
 B: Auf was?
 L: (windet sich) Der Tod kann definiert werden und wird es wohl auch in den meisten Fällen als Nichtvorhandensein von Leben...
 B: Können Sie sagen, wodurch sich das Mädchen als junge Frau, also soviel später, so genau erinnert? (Pause) Ihren Äußerungen zufolge hätte sie doch genausogut Mai bis Juni sagen können. Zu dem Zeitpunkt waren Ihre Eltern verweist.
 B: Ich erinnere mich nicht.
 B: Vielleicht lag irgendwo ein besonderer Zusammenhang, eine Wichtigkeit, die Ihnen nicht weiter aufgefallen ist.
 U: Haben Sie das Mädchen geküßt?
 L: Sie war 10 Jahre alt und hatte spindeldürre Beine.
 B: Zehneinhalb.
 U: (räuspert sich) Naja, das Aussehen ist ja wohl nicht wichtig, wenn man ein Mädchen gern hat und küßt.
 L: Nein, sicher nicht, aber ich küßte sie nie.
 B: (sehr schnell) Geschwärmt, geküßt, geträumt?
 L: Wie bitte? Nein.
 U: Oder sonst etwas getan, was in der Erinnerung des Mädchens haften geblieben ist?
 L: Ich kann mich nicht erinnern.
 B: Heißt das, es wäre durchaus möglich gewesen, daß damals etwas war, was sie verbunden hat? Eine andere Person vielleicht?
 L: (zuckt) Nein, nichts. Wir haben gespielt. Es war schön.
 U: Haben Sie mit dem Mädchen immer im Beisein anderer Kinder gespielt?
 L: Wir haben nie alleine gespielt.

U: Haben Sie vielleicht gewünscht, es zu tun? Oder hat das Mädchen es gewünscht? Und Sie nicht? *(Pause, lauernd)* Was war denn in der Wohnung? Was war denn für Sie so anziehend? Sie waren doch häufig in der Wohnung Friedman. Nicht?

L: Ich habe nie gewünscht, etwas zu tun. *(ist aufgestanden, zuckt heftig, setzt sich wieder)* Das Mädchen, auf das sich Ihre Frage bezieht, wurde als *(zuckt wieder)* Frau. Sie wurde vor fünf Jahren freigesprochen. *(hat sich wieder unter Kontrolle)* Das Gericht erkannte, daß sie in allen Punkten der Anklage unschuldig war.

U: Wollen Sie etwas trinken? Nochmal ein Glas Wasser?

L: Nein, danke. Und die Schleimhäute.

U: Sind Sie erkältet? Bei mir greift das auch die Nackenwirbel an.

L: Nein, nicht.

B: Welchen Einfluß hatte der Vater des Mädchens auf Sie?

L: *(antwortet nicht)*

B: Haben Sie nicht verstanden?

L: Wie bitte?

B: Haben Sie nicht gehört, daß ich Sie fragte, welchen Einfluß der Vater des Mädchens auf Sie hatte?

L: *(hart)* Nach seiner Verurteilung keinen mehr.

U: *(erstaunt fragend)* Ist denn Herr Friedman verurteilt worden? *(hat sich auch halb an den Beisitzer gewandt)*

B: *(rasch dazwischen)* Und vorher?

L: Er ist nicht. Er ist. Es war keine Verurteilung. *(schluckt)* Er erfand lustige Streiche und Spiele. Mein Vater kam immer erst spät nach Hause. Herr Friedman war nicht so.

B: Er war Lehrer und wurde wegen verfassungsfeindlicher...

L: Es bestanden Bedenken wegen seiner Treue *(ist wieder aufgestanden, setzt sich jedoch sogleich wieder hin, zuckt)*, Treue zur Verfassung und Ppapedenken weh weh wegen Verfassungstreue...

B: Er hat Selbstmord begangen. Hat Sie das erschüttert?

L: *(sitzt starr da und schweigt)*

U: Man weiß nie, welche Menschen oder Ereignisse gerade auf junges heranwachsendes und dadurch noch formbares Leben Einfluß nehmen und durch was. Dazu sind wir ja da, daß wir uns gemeinsam erinnern, daß es sich reinigt und klärt in uns. Was haben Sie zu befürchten, ein Mann wie Sie, von Ihrer Denkungsart? Es ist keineswegs immer erforderlich, sogleich zu antworten. Die zurückliegenden Ereignisse...

L: *(beinahe automatisch)* Ich kann mich nicht erinnern.

B: Woran können Sie sich nicht erinnern?

L: Nicht mehr genau, meine ich, nur noch daran, daß wir alle das Verhalten verabscheut haben.

U: Zurückliegende Ereignisse können durchaus Schatten werfen, Schatten, die wir nicht erkennen, nicht sogleich, nicht ganz. Aber Schatten bleiben, sie verdüstern, was heller ist, ohne sie.

B: Was haben Sie verabscheut, den Selbstmord oder was dazu geführt hat?

L: Was dazu geführt hat. *(stockt, begreift nicht, was er gesagt hat, nimmt wieder Zuflucht zu allgemeinen Sätzen aus vorgeschriebenen Erkenntnissen)* Das Leben eines Lehrers darf niemals abweichen. Ich meine, er ist verpflichtet zu Gehorsam und Verfassungstreue.

U: Sie werden sicher ein guter Lehrer sein.

L: Ich werde ein Lehrer sein, der alles tut, was nach Maßgabe... ich meine, ich werde

alles erfüllen...

U: Es ist kein Grund zur Aufregung vorhanden. Vielleicht schildern Sie zum Abschluß noch einmal kurz...

B: Sie sagten eben: was dazu geführt hat. Wie meinen Sie das?

L: Niemand hat das Recht, sich selbst aus der Verantwortung zu entlassen.

U: Vielleicht können Sie uns zum Abschluß noch etwas über ihre Examensarbeit sagen.

L: Mir gelang es, in meiner Arbeit auf die Wichtigkeit der Formalstufen nach Ziller für den heutigen Unterricht hinzuweisen, also eine Lücke zu schließen, die durch die sogenannte Reformpädagogik aufgerissen wurde. Ziller entwickelte die Formalstufen nach Herbart, der aus den Gedanken Diltheys schöpfte. Aus dem Gesetz des Wechsels von Vertiefung und Besinnung leitete Herbart für den Unterricht die vier Stufen der Klarheit, der Assoziation, des Systems und der Methode ab. Es wird aufgezeigt, in welcher Form der Unterricht zur geistigen Aneignung gelangt. Auf der Stufe der Klarheit vertieft man sich in das einzelne, um es vom andern scharf gesondert, d. h. klar zu erfassen. Die Stufe der Assoziation bezeichnet den Fortschritt von einer Vertiefung zur anderen, die Verknüpfung neuer, ähnlicher Gedanken mit schon vorhandenen.

U: Können Sie uns etwas sagen über Dillschrei...

L: Wilhelm Dilthey 1833 bis 1911 wichtigster Vertreter der deutschen Lebensphilosophie führte zu einer hohen Schule der Interpretation der geistigen Phänomene in...

U: Danke.

B: Fahren Sie in Ihrer Erörterung fort, wo Sie unterbrochen wurden.

L: Auf der Stufe der Klarheit vertieft man sich in das einzelne, um es vom anderen...

B: Das sagten Sie schon.

L: Ja. Damit aber die Gedanken nicht planlos aneinandergereiht werden, muß ihre Einordnung in eine feste Übersicht, ein System erfolgen. Die den Unterricht ergänzende Zucht arbeitet unmittelbar auf die Charakterbildung hin. Da das Vorherrschen sittlicher Grundsätze, deren Inbegriff wir Gewissen nennen, den wahrhaft sittlichen Charakter ausmacht, so muß die Zucht lediglich auf deren Einpflanzung in das Gemüt des Zöglings bedacht sein. Je nach Neigung und dem Alter des Zöglings muß sie erhaltend, bestimmend, regelnd und unterstützend wirken. Hilfsmittel dazu sind Ermahnung, Warnung, Zurechtweisung, Lohn, Strafe.

U: Ist das etwas, was Sie in Ihrer Arbeit entdeckt haben?

L: Nein, das sind Grundsätze.

U: Grundsätze, die Ihr Handeln als Lehrer bestimmen?

L: Ja. Die Formalstufen gliedern den Unterricht. Wir haben heute andere Begriffe. Meine Aufgabe bestand in einer exakten Herleitung und im Aufriß der Tradition unserer heutigen Praxis. Durch dieses Verfahren des Aufbaus des Unterrichtes kann die Arbeit des Lehrers und das Ergebnis in der Klasse jederzeit überprüft werden, und zwar mit der Uhr in der Hand.

Computer: *(summt und leuchtet auf)*

U: Aha, nun werden wir also gleich Bescheid wissen. Darf ich Sie noch einmal kurz in den Warteraum bitten.

L: *(verläßt den Raum)*

B: *(liest aus einer Art Strichliste)* AB 7 positiv. A Strich 15 schwankend, Null vierzehn; drei null 17:4 Komma 7. Bemerkung: Kandidat wirkt vorbereitet. Antwort auf Fragen 74 und 128 genauer Text. Haltung bei Unterbrechung: positiv. Keine Überle-

genheitsäußerung bei Versprecher Diltney – Dillschrei.

U: X 4 positiv, sehr gutes Gedächtnis, aufmerksam, willig, eifrig, konzentriert, leichte Störung normal.

Computer: (mit schleppender Computerstimme) Kandidat Hinweis Bereich C Strich 4-9 mit M 4-16 nicht übereinstimmend. Gegensätzlich sind 34 A 67 B und Ausführung Artikel römisch V bis arabisch 10. (schnarrt) Untersuchung wiederholen. Einstellung in den Schuldienst: (schnarrt) nicht wahrscheinlich.

B: (hat nachgeblättert, leicht konsterniert) Hinweis C Strich 4-9.

U: (erstaunt) Verstehen Sie das? Nicht wahrscheinlich? Aber das kann doch nicht sein. Ja. Und was war das andere? (kontrolliert)

B: (zuckt mit den Schultern) Gegensätzlich 34 A 67 B und Ausführung.

U: (prüft) Ich kann da nichts entdecken.

B: Ich auch nicht. (prüft weiter) Aber Sie wissen, daß bisher der Computer immer recht behalten hat.

U: Naja. Dazu ist er ja auch da. Ich erinnere mich allerdings...

B: Das war vor vier Jahren. Es ist einmal passiert.

U: Aber könnte das nicht wieder so ein Fall sein?

B: Nicht wahrscheinlich.

U: Schade, der Kerl kann einem ja richtig leid tun. Da bleibt nur Verfahren ZcZ. Wenn er das durchsteht, hat er eine Chance. Und die wollen wir ihm geben.

B: Ich sehe nicht, was ZcZ bringen soll. Wir haben doch jetzt schon sehr gemischt.

U: Wir probierens. Vielleicht läuft ja auch irgendwas schief. Wir geben ihm die Chance. Mehr kann man nicht tun.

(Die beiden wechseln die Unterlagen)

U: Wie geht es Ihrem Mann (Ihrer Frau)? Immer noch Schnupfen?

B: Es ist beinahe chronisch seit ungefähr einem Jahr, alle drei vier Wochen.

U: Aber daß es immer stärker wird.

B: Man kann nichts machen. Die Ärzte sind ratlos.

(Beide verlassen den Raum durch einen anderen Ausgang)

III

(Das Verfahren ist vor einiger Zeit wieder aufgenommen worden. Der Untersuchungsrichter sitzt hinter seinem Schreibtisch, Beisitzer ebenso.)

B: (freundlich) Könnte man sagen, daß Sie nicht auf dem Boden des Grundgesetzes stehen?

L: (sitzt auf einem Stuhl) Keineswegs. Ich bejahe voll die Ausführungen, die im Parlament von den Abgeordneten Frank, Schönwies und Maier gemacht wurden, was seit 5 Jahren als Ausführung zum Grundgesetz, es für den Schulgebrauch ersetzend, betrachtet wird.

U: (scharf, herablassend) Sehen Sie darin eine Tatsache, der besonderen Erwähnung wert?

L: (verwirrt) Nein.

U: (hart) Wie kommt es, daß eine Beurteilung im Bereich Politik über Sie erstellt wurde, wenn Sie sich in Übereinstimmung mit der herrschenden Meinung befinden?

B: (freundlich, beinahe begütigend) Sind Ihre Äußerungen durch große Schlüssigkeit und Klarheit aufgefallen? Würden Sie das so sagen?

L: Der einzelne ist nur befugt zur Stellungnahme und äußerungsfähig zu erachten in dem ihm zugehörigen Teil seiner Verpflichtungen.

U: (streng) Sie wurden direkt gefragt. Also antworten Sie auch direkt.

L: (verwirrt) Ich bin nicht befugt und äußerungsfähig außer im mir zugehörigen Teil meiner Verpflichtungen.

B: (freundlich) Heißt das, Sie lehnen die individuelle Freiheit ab?

L: Keineswegs, es ist in ihr die Grundlage unserer Gesellschaft zu sehen.

U: Sehen Sie sie oder wer sieht sie?

L: Ich sehe darin die Grundlage...

B: Durch welche Äußerungen politischer Art ist Ihre gesonderte Beurteilung gerechtfertigt?

L: Ich kenne diese Beurteilung nicht.

B: Und wenn Sie sie kennen würden?

L: Es ist nicht erlaubt, sie zu kennen.

U: (scharf) Betrachten Sie Ihr Verhalten als heraus- bzw. als hervorragend?

L: Ich kann dazu nur auf die Beurteilung selbst verweisen.

U: Ich denke, Sie kennen die Beurteilung nicht.

L: Ich kenne sie nicht.

B: (freundlich) Sind Sie heraus- bzw. hervorragend?

U: Wieso verweisen Sie dann auf die Beurteilung? Was steht da drin?

L: Ich weiß es nicht.

B: Was wissen Sie nicht? Ob sie heraus- bzw. hervorragend sind?

L: Nein. Ich bin nicht heraus- bzw. hervorragend.

B: (warm, freundlich) Aber einen Grund muß es doch geben für die Sonderbeurteilung Politik.

L: Ich kann über die Beurteilung hinaus keine weiteren Angaben machen.

U: Also kennen Sie die Beurteilung?

L: Nein. Ich habe mich undeutlich ausgedrückt. Es muß richtig heißen, ich kann zu der Beurteilung und ihrem Inhalt keine Angaben machen, weil ich sie nicht kenne.

B: Wir wollen Ihnen helfen.

L: Ich bejahe das Verfahren und finde es gut und nützlich.

U: Wie kam es, daß Sie keine weiteren Geschwister haben?

L: Wegen einer AB-Null-Unverträglichkeit.

U: Keine Weigerung etwa in der Art: die Welt ist nicht so, wie sie sein könnte, da ist es ein Verbrechen, Kinder in die Welt zu setzen.

L: Nein, keineswegs.

B: Schade, nicht?

L: (versteht nicht, zuckt) Ich verweise auf meine Äußerung, den biologischen Determinismus betreffend.

U: Wie stehen Sie zur Ehe?

L: Positiv.

U: Weshalb sind Sie dann nicht verheiratet?

L: Das Zusammenleben von zwei Menschen erfordert Raum und gegenseitige Achtung, Artikel 213, die nur gewährleistet ist, wenn man sich im Besitz der lebenswichtigsten Güter befindet.

B: Warum nahmen Sie das Ehestandsdarlehen nicht in Anspruch?

L: Weil es erst ab dem 2. Kind zur Deckung der Lebenshaltungskosten ausreicht.

U: Macht Sie das unzufrieden?

- L: Nein.
 B: Vielleicht machen Sie dafür irgendwen verantwortlich, der es vielleicht auch ist. Sie könnten eine Eingabe machen.
 L: Zu einer Gesetzesänderung ist ein Antrag nötig, dem mindestens 5000 wahlberechtigte Staatsbürger zustimmen müssen.
 U: Heißt das, Sie scheuen sich, aktiv zu werden wegen der damit verbundenen Mühe?
 L: Nein, ich vertraue den gesetzgebenden Körperschaften unseres demokratischen Staates.
 B: Ihre Freundin arbeitet nicht?
 U: Wie hieß sie noch gleich? Bianke Friedman?
 L: Monika Franke. Sie ist in Arbeit befindlich.
 B: Was macht sie?
 L: Sie wartet auf eine Anstellung in den Dienst der Grundschule.
 U: Warum sagen Sie dann, daß sie arbeitet?
 L: Nach Verfügung 9, Erlaß vom 17. April 82, darf sich jeder auf der Warteliste Befindliche als tätig im Sinne eines Arbeitsverhältnisses ausweisen.
 U: (schaut Beisitzer an)
 B: Wie beurteilen Sie den Erlaß?
 L: Positiv.
 B: Dadurch verliert aber doch der nicht wirklich Arbeitende, in dem Fall Ihre Freundin Monika Franke...
 U: Oder ist sie nicht wirklich Ihre Freundin?
 L: Doch.
 B: ... sie verliert das Recht auf Unterstützung.
 L: Ist aber nicht arbeitslos, was sich bei der Rentenzahlung oder später beim Pensionsanspruch auszahlt.
 U: Ihre Freundin wohnt 200 Kilometer von Ihrem Wohnsitz entfernt. Sie wohnen gleichfalls bei den Eltern. Warum haben Sie keine Trennungentschädigung beantragt, die doch in Ihrem Falle gezahlt würde?
 L: Es wäre mein Notendurchschnitt geschmälert, weil wir...
 B: Wollen Sie keine Doppelstellung beantragen?
 L: Nein.
 B: Warum nicht?
 L: Mit dem gemeinsamen Notendurchschnitt würden wir beide keine Anstellung finden.
 U: Warum hat Ihre Freundin so schlecht abgeschnitten?
 L: Ihre Leistungen wurden voll befriedigend eingestuft, das heißt 2 Komma 8. Leider liegt die Anstellungssperre bei 2 Komma 0. Sie wird, wenn ich eine feste Anstellung haben sollte, ihre Anwartschaft aufgeben und ihre pädagogischen Fähigkeiten zum Nutzen unserer Kindererziehung ausbauen.
 U: Warum hat sie ihre Anwartschaft nicht schon aufgegeben?
 L: Aber das erfolgreiche, ich meine, es ist doch nicht sicher, daß ich...
 U: Sie wird ihre Anwartschaft nicht verkaufen?
 L: Nein.
 B: Hat sie das von Ihnen gelernt?
 L: Ich verstehe nicht.
 B: Ehrlichkeit.
 U: Es gab Unregelmäßigkeiten bei Monika Franke.

- L: Sie hat, als sie krank war, um den Schein nicht zu verlieren, eine Freundin gebeten, in der Unterschriftenliste für sie zu unterschreiben. Sie ist sonst immer dagewesen.
 B: Sie war vielleicht nicht wirklich krank.
 L: Das Attest lag vor.
 U: Nachher. Warum hat sie es nicht vorgezeigt?
 L: Um nicht in eine Sonderprüfung zu kommen.
 U: Sie ist aber dann doch geprüft worden.
 L: Darauf konnte sie sich länger vorbereiten.
 U: Ist Ihr Einfluß auf Monika Franke groß?
 L: Ich kann das nicht sagen.
 B: Unser junger Freund ist vielleicht nur bescheiden.
 U: Sind Sie bescheiden?
 L: Ich kann das nicht sagen.
 B: Wenn Sie es aber müßten. Nehmen wir an, Sie müßten sagen, ich bin bescheiden. Würden Sie es dann sagen? Oder die Antwort verweigern?
 L: Ich würde die Antwort nicht verweigern.
 B: Was würden Sie sagen?
 L: Ich nehme an, daß ich bescheiden bin.
 U: Der Plan stammt von Ihnen, die Prüfung im Krankheitsfalle hinauszuzögern.
 L: Nein.
 U: Von wem dann?
 L: Es war kein Plan. Darf ich nochmal einen Schluck Wasser haben?
 U: Ich hoffe, wir müssen das nicht ins Protokoll aufnehmen. (Ist aufgestanden. Pause. Hat Wasser laufen lassen. Pause. Reicht ihm das Wasser. Danke. Längere Pause.) Warum trinken Sie nicht?
 L: (starrt auf das Glas, rührt es aber nicht an) Ich möchte nicht, daß es ins Protokoll kommt. Die Schleimhäute und der Speichelfluß. Vielleicht bin ich doch etwas erkältet. Ich meine, es ist wichtig für einen Lehrer, weil ein Lehrer viel sprechen muß. Es muß alles gesund sein.
 U: Wird Monika Franke, wenn Sie Ihre Frau sein wird – Sie wollen doch heiraten?
 L: Ja.
 U: Wird sie dann Ihre Gedanken möglicherweise mehr beeinflussen, als sie das bis jetzt möglicherweise getan hat? Wir erinnern an kleine Unregelmäßigkeiten.
 L: Eine, es gab nur eine.
 U: Ein versuchter Betrug. Urkundenfälschung. Antworten Sie auf meine Frage.
 L: An meiner Einstellung wird sich nichts ändern.
 U: Welches ist Ihre Einstellung zu Bianke Friedman?
 L: Ich habe Bianke Friedman nicht mehr gesehen, seit ich 10 war.
 U: Zehneinhalb.
 B: Wie kam es zu der Äußerung, ich zitiere Monika Franke am 18. September 81. „Warum sagst du nichts? Sag es. Wenn nichts dabei ist, sag es.“
 L: Darf ich den Zusammenhang erfahren?
 B: Können Sie sich an das Gespräch nicht mehr erinnern?
 U: Die Frage wurde Ihnen an diesem Abend sehr oft gestellt.
 L: Nein, ich erinnere mich nicht.
 B: Überlegen Sie. Lassen Sie sich Zeit.
 L: Ich kann mich nicht erinnern. Vielleicht war es Eifersucht (zeigt sich müde), eine kleine Eifersucht.

- U: Eifersucht, worauf?
 B: Etwa auf Bianke Friedman?
 L: Nein.
 U: Sind Sie sicher?
 L: Bianke Friedman war nie meine Freundin.
 U: Dann wollen wir Ihrem Gedächtnis etwas nachhelfen. Sie befanden sich...
 B: am 18. September mit Monika Franke auf einer Bank am Starnberger See im Quartat neun, L-trau B 8.
 L: Wenn wir da gesessen sind, werden wir auf die S-Bahn gewartet haben.
 U: So.
 B: Es fuhren aber drei S-Bahnen in die Stadt, die Sie nicht benutzt haben, während Sie angeblich warteten.
 U: Auf was?
 L: Ich kann mich nicht erinnern.
 U: Das kommt vor. Wir werden Ihnen helfen.
 B: Es gibt da vielleicht einen Schutzwall, würden Sie sagen, daß es Bereiche gibt, in die hinein etwas verdrängt wird, um dem Tagesbewußtsein ein Vergessen zu garantieren?
 L: Aus der Psychologie kennen wir Verdrängungsbereiche.
 U: Und in Ihrem Fall? Was verdrängen Sie?
 B: Was trifft in Ihrem Fall zu?
 L: (*erschöpft*) Daß ich alles tun werde, was in meinen Kräften steht, um die Verfassung unseres rechtsstaatlichen...
 U: Was wollen Sie damit sagen?
 L: Daß ich...
 B: Was macht Sie jetzt nervös?
 L: Ich bin nicht nervös.
 U: Warum stottern Sie?
 L: Ich stottere nicht.
 U: Weshalb hat, als Sie auf der Bank saßen, um angeblich auf die S-Bahn zu warten, ihre Freundin das Radio eingeschaltet?
 L: Das tut sie öfter, um Musik zu hören.
 U: Tat sie es nicht...
 B: um eine etwaige Abhörung unverständlich zu machen?
 L: Sicher nicht.
 B: Sie erinnern sich also?
 L: Nein.
 U: Wieso sind Sie denn so sicher, wenn Sie sich nicht erinnern können?
 L: Weil so etwas nie in unserer Absicht liegen würde.
 U: Sie haben aber noch an anderen Stellen zu dem Mittel der Abhörstörung gegriffen.
 B: Warum sind Sie so vorsichtig, was haben Sie zu verbergen?
 L: Nichts, ich habe nichts zu verbergen. Wir haben keine Abhörstörung gemacht.
 B: Warum will ihre Freundin Lehrerin werden?
 L: Es sind die gleichen Gründe wie die meinen.
 B: Wissen Sie das genau?
 L: Sie hat eine ähnlich lautende Erklärung in ihre Personalakte gegeben.
 U: Haben Sie die gemeinsam aufgesetzt?
 L: Das ist nicht möglich, weil die Niederschrift in Klausur erfolgt.

- U: Dann haben Sie sich vorher abgesprochen.
 L: Wir haben nachher darüber gesprochen. Nicht vorher.
 U: Wie kommt es denn, daß Ihre Freundin die Anwartschaft verkaufen will, würden Sie sie auch verkaufen?
 L: Meine Freundin wird die Anwartschaft aufgeben, wenn ich eingestellt werde, verkaufen wird sie nicht, genausowenig wie ich verkaufen würde.
 B: Warum nicht verkaufen? Es würde doch dem neu zu gründenden Haushalt einiges Geld bringen.
 L: Die Auswahl der Kandidaten für das Lehramt erfolgt nach Kriterien der Eignung und darf nicht durch private Aktionen unterbrochen werden.
 B: Warum wollen Sie aufgeben?
 L: (*sehr müde, sehr still*) Ich will nicht aufgeben, aber ich werde mich der Entscheidung des Anhörverfahrens beugen.
 U: Hätten Sie Ihre Freundin von damals nicht auch heiraten wollen? Haben Sie darüber nachgedacht?
 L: Ich habe nicht darüber nachgedacht, weil ich Bianke Friedman niemals als meine Freundin betrachtet habe.
 B: Warum nicht?
 U: Sind Sie in letzter Sekunde zurückgeschreckt, als sie im Verdacht stand?
 L: Ich habe sie das letzte Mal gesehen, als sie 10 Jahre alt war.
 B: Sie sind erstaunlich widerstandsfähig.
 L: Ich sage nur die Wahrheit.
 U: Warum lügen Sie dann? Sie haben auch nachher noch mit Bianke Friedman gesprochen.
 L: (*schreit beinahe auf*) Nein, nicht ich, ich nicht.
 B: Dann hat sie Sie angesprochen.
 L: (*nickt, schüttelt den Kopf*) Es kann sein. Später. Irgendwann einmal. Wir haben uns vielleicht auf der Straße getroffen.
 U: Worüber hat sie mit Ihnen gesprochen?
 L: Hat sie nicht.
 U: Was hat sie nicht?
 B: Über den Vater? Haben Sie mit ihr über den Lehrer Friedman gesprochen?
 L: (*scheint nicht zu verstehen, weiß nicht, was er sagt*) Vater, ja Vater. Es war ihr Vater. Ich habe mir gewünscht, daß es... Einmal. Wir haben einmal darüber gesprochen, als wir noch Kinder waren. Es war ihr Vater, nicht meiner. Mein Vater war anders. Sie sagte, es ist nicht dein Vater.
 U: Herr Friedman war ein guter Lehrer?
 L: (*nickt*)
 B: Dem Unrecht geschah?
 L: (*starrt. Ist sehr abwesend*)
 B: Hat Ihnen Bianke Friedman Vorwürfe gemacht? Weil Sie vielleicht damals Angst hatten, als Lehrer Friedman sich umbrachte...? Wie haben Sie sich dazu geäußert?
 L: (*schweigt*)
 B: Wollte Bianka Friedman sich rächen?
 U: An Ihnen. Weil sie der Meinung war, daß Sie sich damals oder auch später falsch verhalten haben? Haben Sie sich falsch verhalten?
 L: (*schwach*) Es ist nie geklärt worden...
 U: Wollten Sie ein besserer Lehrer werden als Herr Friedman?

L: Er war ein sehr guter Lehrer.
 B: Äußerten Sie sich vielleicht zu dieser „Ungerechtigkeit“, wenn Ihre Freundin das Radio einschaltete?
 L: Nein.
 B: Was nein. Warum zittern Sie jetzt?
 L: Ich (zittert nicht, ist eher starr und bleich)?
 B: Was haben Sie? Haben Sie Angst.
 L: (schüttelt den Kopf) Es ist alles gut. Es ist immer alles gut gewesen. Er hätte sich nicht umbringen dürfen. Er hatte ja nichts getan. (schreit) Er hatte ja nichts getan.
 U: Im Falle einer Einstellung könnte doch durch einen kleinen Fehler, eine Unbedachtsamkeit, Sie könnten ein ähnliches Schicksal erleiden wie der Lehrer Friedman, ist das Ihre Angst?
 L: Ich habe keine Angst. (Wie geistesabwesend, ist aufgestanden) Ich habe keine Angst. (geht im Zimmer umher, sucht, geht auf den Schrank zu, räumt Akten weg)
 B: Was machen Sie da?
 U: (ist aufgesprungen) Lassen Sie das. Was suchen Sie? Was machen Sie da?
 B: Machen Sie sich nicht unglücklich.
 U: (geleitet ihn wieder zu seinem Stuhl)
 L: (sitzt) Es war nichts. Es kann gar nichts gewesen sein. Mein Vater hat nie seine Hand auf meinen Kopf gelegt. Nie. Niemals.
 B: Was ist denn? Was haben Sie denn?
 Computer: (leuchtet auf)
 L: (ist aufgestanden) Ich habe Angst. (räumt weiter den Schrank aus, will sich verstecken) Ich habe Angst.
 Computerstimme: (schleppend) Kandidat Schiller eins. Wird eingestellt, eins.
 B: (ist auf Lehramtskandidaten zugegangen) Beruhigen Sie sich doch. Hören Sie denn nicht? Sie sind eingestellt. (Das Telefon klingelt)
 U: (hat den Hörer abgenommen) Ja. (hört) Ja.
 L: (lallt, ist nach der Computermittelung völlig zusammengebrochen)
 B: (betupft die Stirn des Lehramtskandidaten mit Wasser)
 U: Ja, ja. Ja. Danke. (legt den Hörer auf)
 B: Und jetzt?
 L: (sitzt wieder, völlig regungslos)
 U: Ja. was machen wir jetzt?
 B: Es könnte doch sein, daß der Computer, weil er schon auf Abgabe geschaltet war, daß er das hier nicht aufnehmen konnte.
 U: Das könnte sein. Aber wir. Wir müssen einen Bericht machen.
 B: (hat angefangen, alles zu ordnen) Müssen wir?
 U: (greift einen Akt aus der Verwüstung, stellt ihn an seinen Platz) Einer hätte damit den anderen in der Hand, wenn wir es unter den Tisch fallen lassen.
 B: Schon, aber es hebt sich doch auf.
 U: Nein, es hängt davon ab, wer es als erster zu Protokoll gibt.
 B: Der hätte nur einen geringfügigen Vorteil, einen Pluspunkt für Aufdeckung und Ehrlichkeit. Ansonsten wäre die Strafe gleich.
 U: (wendet sich an den Lehramtskandidaten) Und Sie? Was werden Sie jetzt tun?
 L: (starrt die beiden blaß an)
 B: Er wird sich doch nicht selbst ans Messer liefern.
 U: Wer weiß. Stecken Sie in den Menschen drin? (wendet sich an den Lehramtskan-

didaten) Was hat Sie denn so aufgebracht?
 B: Lassen Sie ihn. Es war ein Fehler. Der Computer hat sich geirrt.
 U: Dann bleibt uns nichts weiter übrig, als auf den Computerhinweis zu warten.
 B: (hat inzwischen alles aufgeräumt) Das Startzeichen für das neue Verfahren. Wer ist denn dran?
 U: (nimmt eine neue Akte) Schings, Manfred.
 B: (hat ebenfalls eine Akte genommen)
 (Alle warten auf das Computerzeichen. Einige Zeit so. Vorhang.)

Friedrich M. Dannenbauer Vollziehende Gewalt

wegen meines geschlechts
 bin ich nicht zu vergewaltigen.
 meine religion
 ist nicht gesundzubeten.
 weil ich mich selbst ohne waffen
 versammle, kann ich nicht
 aufgelöst werden.
 was ich äußere
 ist keine meinung.
 mein eigentum verpflichtet
 zu nichts.

aber nichts geschieht ohne
 vollziehende gewalt

sie weist mir meine parzelle zu.
 sie stellt meine worte klar.
 sie verhindert, daß ich
 auf der straße die faust balle.
 sie sorgt dafür, daß ich
 beim tischgebet
 den mund halte.
 sie setzt der liebe
 grenzen.

Jo Micovich Arbeitsabläufe

auspowerung
meiner person
ICH/ES
durch meine person
VERDIENSTNOTWENDIGKEIT

nicht mättigkeit nur
erschöpfung
unfähigkeit
unterforderung von
wärmefaktoren und
kreativitätsbegabung
neu: ein hauch von neid
auf schamlose nichtsteuer
erben

nein nicht neid
hinter zusammengebissenen zähnen
und neuem antrieb zum
weitermachen
heruntergeschluckt die silben
un ge rech tig keit
und nicht krank werden dürfen

wir kennen das
keine sicherheit
das wichtige
nicht tun können
und hunger nach hirntätigkeit
bohrend
wie schmerz

psychogramm zur zeit:
weitermachen nur vorsicht
berufsbezeichnung:
selbständig
daneben:
schreiben
wert der reihenfolge:
spiegelverkehrt

Fritz Deppert Der grüne Ford

Schauplatz:

Eine abschüssige Wiese. Am tiefgelegenen Teil der Drahtzaun und die Nord-Süd-Bahnlinie. Am hochgelegenen Teil der nichtbefestigte Weg. Jenseits des Wegs Fichtenwald. Im Fichtenwald das Dorf. Bei dem Dorf die Tankstelle, die Raststätte, das Autobahnkreuz.

Die Personen:

Mehrere Gebrauchtwagen verschiedenen Typs, verschiedenen Alters, verschiedener Farbe. Ersatzteile. Der letzte Fahrgast des grünen Fords als Leiche.

Die Wagen liegen scheinbar wahllos hingeworfen im unteren Teil der Wiese. Manche liegen auf dem Dach, andere auf der Seite, andere auf den Rädern. Drei oder vier Wagen sind aufeinandergetürmt und ineinander verschachtelt. Die Spuren in der Grasnarbe deuten daraufhin, daß sie von dem nichtbefestigten Weg heruntergerollt wurden.

1. Die Ankunft des grünen Ford.

Zu der Tageszeit, in der man von vorbeifahrenden Zügen aus keine Einzelheiten auf der Wiese erkennen kann, fährt der grüne Ford auf dem unbefestigten Weg zu der Wiese, legt sich auf die linke Seite, rollt über das Gras und scheppert, Blech gegen Blech, in die aufeinandergetürmten Wagen. Er öffnet die linke Vordertür und kippt die Leiche heraus. Die anderen Wagen bilden einen Kreis und beleuchten mit ihren Parklichtern die verrenkten Glieder. Dann richten sie die üblichen Fragen an den grünen Ford.

2. Die Leidenschaft der Gebrauchtwagen:

Das Erfinden neuer Tricks, mit denen man die Fahrer von der Fahrbahn ablocken und sie töten kann.

Der Katalog der Standardtricks:

Plötzliches Drehen des Steuerrads – wegen des damit verbundenen Erschreckens und der anschließenden Lähmungserscheinungen, die er bei dem Opfer hervorruft, ist dieser Trick sehr beliebt. In der Regel gelingt es, ihn auf eine Straßenlänge von hundert Metern auszudehnen, um die Angst des Opfers genießen zu können.

Plötzliches Zurseitespringen bei kleinen Windstößen erzeugt auf engen, baumbegrenzten Straßen ebenfalls die gewünschte Panik.

Blindmachen der Vorderscheibe durch kleine Glassprünge – hierbei ist die Zeitdauer zwischen Erschrecken, Aufprall und Tod kurz. Der Trick wird daher nur benutzt, um den Katalog zu erweitern. Das gleiche gilt für das überraschende Wegrollen eines oder zweier Räder. Der gewünschte Effekt entsteht in dem Augenblick, in dem die Räder den Wagen überholen und vom Fahrer erblickt werden. Aber es hat sich als schwierig erwiesen, wieder zur Wiese zurückzukehren. Aufgrund dieses und ähnlicher Versuche hatte sich zu Beginn des Unternehmens die Basisgruppe rasch verkleinert. Inzwischen liegen genug Erfahrungen vor, um den Bestand zu halten.

Oft benutzt: Das Versagen von Bremsen und Kupplung – angesichts der verzweifelten Versuche der Fahrer, durch heftiges Treten auf die Pedale die Funktion wieder herzustellen, verwirklichen sich die Wunschträume der Automobile.

3. Die üblichen Fragen

Die erste Frage an den grünen Ford: Wie hast du es gemacht?

Die Antwort:

Ich habe abwechselnd im Innen- und Außenspiegel überholende Fahrzeuge nicht angezeigt, habe sie plötzlich, wenn sie fast auf gleicher Höhe waren, in die Spiegel springen lassen, bis ich den Fahrer so weit hatte, daß uns ein Lastwagen, der vor dem Kühler auftauchte, an der geeigneten Stelle von der Fahrbahn abbrachte.

Der grüne Ford hat einen neuen Trick erfunden. Der Trick kann variiert werden. Die Angst ist allmählich bis zur vorherbestimmbaren Katastrophe steigerbar. Er erhält Beifall und eine hohe Punktzahl. Das bedeutet Bevorzugung bei der Ausgabe neuer Ersatzteile, Bevorzugung bei der Auswahl für ein neues Spiel. Gute Ersatzteile verursachen gutes Aussehen. Gutes Aussehen bringt wohlhabende Fahrgäste. Die wohlhabenden Fahrgäste machen die wenigsten Schwierigkeiten und die meiste Freude. Ihre Hilflosigkeit gibt sie in die Hand des Wagens.

Die zweite Frage: Wie kam er in den Wagen?

Die Antwort:

Nachdem ich für das Spiel gewählt war, fuhr ich auf den Gebrauchtwagenplatz bei der Tankstelle. Gegen Mittag kam er. Als ich sah, wie er auf Fußspitzen über aufgeweichte Erde hüpfte, zeigte ich mich von meiner besten Seite.

Die Probefahrt bestärkte mich in meiner Wahl: Schaltfehler an der zweiten Kreuzung. Hastiges Anfahren bei Verkehrsampeln. Unkonzentriertes und sehr schnelles Fahren auf der Autobahn.

Ich nahm ihn.

Die dritte Frage: Was war er für einer?

Die Antwort:

Ich habe ihn zwei Tage lang beobachtet. Das Ergebnis: Als Autofahrer gefühllos. Schwach ausgeprägte Raumvorstellung. Geringe Entfernungsschätzung. Keine Vorstellung vom Bremsweg. Geschwindigkeiten erkannte er nur durch Tachoblick. Leicht von der Fahrbahn ablenkbar. Rasche Ermüdung. Krampfhaftes Halten des Lenkrads. Einer von denen also, der uns als Hilfsmittel benutzt, ohne Verständnis für das, was in uns vorgeht.

Als Mensch: Außerhalb des Geschäftsbereichs gedankenlos. Familie nur in Randgedanken vorhanden. Ausgeprägtes Zahlenbewußtsein. Innerhalb der Grenzen seines Verstandes zielstrebig. Keinen Bezug zur Vergangenheit. Kaum Rückerinnerung. Zukunft nur als Daten und Zahlenreihen vorhanden. Trotzdem gutes Gedächtnis. Niedrige Schmerzschwelle. Betriebsam. Keine Hemmungen. Gemeinschaftsgefühl schwach ausgebildet. Gute Manieren. Keine Phantasie.

Die vierte Frage: Wie sah er aus?

Die Antwort:

Normalfigur. Kammgarnanzug. Manschettenknöpfe in Gold. Schwarze Mappe, schwarze Brieftasche, schwarzer Federhalter. Gesicht schmal, aber nicht hager. Um die Augen aufgeschwemmt, ebenso an der Kinnlinie. Haare kurzgeschnitten. Messerschnitt. Farbe mittelbraun. Schmale Nase. Schmale Lippen. Etwa einsachtzig. 40 Jahre. Keine besonderen Kennzeichen.

Die fünfte Frage: Was dachte er während der Fahrt?

Die Antwort:

Zahlen. Namen. Zeitzahlen. Kalenderzeiten. Uhrzeiten. Telefonzahlen. Vorwahlnummern. Nachwahlnummern. Prozentzahlen. Additionen. Multiplikationen. Zah-

len, die aussahen wie Banknoten, wie Provisionen, wie Dividenden, wie Einkommen, Ausgaben. Ortsnamen. Städtenamen. Straßennamen. Namen mit Titeln. Präsidenten. Vizepräsidenten. Direktoren. Doktoren. Prokuristen. Abteilungsleiter.

Die sechste Frage: Wie verhielt er sich, als der Trick angewandt wurde?

Die Antwort:

Er sah vom Innenspiegel zum Außenspiegel. Vom Außenspiegel zum Innenspiegel. Auf die Uhr. Auf das Tachometer. Er nahm eine Hand vom Steuer, strich sich über die Haare. Er versuchte, sich umzudrehen und nach hinten zu sehen. Er leierte die Scheibe herunter. Drehte am Außenspiegel. Drehte am Innenspiegel. Seine Handflächen wurden feucht. Seine Füße zuckten auf den Pedalen. Er schwitzte. Er trat aus Versehen auf die Bremse. Auf den Gashebel. Er schaltete das Radiogerät an. Seine Augen pendelten zwischen den beiden Spiegeln. Er achtete nicht mehr auf die Fahrbahn. Als er plötzlich den Lastwagen vor dem Kühler sah, riß er das Steuer herum. Ich nahm den Weg die Böschung hinunter. Überschlag. Aufprall auf einen Erdwall. Er hat es nicht überlebt.

Die siebte Frage: Was dachte er, als er begriff, daß es mit ihm zu Ende ging?

Die Antwort:

Zuerst nichts. Dann Zahlen. Zahlenreihen. Sie beschleunigten sich, verloren an erkennbarem Sinn. Dann versuchte er, in Gedanken zu telefonieren. Ein fahriger Griff nach dem Krawattenknoten. Beschleunigter Puls. Verkrampfungen in Armen und Beinen. Austrocknen der Mundhöhle. Lähmung der Stimmbänder. Verzögerung der Reaktionen. Erhöhte Atemfrequenz. Versagen der Schließmuskeln. Zuletzt Bildreihen. Sie drehten sich wie die Bewegungen des Überschlags. Nichtigkeiten wie das Gras vor den Scheiben, das splitternde Glas.

Die Hände stützten unwillkürlich den Anprall ab.

Die achte Frage: Woran ist er gestorben?

Die Antwort:

Offene Rippenbrüche mit starker Beschädigung der Lungenflügel, verursacht durch Aufprall des Brustkastens auf das Lenkrad. Schädelbasisbruch, Blutaustritt durch Nase, Mund und Ohren, teilweiser Gehirnaustritt, verursacht durch Anschlag gegen die obere Scheibeneinfassung.

Ein blechernes Kichern ging durch die um die Leiche versammelten Wagen. Dann stellten sie die letzte Frage: Wie bist du entkommen?

Die Antwort:

Da die Räder heil geblieben waren und der Motor nach Wegbiegen des Haubenblechs noch lief, fuhr ich rückwärts die Böschung hinauf, auf die Fahrbahn und zur nächsten Ausfahrt. Wegen der verbogenen Lenksäule konnte ich nur Schwingbogen fahren. Die größte Sorge bereitete mir das auslaufende Benzin. Aber es reichte, um die Spuren zu verwischen und herzukommen.

Das Dach muß gerichtet und neu poliert werden. Ich brauche neue Scheiben, eine neue Motorhaube, neue Radkasten, neue Räder, eine neue Vorderachse. Der Motor muß überholt, die Leitungen erneuert, der Benzintank ausgetauscht werden. Ebenso die vordere Stoßstange. Im Innern müssen die Polster gereinigt und die Lenksäule samt Lenkrad ersetzt werden.

4. Abstimmung, Beseitigung der Leiche, ein neues Spiel.

Der Trick findet Zustimmung, die Automobile sind mit der Todesart des Fahrgastes zufrieden. Der grüne Ford hat auftragsgemäß die Überlegenheit des Fahrzeugs über

den Fahrer bewiesen, er hat den Menschen und seine leicht zu irritierenden Denkfähigkeiten sicher beherrscht. Der grüne Ford darf mit ausgesuchten Ersatzteilen rechnen. Er wird nach Wiederherstellung erneut zur Jagd ausgeschickt werden. Die Leiche beseitigen sie in gewohnter Weise. Sie rollen sie vor den nachmittäglichen Ferngüterzug; decken sie ab, damit der Lokführer sie nicht sehen kann. Ein roter Sportwagen wird für das Spiel der neuen Woche gewählt. Die Nacht endet mit Zusammentragen und Einbau der noch fehlenden Ausrüstungsgegenstände. Am Morgen steht der rote Sportwagen fahrbereit am oberen Rand der Wiese.

Wolfgang Frier Der Forscher

der Forscher
betrachtet den Goldfisch
im Wasserglas
blau
lange Locken
helle Augen
Lachfalten im Gesicht
dann platzt er wieder
oder grinst
oder beißt in den sauren Apfel

Die russische Puppe

Der Forscher, den man in seinem Arbeitszimmer bei der Arbeit glaubt, beschäftigt mit Amöben, Glockentierchen und Molekülen, auf dem Wege von A bis Z, dem Leben auf der Spur, bricht plötzlich aus. Obwohl dieser Forscher schon früher eine kleine philosophische Ader gezeigt hat, kommt sein Ausbruchsversuch, für alle die ihn kennen, überraschend. Mit ausgestreckten Armen trägt er eine russische Puppe vor sich her, aus der er kleinere und immer noch kleinere russische Puppen herauszieht, entgeistert um sich blickend fragt er immer wieder in einer der vielen Fachsprachen, die er zweifellos beherrscht: schawaschawaschawa, schawaschawaschawa?

Hans Jürgen Buber Kühle Wilstermarsch

Kaum eine Handbreit Wind
vom See entfernt
und die Gräser salzig und steif.
So auch die Bauern
stets sich empörend gegen Fluten und Deichfresser
seit neuestem sich empörend
gegen das Atomkraftwerk
und den gefräßigen Konzern
mit Spruchfahnen an Scheunen und Karren –
jedoch
mit Gesetzen und Formeln entwaffnet
vor dem Ansturm der Bagger und Raupen.
Von den Gewählten im Stich gelassen
höheren Orts und besänftigt
mit Versprechungen und gemäßregelt
wie Knechte
und zum Entfernen der Spruchfahnen gezwungen
vom Landrat
weil diese Empörung
die Landschaft der Väter
„verschandelt“.

DU ALFONSO

Du Alfonso
man spricht von dir mit Freude im Volk
zu den ersten sollst du gehört haben
die auf die Güter zogen
und Grenzsteine zerbrachen unter Freudenweinen
und Eisentore umstürzten
mit dem Gesang der Bauern
und das erste neugeborene Kind im Dorf
„Victor“ nannten.
Jawohl Alfonso
mit Achtung wird gesprochen im Volk
daß deinen Sohn
der Herren Kerker nicht zerbrachen
und deine Worte sich
gegen den Willen der Mumien ereigneten.
Weiter so Alfonso

hörte ich auf den Feldern rufen
 wir wollen weiter mit dir gehen
 und vom Land das Unkraut vertilgen.
 Eine neue Zeit schleppen wir mit den Traktoren heran
 und ziehen neue Furchen in sie
 um den millionenfachen Samen der Brüderlichkeit
 unvergänglich auszustreuen.
 Richtig Alfonso
 als König zu leben hat das Volk ein Recht
 zu herrschen hat es gegen die Lügner, welche
 Schatten austreuen und gegen die Betrüger,
 welche uns für dumm verkaufen und gegen
 die Bankrotteure, welche die Banken und Güter
 allein haben möchten.
 König Volk, das in die Schule
 gehen wird und von dir lernt, Alfonso
 und von deiner Partei.

Ernst Schumacher Dr. med. Richard Schmincke – Arzt an der Seite der Arbeiter- klasse

Bertolt Brecht: Appell an die Ärzte und Krankenpfleger

*Nun zu euch, Ärzte und Pfleger. Wir denken
 Auch unter euch muß es etliche geben
 Wenige vielleicht, aber doch etliche, die
 Sich erinnern an die Verpflichtung denen gegenüber, die
 Menschenantlitz tragen wie sie. Diese
 Fordern wir auf, unsere Kranken zu unterstützen
 In ihrem Kampf gegen die Krankenkassen und die Gebräuche der Krankenhäuser
 Die unterdrückte Klasse betreffend.
 Wir wissen, dazu müßt ihr
 Euch in Kämpfe verwickeln mit andern, den willfährigen Werkzeugen
 Der Ausbeutung und des Betruges. Wir verlangen, daß ihr diese
 Als eure eigenen Feinde betrachtet. Damit
 Kämpft ihr doch nur euren eigenen Kampf gegen eure Ausbeuter
 Die euch stündlich mit jenem Hunger bedrohen, der
 Unsern Genossen gefällt hat.
 Kämpft mit uns!*

Wenn ich an Genossen Doktor Richard Schmincke denke, kommt mir der verregnete,
 dann verschneite November 1975 in den Sinn, als ich, zur Kur in Bad Elster, zum er-
 sten Mal das Foto von ihm sah, das ihn als Modearzt, als Mann von Welt, als Aufstei-
 ger in seiner Klasse, der bürgerlichen, zeigt, und dann las, daß er zwei Wochen vor
 Ausbruch des zweiten Weltkrieges am Kurfürstendamm in Berlin seinem Leben selbst
 ein Ende setzte, verfolgt von den Nazis, wegen seiner aktiven Mitgliedschaft in der
 Kommunistischen Partei Deutschlands seines Berufes beraubt, nahe der Erblindung.
 Wenn ich an Genossen Doktor Richard Schmincke denke, tritt seitdem aus dem Por-
 trät des gutbürgerlichen Arztes das Bild eines Kämpfers hervor, das die Analyse von
 Marx und Engels bestätigt, „daß ein kleiner Teil der herrschenden Klasse sich von ihr
 lossagt und sich der revolutionären Klasse anschließt, der Klasse, welche die Zukunft
 in ihren Händen trägt“.

Es fällt nicht schwer, sofort eine Reihe deutscher Schriftsteller, Maler, Bildhauer,
 Schauspieler, Journalisten, Publizisten zu nennen, die sich von ihrer bürgerlichen
 Herkunft losgesagt und sich auf die Seite der Arbeiterklasse gestellt und in der Kom-
 munistischen Partei so tapfer, standhaft, unbeirrt um das Menschenrecht gekämpft
 haben wie jeder klassenbewußte Arbeiter. Ungleich schwerer fällt es, Wissenschaft-
 ler, vor allem Naturwissenschaftler, zu benennen, die diesen Weg gegangen sind. Ge-
 nosse Doktor Richard Schmincke ist einer der wenigen herausragenden Ärzte, die zu
 Vor- und Mitkämpfern der Arbeiterklasse wurden. Der erste Weltkrieg hatte ihn se-
 hend gemacht. Die Oktoberrevolution in Rußland, die Novemberrevolution in
 Deutschland steckten ihm historische Lichter auf. Diese Einsichten veranschlagte er
 seitdem höher als seine Einkünfte, das soziale Auskommen aller wurde ihm mehr wert
 als sein persönliches Einkommen. Er wurde zu einem kommunistischen Arzt, dem

kein Geringerer als Carl von Ossietzky bescheinigte, daß er ein großer Menschenfreund sei:

„... Wir haben in kommunistischen Politikern, mit denen wir in der Vergangenheit manchmal die Klinge gekreuzt haben, und denen wir in Zukunft gewiß wieder auf einem anderen Felde begegnen werden, und die in der Phantasie geängstiger Spießer den moskowitzischen Schrecken personifizieren, ruhige und verantwortungsbewußte Männer gefunden, und wir haben in dem kommunistischen Stadtarzt von Neukölln, Doktor Schmincke, einen freien und humorvollen Menschenfreund gefunden, dessen Bekanntschaft lohnt.“

Ansichtig geworden der
Verstümmelungen der Leiber und
der Verwüstungen der Seelen
sah ich
den Stabsarzt Dr. Richard Schmincke
im grauen Militärmantel
austreten aus seiner Klasse der
Anstifterin dieses Gemetzels der
gewalttätigen Umstanzerin von
Menschen in Material das
im Verrecken Gewinn wirft

und übertreten sehe ich ihn
zu den noch unengen und unfesten Reihen
der Gewehreumdreher der
Kämpfer des deutschen Novembers . . .

Kriegsverwendungsfähig
für den Bürgerkrieg
gegen die
Eisenfresser und Blutschröpfer
schreibt der Genosse
Doktor Richard Schmincke
die der Vermantschung
Entronnenen und aus der Verblödung
Erwachten
Beisteht der Genosse
Doktor Richard Schmincke
den Selbsthelfern
unter Max Hölz in ihrer wilden und
zu kurzen Wut auf
die Goldvögte des Vogtlands ihnen
aber erklärend daß nur der lange Zorn
und die weite Sicht die Gesellschaft
ändern von Grund auf

Und ich höre ihn ausrufen am roten Maientag

des fünften Jahres nach dem Ende des
großen Mordens und des sechsten seit
dem Beginn der Neuen Zeit
auf dem Badeplatz von Elster
die Forderung

umzuwandeln das Bad der Bourgeoisie
in Eigentum des Volkes
in ein Bad der Werktätigen

unter dem Beifall der Ausgemergelten und
dem Geheul der Wänste

Hervortritt aus den dürrn
Buchstaben der Protokolle des
Sächsischen Landtags
der anklagende Angeklagte
der Aufwirbler des sozialen Drecks
der Goldenen Zwanziger der
Entlarver des Gesindels von Junkern
und Geldschneidern überführend sie
wessen er beschuldigt des Materialismus
freilich des ihrigen des gemeinsten
der krassesten Ichsucht der
schmutzigsten Geschäfte mit
Hunger und Alkohol während des
größten der Geschäfte der herrlichsten
aller Zeiten während des Krieges:

„Ich bin während des Krieges draußen im Westen als Arzt eine Zeitlang in der Etappe gewesen und habe diese Dinge mit eigenen Augen gesehen. Zum Beispiel hat ein Major, der Pferdekommisar von Brüssel, seine Stellung nur dazu benutzt, um die Fürsten, seine adligen Freunde usw. mit Fleisch, Butter und Zucker zu versorgen. Es hat ein anderer Major seine Stellung nur dazu benutzt, um Weinhandel zu treiben. Sind das Idealisten? Es sind die gemeinsten Materialisten! . . . Während des Krieges hat hier in Sachsen der damalige Ministerialdirektor Heink die Butter, die für die Wohlfahrtsanstalten Sachsens zur Verfügung stand, benutzt, um sie zu verschieben, und hat sie im wesentlichen nach Bad Elster verschoben. Das weiß jedes Kind hier in Sachsen . . . Was war das Resultat? Das Resultat war, wie Sie in den Statistiken der sächsischen Regierung nachlesen können, daß in diesen Anstalten 70 Prozent der Menschen einfach vor Hunger gestorben sind. War das Idealismus? Das war der krasseste und gemeinste Materialismus dieser Klasse.“

Hineingehen sehe ich den
wider das Votum der Rosaroten gewählten
Stadtrat für Gesundheitswesen
in der Hauptstadt des Reiches
in die Hinterhöfe Neuköllns in die
Tuberkulosehöhlen in die
unvergitterten Gefängnisse der

rachitischen Kinder in die
Schlafburschenställe
herantreten sehe ich ihn an die
Lager der Hungerliebe in den
Quartieren des Elends

Was hier auf den Tellern liegt ist
der Hunger
Was hier zu haben ist ist einzig
der Mangel

Was es zu tragen gibt

... ist die Armut

Was zu kriegen ist

... sind Vertröstungen

Ich betaste die Hungergruben
Ich horche an den Kavernen der Bleichsucht
Ich fühle das keimende Leben
Da ich vergeblich um Arbeit
Da ich vergeblich um Brot kämpfe
werde ich der Freund des Lebens
zum Aufklärer über seine Verhinderung
und zum Anwalt gleichen Rechts
auf Abtreibung für die
Nahrungslosen wie für die Schmarotzer
und klage an

die Verdonnerer die Strafverhänger
über die Töterinnen des Unernährbaren

und verfluche

die Mörder unschuldiger
Kinder im Namen des Kreuzes und
Hakenkreuzes

denn vom unernährbaren
zum unwerten Leben wird
nur ein Schritt sein

Am Morgen nach der ersten
Großbrandlegung der Fackelträgerhorden
der Nacht der langen Messer im ersten Schub

der Volksfeinde und Untermenschen
eingeliefert in das Polizeipräsidium Berlin
verhöhnt von triumphierenden Totschlägern
fanden sich zusammen

Doktor Hans Litten Ankläger der Nazis als Wegelagerer
Diebe und Mörder Kommunist

Doktor Apfel Verteidiger von Max Hölz und Carl
von Ossietzky Demokrat

Carl von Ossietzky Publizist und Demokrat

Erich Mühsam Schriftsteller Publizist
Anarchist Kommunist

Erich Baron Kämpfer für die Wahrheit über die
Sowjetunion

Schulz – Neukölln Abgeordneter Demokrat

Doktor Max Hodann Vorkämpfer der Sozialmedizin
Kommunist

Ludwig Renn Schriftsteller gewesener Offizier
Kommunist

Egon Erwin Kisch Schriftsteller Kommunist

Doktor Richard Schmincke gewählter Stadtrat

Dezernent für Gesundheitswesen des Stadtbezirks

Berlin-Neukölln Kommunist

alle in Schutzhaft genommen nach dem
Gesetz der Verbrecher

beschuldigt für Menschenrechte eingetreten zu sein
und des Verrates an Volk und Reich

Nicht alle sterben in diesen Jahren
an der Wand

nicht alle werden auf der Flucht
erschossen

Die als lebensunwert erachtet werden
wegen ihrer Gesinnung

wegen ihres Glaubens

wegen ihrer Rasse

werden nicht alle in den

elektrischen Draht gehetzt und erschlagen

im Steinbruch von Dachau und hingerichtet
in Plötzensee

Andere werden getötet mit

den Buchstaben des Gesetzes

anstelle von Kugel und Fallbeil

und die Schlinge mit der ihnen

die Lebensluft genommen wird sind

die Doppelschlaufen von Paragraphen

nicht weniger wirksam

Der Polizeipräsident in Berlin

*an den Präsidenten des Bezirksverwaltungsgerichtes
zu Berlin am 21. Juli 1939:*

Durch Verfügung vom 12. April 1939 habe ich die Bestallung des Dr. med. Richard Schmincke als Arzt zurückgenommen. Meine Verfügung ist eine Folge der Tatsache, daß Dr. Schmincke sich bis zum Jahre 1933 aktiv in kommunistischem Sinne betätigt hat. Er ist in öffentlichen Versammlungen mehrfach propagandistisch für die Ziele der Kommunistischen Partei eingetreten. Auf Grund dieser Tatsachen mußte ich als erwiesenermaßen, daß Dr. Schmincke die für die Ausübung des Berufes als Arzt notwendige nationale Zuverlässigkeit nicht besitzt. Dr. Schmincke kann auch heute noch nicht als national zuverlässig im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung angesehen werden. Das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums entfernt aus dem Beamtenstand jeden Beamten, der der Kommunistischen Partei als Mitglied angehört. Es war für diese Maßnahme nicht einmal eine besonders aktive Tätigkeit im Rahmen der Kommunistischen Partei erforderlich. Vielmehr genügte zur Anwendung des Gesetzes bereits die bloße Mitgliedschaft in der KPD. Nun sind zwar Ärzte keine Staatsbeamte. Sie sind aber seit Erlass der Reichsärzteordnung in eine über das bisherige Maß wesentlich hinausgehende öffentliche Stellung gehoben worden. Ihnen obliegt die Sorge für die Gesundheit des deutschen Volkes. Durch die Betrauung mit einer derartigen öffentlichen Aufgabe sind die an sie zu stellenden Anforderungen ebenfalls gewachsen. Bei dieser Sachlage bedarf es keiner besonderen Erwähnung, daß ein Mann wie Dr. Schmincke, der jahrelang aktiv an hervorragender Stelle der Kommunistischen Partei tätig war, aus dem Ärztestand ausgeschieden werden muß. Meine Verfügung vom 12. April 1939 ist demnach gerechtfertigt.

Wenn ich an Genossen Doktor Richard Schmincke denke, dem die Nazis wegen seiner kommunistischen Gesinnung die Approbation als Arzt entzogen, denke ich daran, wohin es die Humanmedizin unter dem deutschen Kapitalismus und Imperialismus schließlich gebracht hat: zu den Mördern im Arztkittel, zu den grausamen Versuchen an Menschen, zur Mitwirkung am millionenfachen Mord in den Gaskammern. Ich denke ebenso notwendig an die US-amerikanischen Wissenschaftler, an die Ärzte, die am Einsatz bakteriologischer und chemischer Waffen im „schmutzigen Krieg“ in Vietnam mitwirkten, an die jetzt bekannt gewordenen Experimente mit chemischen Substanzen zur Beeinflussung und Vernichtung von Menschen, die seit den fünfziger Jahren in den USA im Auftrag des CIA und des Pentagons an Nordamerikanern selbst durchgeführt wurden, und komme ein weiteres Mal zur Folgerung, die Genosse Doktor Richard Schmincke zu verbreiten versuchte: Daß auch den Menschen Helfern nur zu helfen ist, wenn Kapitalismus und Imperialismus aus dieser Welt verschwinden.

Wenn ich an Genossen Doktor Richard Schmincke denke, so finde ich, daß sein schließliches Schicksal in dem Teil Deutschlands, in dem sich Kapitalismus und Imperialismus restaurieren konnten, ungemein aktuell geblieben ist. Die Nazis haben nicht alle ihre Gegner hingerichtet und in Zuchthäusern und Konzentrationslagern zu vernichten getrachtet – es genügte auch ein Berufsverbot. Der erblindende Arzt Doktor Richard Schmincke war, seines Berufes, damit seiner Existenz beraubt, am Ende. Heute werden in der Bundesrepublik Deutschland auf ähnliche Weise Menschen um ihre Entwicklung und um ihre Existenz gebracht. So wie der nazistische Polizeipräsident in Berlin über den praktischen Arzt Doktor Richard Schmincke im Jahre 1939

unter Berufung auf das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom April 1933 und die nazistische Reichsärzteordnung von 1935 definitiv ein Berufsverbot verhängt, weil Doktor Richard Schmincke aktives Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands war, so werden heute in der BRD und in Westberlin unter Berufung auf eine sogenannte „freiheitlich-demokratische Grundordnung“ Berufsverbote über Lehrer, Verwaltungsangestellte, Sozialarbeiter, Juristen, Lokomotivführer und auch Ärzte verhängt, weil sie der Deutschen Kommunistischen Partei bzw. der Sozialistischen Einheitspartei Westberlins angehören oder ihr auch nur nahestehen.

*Geschäftsstelle der Landeskommision
bei dem Senator für Inneres,
Fehrbelliner Platz 2, 1000 Berlin 31
(7. April 1977)*

*Sehr geehrter Herr ****

Sie haben sich um die Einstellung in den öffentlichen Dienst als Assistenzarzt im Krankenhaus Moabit beworben...

Voraussetzung... ist u. a., daß der Bewerber die Gewähr bietet, jederzeit für die freiheitlich demokratische Grundordnung im Sinne des Grundgesetzes und der Verfassung von Berlin einzutreten...

Sie sind Mitglied der SEW und gehören seit einigen Jahren der SEW-Hochschulgruppe der FU Berlin an.

Laut Analyse des Senators für Inneres, Abt. IV., vom 15. 11. 1973 handelt es sich bei der SEW um eine verfassungsfeindliche Partei, die ihre Mitglieder zur aktiven Durchsetzung ihrer Ziele verpflichtet...

Dieser parteiischen Verpflichtung sind Sie mit verschiedenen Aktivitäten nachgekommen, wie z. B. durch die Teilnahme an einem für SEW- und FDJW-Mitglieder durchgeführten Lehrgang am Institut für Gesellschaftswissenschaften beim Zentralkomitee der KPdSU 1973 in Moskau oder durch die Veröffentlichung eines Artikels im Zentralorgan der SEW „Die Wahrheit“ im Jahre 1974.

Darüber hinaus entwickelten Sie beträchtliche Aktivitäten an der Freien Universität Berlin als Mitglied der ADSMed, einer von der SEW gesteuerten Hochschulgruppierung. Die ADSen sind, laut einer Analyse des Senators für Inneres, Abt. IV., vom 1. 3. 1974, eine verfassungsfeindliche Hochschulgruppe...

Dies alles kann Zweifel begründen, ob Sie in der Lage sein werden, jederzeit für die freiheitlich demokratische Grundordnung im Sinne des Grundgesetzes und der Verfassung von Berlin einzutreten. Die Landeskommision bittet Sie daher, zu folgenden Fragen schriftlich Stellung zu nehmen:

- 1. Seit wann sind Sie Mitglied der SEW, welche innerparteilichen Funktionen haben Sie in dieser Partei ausgeübt und welche Aktivitäten haben Sie für diese Partei entwickelt?*
- 2. Seit wann gehören Sie der SEW-Hochschulgruppe der FU-Berlin an und in welchem Umfang haben Sie sich in und für diese Organisation engagiert?*
- 3. Haben Sie nach 1973 an Schulungslehrgängen für SEW- und FDJW-Mitglieder innerhalb oder außerhalb Berlins teilgenommen?*
- 4. Wie stehen Sie heute zu Ihrem in der SEW-Zeitung „Die Wahrheit“ Nr. 34 vom 9./10. 2. 1974 veröffentlichten Artikel?*
- 5. Wie vereinbaren sich Ihrer Meinung nach Ihre Aktivitäten in der SEW, der*

SEW-HG und in der ADSMed mit der Pflicht, als öffentlich Bediensteter jederzeit für die freiheitlich demokratische Grundordnung eintreten zu müssen?

Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die wahrheitsgemäße Beantwortung dieser Fragen für Ihre Einstellung von entscheidungserheblicher Bedeutung sein kann. Eine wahrheitswidrige Beantwortung der Fragen kann daher – wenn sie für die Einstellung ursächlich geworden ist – Anlaß und Grund für eine Entfernung aus dem öffentlichen Dienst sein...

Wenn ich an Genossen Doktor Richard Schmincke denke, so gehört er für mich zu jenen Intellektuellen, die, aus dem bürgerlichen Lager kommend, „zum theoretischen Verständnis der ganzen geschichtlichen Bewegung sich hinaufgearbeitet haben“, um nochmals das „Kommunistische Manifest“ anzuführen. Ich denke an Genossen Doktor Richard Schmincke als einen Intellektuellen, der seinen Standesgenossen, darüber hinaus anderen Geistesschaffenden klarzumachen versuchte, daß sie als „Kopfarbeiter“, wie Brecht sagte, nur eine Zukunft im Bündnis mit den Arbeitern und anderen Werktätigen, die sich von der Ausbeutung freikämpfen, haben können.

Jürgen Peter Stössel Wie viele Pillen braucht der Mensch?

Daß ein großer Teil der rund 50 000 Medikamente, die in der Bundesrepublik angeboten werden, überflüssig ist, wagt niemand mehr zu bestreiten. Selbst die pharmazeutische Industrie gibt zu: Auf die führenden 500 Präparate entfallen etwa 66 Prozent des Apothekenumsatzes, die nächsten 500 bestreiten 16 Prozent, die folgenden 1000 noch einmal 12 Prozent. Die Nachfrage konzentriert sich demnach im wesentlichen auf 2000 Präparate. Und damit kommen auch die DDR-Bürger aus. Sie können allerdings sicher sein, daß ihnen der Arzt nur das jeweils wirksamste und am wenigsten schädliche Mittel verschreibt, während die Bundesbürger allzuoft Präparate bekommen, deren Wirksamkeit und Unbedenklichkeit nicht erwiesen ist, für die aber wirkungsvoll und bedenkenlos geworben wird.

Denn die Spielregeln der „freien Marktwirtschaft“ erlauben es, daß etwa 4000 Wirkstoffe unter rund 30 000 verschiedenen Namen angepriesen werden, abgesehen davon, daß sich auch viele der 4000 Substanzen in ihrer Wirkung kaum unterscheiden, falls eine solche überhaupt vorhanden ist. Das am 1. Januar 1978 in Kraft getretene neue Arzneimittelgesetz verlangt zwar endlich auch, was in der DDR seit langem selbstverständlich ist: daß vor der Zulassung eines Präparates Wirksamkeit und Unschädlichkeit wissenschaftlich belegt werden müssen. Doch diese Regel wird durch etliche Ausnahmebestimmungen durchlöchert. Überdies strichen die Politiker unter dem Druck der organisierten Pharmedien die ursprünglich vorgesehene Überprüfung der bereits im Handel befindlichen Medikamente, und auf jeden Versuch, das Angebot auch in der Bundesrepublik auf den tatsächlichen Bedarf zu beschränken, reagieren die Konzerne mit der Androhung einer Verfassungsklage. Das ist nur konsequent. Solange das Grundgesetz der kapitalistischen Wirtschaft gilt, kann auch dieser Branche nicht untersagt werden, Profit zu machen um jeden Preis.

(Das ist natürlich wieder einmal sehr überspitzt, undifferenziert oder „vulgärmarxistisch“, und wie die Urteile sonst noch lauten mögen. Doch „ausgewogene“ Darstellungen zu diesem Thema gibt es genug, und sie kommen fast stets von derselben Seite, so daß ein wenig polemische Einseitigkeit den Pluralismus, der hierzulande wortreich verteidigt wird, kaum gefährden kann.)

In der Verfassung der DDR ist ausdrücklich das Recht jedes Bürgers auf Schutz seiner Gesundheit verankert. Folgerichtig wird auch im Arzneimittelgesetz gefordert, daß nur solche Medikamente in Verkehr kommen dürfen, für die nach den Erkenntnissen und Erfahrungen von Wissenschaft und Praxis ein gesellschaftliches Bedürfnis besteht. Dazu sagte mir der Bezirksapotheker Hans-Peter Neumann in Rostock: „Für uns ist bei der Auswahl entscheidend, daß das Sortiment den modernen wissenschaftlichen Erkenntnissen entspricht und überschaubar bleibt.“ Und Dr. Hans Feldmeier, Kreisapotheker des Staatlichen Gesundheitswesens und Chef der St.-Georg-Apotheke in Rostock, fügte hinzu: „Jährlich werden etwa 30 neue Präparate zugelassen und ebensoviele gestrichen.“

Zum Vergleich: Bis zum Inkrafttreten des neuen Arzneimittelgesetzes wurden in der BRD jährlich 1500 bis 2000 „neue“ Medikamente registriert, von denen jedoch die wenigsten bislang unbekannte Wirkstoffe enthielten oder ein neuartiges Anwendungsgebiet erschlossen. Der Anteil solcher Präparate, so ermittelte die einschlägig

tätige Studiengruppe der Vereinigung Deutscher Wissenschaftler, betrug Ende 1970 lediglich 1,4 Prozent aller verfügbaren Arzneispezialitäten, die unter eigenem Namen in das amtliche Verzeichnis der Bundesrepublik eingetragen waren. Die übrigen waren und sind zwar nicht alle wirkungslos, doch die meisten sind weder wirksamer noch besser verträglich als bereits vorhandene Mittel. Für die Pharmaindustrie ist dieser Überfluß freilich keineswegs überflüssig. Sie preist ihn als Symbol der „Freiheit“, meint allerdings nur die eigene Freiheit, mit möglichst geringem Forschungsaufwand möglichst hohe Gewinne zu erzielen. Diese Möglichkeit würde ihr entzogen, wenn sie für jedes neue Präparat nachweisen müßte, daß es gegenüber den verfügbaren Pharmaka Vorteile bietet. Statt dessen verweisen die Arzneimittelhersteller scheinheilig auf die Vorteile, die ihr verwirrendes Angebot dem Arzt bietet. Er könne das auswählen, was er für das beste halte. Daß der einzelne Doktor das beim besten Willen nicht beurteilen kann, wissen natürlich die Pharma-Bosse sehr wohl. Sonst würden sie nicht jedes Jahr Milliardenbeträge für Anzeigen, Kongresse und sonstige als „wissenschaftliche Information“ bemäntelte Werbemaßnahmen aufwenden.

Diese Ausgaben kann sich die pharmazeutische Industrie in der DDR sparen. Da sie nicht unter dem Zwang steht, Profit zu machen, bleibt es auch den Ärzten erspart, sich für dumm verkaufen zu lassen durch eine einseitige oder gar falsche Propaganda. Sind aber am Ende nicht doch wieder die kranken Bürger die Dummen? Wird der Verzicht auf die undurchschaubare Vielfalt nicht durch einen Mangel an bestimmten Arzneimitteln erkaufte? Wer garantiert dafür, daß die Bevölkerung stets mit allen notwendigen Medikamenten versorgt wird und teilhaben kann am pharmazeutischen Fortschritt?

Meine Fragen nötigen Dr. Feldmeier ein Lächeln ab. Der Oberpharmazierat – übrigens CDU-Mitglied und regelmäßiger Kirchgänger – hat Erfahrung im Umgang mit westlichen Journalisten, kennt die Berichte über „Engpässe“ und dramatische Hilfsaktionen. „Wir lesen manchmal in der ‚Deutschen Apothekerzeitung‘ von Ihnen solche Sachen, daß bestimmte Medikamente eingeflogen werden müßten, weil sie hier nicht vorrätig seien. Und dann lachen wir immer sehr, da das Präparat fast immer unter einem anderen Namen bei uns auch erhältlich ist. Das wird doch sehr hochgespielt. Es stimmt zwar, daß einige Mittel nicht in jeder Apotheke vorhanden sind. Das ist aber keine Frage der Verknappung, sondern hängt mit unserem System der Zulassung neuer Pharmaka zusammen. Das wird von verschiedenen Stellen gesteuert. Da gibt es einmal den Zentralen Gutachterausschuß. Er setzt sich zusammen aus profilierten Persönlichkeiten der medizinischen Wissenschaften, Vertretern des Apothekenwesens und der pharmazeutischen Industrie. Dieser Ausschuß ist ein beratendes Gremium des Ministeriums für Gesundheitswesen, das letztlich die Entscheidung über die Registrierung eines neuen Mittels trifft. Daneben gibt es noch das Institut für Arzneimittelwesen, das eine Sekretärfunktion im Gutachterausschuß ausübt.“

Vor lauter ungewohnten Begriffen sehe ich keine Menschen mehr, die über Fragen entscheiden, von denen oft buchstäblich Leben und Tod abhängen. Ob er mir den konkreten Ablauf des Entscheidungsprozesses einmal erklären könne, bitte ich Dr. Feldmeier: „Also die Experten sichten ständig das internationale Schrifttum über die Erprobung neuer Arzneimittel. Man verläßt sich aber meist nicht auf die Literatur, sondern läßt die in Frage kommenden Mittel an Fachkliniken erneut prüfen. Wir haben ja durch das Dispensair-System sehr gute Voraussetzungen dafür, nämlich ausgesprochen spezialisierte Einrichtungen für die einzelnen Gebiete mit hochqualifizierten Fachleuten, und dort wird dann entsprechend den heutigen wissenschaftlichen Er-

kenntnissen geprüft, ob das Mittel ein echter Fortschritt ist oder nicht. Dabei wenden wir die international anerkannten Methoden an, machen also Doppelblind-Versuche, vergleichen die Wirkung des Testpräparates mit Placebo, um wirklich objektive Angaben über die pharmakologischen Effekte machen zu können. Erst dann wird eine Empfehlung ausgesprochen, das Präparat zu registrieren. Das kommt aber dann nicht – rums – in alle Apotheken und – rums – zu allen Ärzten, sondern im Rahmen der sogenannten C-Nomenklatur, die von der Bezirksapothekerkontrolle kontrolliert wird, geht es zunächst an die Spezialeinrichtungen des Bezirks. Die nächste Stufe ist die B-Nomenklatur, das läuft über die Kreisapothekerkontrolle. Auch diese Mittel werden vorrangig an bestimmte Einrichtungen abgegeben. Sie halten engen Kontakt mit dem Zentralen Gutachterausschuß und dem Institut für Arzneimittelwesen. In dieser Phase achtet man besonders scharf auf Nebenwirkungen. Das gilt nicht nur für Importe aus dem westlichen oder sozialistischen Ausland, sondern auch für die eigenen Produkte. Sie werden meist ebenfalls nur begrenzt, unter der C-Nomenklatur, zugelassen.“

Etwa 20 Prozent der in der DDR angebotenen Medikamente sind Lizenzpräparate ausländischer Firmen. Davon kommt die Hälfte aus kapitalistischen Ländern. Darunter befindet sich zum Beispiel auch „Valium“, das in der DDR als „Faustan“ bekannt ist. („Das kommt von ‚faustus‘ = glücklich, hat also nichts zu tun mit Eine-auf-den-Schädel-Geben“, belehrt mich schmunzelnd der Oberpharmazierat.) „Librium“ gibt es als „Radepur“. „Nobrium“, das bei uns als „wirksame therapeutische Hilfe für den Berufstätigen“ gepriesen wird, heißt im anderen deutschen Staat „Rudotel“. Offenbar ist also der Aufbau des Sozialismus doch so „aufregend“, daß die Ärzte nicht auf diese fragwürdigen Seelen-Schmiermittel verzichten können. Immerhin beschränkt man sich auf fünf Präparate dieser Gruppe, während ihre Zahl bei uns ständig wächst, da das Erfolgsrezept von „Valium“ immer von neuem variiert wird, ohne daß sich die Wirkung wesentlich ändert. Zum Teil handelt es sich bei den „neuen“ Stimmungsmachern sogar nur um Abbauprodukte, die im Körper ohnehin entstehen, wenn man die alten Mittel schluckt. Oder die Novität muß, um wirksam zu werden, im Organismus erst in das seit langem bekannte Produkt umgewandelt werden. Dennoch erfinden die Werbestrategen für jedes Präparat neue Anwendungsgebiete.

Solche Tricks sind in der DDR weder möglich noch nötig. Niemand hat ein Interesse daran, den Medikamentenkonsum zu steigern. Trotzdem nehmen die Arzneikosten jährlich um fast zehn Prozent zu. Da die Preise seit 30 Jahren stabil sind, wächst demnach auch unter sozialistischen Verhältnissen der Arzneimittelverbrauch. Das führen die Ärzte vor allem darauf zurück, daß viele Krankheiten heute schon im Frühstadium erkannt und behandelt werden. Dadurch lassen sich, wie im Fall des Bluthochdrucks, oft schwerwiegende Folgen vermeiden. Um aber den Teufel nicht mit Beelzebub auszutreiben, bemüht man sich, die Ärzte regelmäßig und objektiv über die Arzneimittel-Therapie zu unterrichten, damit sie wirklich nur das Notwendige tun.

Neben dem Zentralen Informationsmaterial (ZIM), das von einem Sachverständigen-gremium erarbeitet wird, gibt es die Therapieempfehlungen des Zentralen Gutachterausschusses. Sie sind ebenfalls für die gesamte Republik gültig und werden mit der Zeitschrift „medicamentum“, dem Organ der pharmazeutischen Industrie, kostenlos an die Ärzte verteilt. Außerdem existieren auf Kreis- und Bezirksebene „Kommissionen für die wissenschaftliche Anwendung von Arzneimitteln“, in denen verschiedene Fachrichtungen zusammenarbeiten. Sie kontrollieren auch stichprobenartig die Rezepte einzelner Ärzte, Ambulatorien, Polikliniken oder Abteilungen in Krankenhäusern. Ergeben sich dabei Anhaltspunkte, daß ein Arzt, so Dr. Feldmeier,

„therapeutisch schwimmt, also zum Beispiel mehrere Tranquilizer auf einem Rezept hat oder innerhalb eines Quartals ständig von einem Mittel zum anderen wechselt, dann wird er zu einem Gespräch eingeladen und gebeten, die Kartei der betreffenden Patienten mitzubringen. Und dann wird der Arzt von der Therapie-Kommission beraten. Das ist also keine Bevormundung, wenngleich viele Ärzte anfangs das Gefühl hatten. Doch inzwischen nehmen sie den Rat der Kommission ganz gern in Anspruch. Natürlich ist das immer so eine Art Examen.“

Bezirksapotheker Neumann glaubt, zumindest für die bereits durch das sozialistische Bildungswesen geprägte Generation, feststellen zu können: „Es gibt keinen Standesdünkel bei den Ärzten. Wir sehen die gemeinsame Aufgabe in der Versorgung der Patienten, die medizinische Betreuung ist eine Einheit zwischen ärztlichem Handeln und pharmazeutischer Tätigkeit.“ Das bestätigt Dr. Feldmeier aufgrund seiner langjährigen Erfahrung als Kreisapotheker: „Es sind wirklich tägliche Gespräche mit den Ärzten. Wenn zum Beispiel ein Rezept nicht nur irgendeine Formfehler aufweist, sondern Präparate enthält, die vielleicht nicht so recht zusammenpassen, dann erfolgt von unserer Seite sofort ein Anruf. Der Apotheker ist nicht dazu verpflichtet. Aber er fühlt sich als Berater, vor allem im Hinblick auf Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Arzneimitteln. Oder ich erinnere mich an einen Fall, da hat ein Arzt ‚Elestol‘ verschrieben, ein Rheumamittel, das wir von der Firma Bayer übernommen haben. Wir hatten aber vorher schon den Ärzten mitgeteilt, daß dieses Präparat nicht mehr den heutigen Kenntnissen entspricht, da es dreimal täglich genommen werden muß. ‚Elestol‘ enthält jedoch neben Acetylsalicylsäure, also ‚Aspirin‘, und Chloroquin, einer als ‚Resochin‘ bekannten Substanz, auch das Nebennierenrindenhormon Prednison, das nur morgens oder alle zwei Tage gegeben werden soll, und zwar wegen des zirkadianen Rhythmus. Er bedingt, daß die Wirksamkeit von Prednison und ähnlichen Mitteln im Verlauf des Tages stark schwankt. Als der Arzt darauf hingewiesen wurde, ließ er auf dem nächsten Rezept Prednison weg und verschrieb eine Pulvermischung von Chloroquin und dem Schmerzmittel Aminophenazon. Wir rieten ihm, er solle es sich und dem Patienten doch einfach machen, nämlich Chloroquin-Dragees verschreiben, die nur einmal täglich genommen werden müßten. Wenn der Patient dann noch Schmerzen habe, könne er zusätzlich nach Bedarf Acetylsalicylsäure nehmen. So ein Rat wird von den Ärzten in der Regel doch gerne angenommen.“

Diese Erfahrung machte auch Dr. Klaus Pufahl, Leiter einer modernen, großzügig ausgestatteten Apotheke im Neubaugebiet Lütten Klein, unmittelbar neben der Poliklinik „Salvador Allende“. Die Apotheke, so erklärt Dr. Pufahl, „gehört zwar nicht zur Poliklinik. Wir haben aber, schon wegen der räumlichen Nähe, einen sehr engen Kontakt. Es gibt eine spezielle Abteilung ‚Klinikversorgung‘, das ist der direkte Austauschpunkt, da kommen auch die Ärzte hin. Daneben gibt es jedoch ständig Telefonate und persönliche Gespräche, weil wir uns ja tagsüber dauernd begegnen.“

Vom Apotheker wird ebenso wie vom Arzt gefordert, daß er als Gesundheitserzieher wirkt. Dr. Feldmeier: „Im Sozialismus muß ein Partnerverhältnis bestehen, jeder Patient hat eine Auskunft zu bekommen, die seinem Bildungsstand und seinem Intellekt entspricht. Zum Beispiel fragen die Leute: Wogegen ist das Zytional, ein Krebsmittel? Das bringt den Apotheker natürlich manchmal in eine schwierige Situation, weil er nicht weiß, was der Arzt schon gesagt hat. Man muß den Patienten zufriedenstellen mit der Antwort, darf aber nicht durch zu weitgehende Auskünfte das Vertrauen zum Arzt erschüttern. Häufig sind es ja relativ einfache Fragen, zum Beispiel: Muß ich das vor oder nach dem Essen nehmen. Oder: Ich bekomme schon das Mittel X, darf ich

dann auch noch das Mittel Y nehmen? Oder: Ich habe gehört, daß die ‚Pille‘ nicht mehr zuverlässig schützt, wenn ich dieses Mittel nehme. In solchen Fällen muß der Apotheker also fachkundig informieren, während ein anderes Mal mehr eine psychologische Beratung von ihm verlangt wird.“

Auch bei uns legen die Apotheker offiziell den größten Wert darauf, daß sie nicht nur wie andere Ladenbesitzer Verkäufer von Waren sind und daran kräftig verdienen. Vielmehr weisen sie auf ihre gesundheitspolitisch bedeutsame Funktion als Berater hin. Über 70 Prozent des Verbrauchs an Arzneimitteln aus öffentlichen Apotheken wird jedoch auch in der Bundesrepublik durch Rezepte gesteuert, wobei die Apotheker gleichsam nur der verlängerte Arm der niedergelassenen Ärzte sind, die ihrerseits die zentrale Verteilerstelle in der Marketingstrategie der Pharmakonzerne bilden. Folgerichtig polemisierten die Apothekerverbände auch gegen die Ausweitung der Rezeptpflicht im neuen Arzneimittelgesetz. Dadurch, so sagte mir in einem Interview der Vorsitzende des Deutschen Apothekervereins, Dr. Götz Alberti, werde „der Apotheker in seiner eigentlichen Funktion als Berater immer mehr eingeschränkt“. Diese Funktion kann er aber in vielen Fällen gar nicht erfüllen. Denn der gute Rat ist für den Apotheker oft zu teuer, wenn er nämlich ein vergleichsweise billiges Mittel empfehlen müßte. Solange sich die Art seiner Beratung unmittelbar im Umsatz niederschlägt, wird der Apotheker, ob er sich dessen bewußt ist oder nicht, eher zu dem raten, was ihn selbst „gesund“ macht, zumal ihn viele Firmen mit großzügigen Naturalrabatten animieren, bestimmte Präparate für besonders empfehlenswert zu halten. In der DDR fehlen solche ökonomischen Anreize. Vom Apothekenumsatz entfallen etwa 85 Prozent auf ärztliche Rezepte; Lieferungen an stationäre Einrichtungen machen zehn Prozent aus, die restlichen fünf Prozent stammen aus freiverkäuflichen Präparaten, wofür die DDR-Bürger, ansonsten durch den Nulltarif im Gesundheitswesen verwöhnt, bar bezahlen. Der Apotheker hat jedoch kein Interesse daran, diesen – im Vergleich zu anderen Ländern – ohnehin geringen Freiverkauf zu steigern, da er nicht am Umsatz beteiligt ist. Kann er sich trotzdem für seinen Beruf engagieren? Woher bezieht er die Motivation, mehr zu tun, als nur die vom Arzt verordneten Medikamente an den Patienten weiterzugeben? „Das ist“, meint Dr. Feldmeier, „ein Erziehungsproblem.“ Und ich bin versucht hinzuzufügen: Wie fast alles in der DDR. Das ist es ja, was die einen so abstößt, die anderen aber überzeugt: dieses Vertrauen darauf, daß der Mensch zur Vernunft erzogen werden kann, wenn man nur erst einmal die Produktion planmäßig, das heißt: nach den Gesetzen der Vernunft geregelt hat.

So begnügte man sich auch nicht damit, die Ärzte vom Zwang der Kleinunternehmer zu befreien, sondern „zwingt“ sie dazu, die neu gewonnene Freiheit zu nutzen, nämlich ihre Arbeit tatsächlich, wie es der abstrakte ethische Anspruch des Hippokratischen Eides auch in der BRD verlangt, nach den Bedürfnissen des einzelnen Patienten wie der Gesamtheit auszurichten. Das Pathos solcher Sätze schwindet, wenn man es konkretisiert: In allen Kreisen der DDR haben die Apotheker zum Beispiel Arzneimittel-Informationszentren eingerichtet, die in schwierigen Fragen die Literatur durchforsten und Auskunft erteilen. In Rostock geht eine Mitarbeiterin dieses Zentrums sogar regelmäßig in die verschiedenen medizinischen Einrichtungen und informiert die Ärzte über das Sortiment, die Vorzüge neuer Produkte oder etwaige neue Meldungen von Nebenwirkungen. Dr. Feldmeier: „Wenn Sie so wollen, ist das vergleichbar mit Ihren Arzneimittel-Vertretern, nur daß wir keine spezielle Firma vertreten, sondern uns tatsächlich um eine wissenschaftlich begründete Auswahl aus dem

Arzneimittelangebot bemühen können.“

Dazu gehört freilich auch, daß die einzelnen Ärzte alle beobachteten Nebenwirkungen melden. Im Arzneimittelverzeichnis, so Bezirksapotheker Neumann, „sind unter anderem auch Formulare für die Meldung von Nebenwirkungen und Vergiftungen enthalten. Die gehen an das Institut für Arzneimittelwesen und werden dort zentral, für die gesamte DDR, ausgewertet. 1976 waren es etwa 400 Meldungen über unerwartete Nebeneffekte. Die Ergebnisse der Auswertung haben dann auch Konsequenzen für das Arzneimittelsortiment oder schlagen sich zumindest in Warnhinweisen nieder.“

Demgegenüber war Privatdozent Eberhard Greiser vom Diabetes-Forschungsinstitut an der Universität Düsseldorf 1976 in einem unveröffentlichten Gutachten zu dem Schluß gekommen: „In der BRD gibt es keine effiziente Erfassung und Erforschung von Arzneimittel-Nebenwirkungen... Es fehlen gesetzliche Regelungen, die es gestatten, die Gefährdung von Patienten durch Arzneimittel-Nebenwirkungen zu minimieren dadurch, daß beim Auftreten des Verdachts gefährlicher Reaktionen administrative Maßnahmen ergriffen werden, um das inkriminierte Mittel vorsorglich vom Markt zu nehmen.“ Nach dem neuen Arzneimittelgesetz sollen zwar Nebenwirkungen auch bei uns zentral erfaßt werden. Es besteht aber, so kritisiert Dr. Greiser, „keine Verpflichtung – weder für die pharmazeutische Industrie noch für die behandelnden Ärzte –, Nebenwirkungen auch tatsächlich zu melden“. Selbst wenn dies künftig häufiger als in der Vergangenheit geschehen würde, bleibt noch ein anderes Hindernis: Um die Bedeutung solcher Meldungen zu beurteilen, muß man den Umsatz des jeweiligen Mittels kennen. Nur so läßt sich das tatsächliche Risiko abschätzen. Zwar gibt es bei uns detaillierte Verkaufsstatistiken. Sie werden jedoch im Auftrag der Pharmaindustrie erstellt und sind der Öffentlichkeit nicht zugänglich. Das Bundesgesundheitsamt ist auf den guten Willen der jeweiligen Herstellerfirma angewiesen, ob sie die Zahlen im Fall eines Verdachtes einsehen läßt.

Kurz vor meiner Reise nach Rostock hatten die bundesdeutschen Behörden in einem Fall allerdings einmal überraschend schnell reagiert: Am 9. August 1977 sprach das Bundesgesundheitsamt in Berlin „nach Anhörung einer Expertenrunde“ die Empfehlung aus, den Wirkstoff Aminophenazon bis zum 31. März 1978 durch andere Substanzen zu ersetzen. Aminophenazon ist ein schmerzstillendes und fiebersenkendes Mittel, das in der BRD als „Pyramidon“ bekannt und außerdem in etwa 150 verschiedenen Kombinationspräparaten enthalten war. Trifft der Wirkstoff im Magen mit Nitraten aus gepökeltm Fleisch zusammen, so können nach Untersuchungen am Deutschen Krebsforschungszentrum in Heidelberg Nitrosamine entstehen, die seit langem als Krebsauslöser bekannt sind. Sie kommen unter anderem auch im Tabakrauch, im Oberflächenwasser und in der Luft vor. In Heidelberg stellte man überdies fest, daß Aminophenazon-Präparate diese Stoffe schon „von Haus aus“ enthalten können, was auf chemische Prozesse der Herstellung, Verarbeitung oder Lagerung zurückgeführt wurde. Auf diese Befunde stützte sich die offizielle Empfehlung, der die Hersteller auch Folge leisteten, nicht zuletzt wegen der breiten Aufmerksamkeit, die der „Krebsalarm“ in den Medien fand.

Auf die Haltung der DDR-Behörden in dieser Frage angesprochen, stellte Dr. Feldmeier erst einmal klar: „Aminophenazon wird ja nicht ständig, wie etwa Lippenstift, angewandt. Als einfaches Schmerzmittel spielt es bei uns praktisch keine Rolle, ebenso ist es in Kombinationspräparaten, die ja hier ohnehin selten sind, kaum vertreten. Es wird vor allem als fiebersenkendes Mittel bei Kindern benützt. Die entstehen-

den Nitrosaminmengen sind unseres Erachtens so geringfügig, daß keine Gefährdung besteht. Die vom Zentralen Gutachterausschuß eingeleiteten Untersuchungen sind allerdings noch nicht abgeschlossen. Wenn wir zu der Auffassung kommen, daß Aminophenazon tatsächlich krebserregend wirkt, dann können wir das Mittel von heute auf morgen aus dem Verkehr ziehen. Vielleicht wurde das jetzt auch etwas hochgespielt, um eine verantwortungsbewußte Haltung zu demonstrieren im Fall eines Präparates, das für die Industrie nicht mehr rentabel ist. Ich will das nicht unterstellen, aber solche Dinge können mitspielen.“

Mir erschien dieser Verdacht seinerzeit sehr weit hergeholt. Inzwischen bin ich allerdings, was das Urteil solcher Expertengremien betrifft, doch hellhörig geworden. Während einer Podiumsdiskussion, die der neugegründete „Verbraucherschutzverband Hessen e. V.“ im Februar 1978 in Wiesbaden veranstaltete, wurde unter anderem kritisiert, daß die blutzuckersenkenden Biguanide nicht aus dem Verkehr gezogen wurden, obwohl gerade in der Bundesrepublik bei der Behandlung von Diabetikern gehäuft Nebenwirkungen, zum Teil mit tödlichem Ausgang, registriert wurden. Nach Ansicht vieler Diabetologen sind diese Mittel entbehrlich. Die offiziell gehörten Sachverständigen sprachen sich jedoch nur für eine Beschränkung der Anwendung aus.* Der Berliner Arzt Dr. Ulrich Moebius, der den Arzneimittelmarkt seit Jahren kritisch beobachtet, erklärte die Zurückhaltung der Sachverständigen mit dem provozierenden Hinweis: „Sie stehen auf den Gehaltslisten der Industrie.“ Das sei durchaus kein Einzelfall, meint der Berliner. Man müsse daher fordern, daß vor der Berufung von Gutachtern deren Tätigkeitsfeld in den letzten drei Jahren offengelegt werde. Das wäre – im Sinne der „Verkehrskontrolle“ – zweifellos ein erster Schritt, um das Chaos auf dem bundesdeutschen Pharmamarkt zu ordnen.

Mit dem von ihm herausgegebenen „Transparenz-Telegramm“, das 1978 bereits in dritter, wesentlich erweiterter Auflage erschien, betätigt sich Dr. Moebius im übrigen selbst als „Verkehrspolizist“. Dabei ist er allerdings auf die freiwillige Mitwirkung der Ärzte angewiesen, da die Nichtbeachtung der von ihm propagierten „Vorschriften“ keine Konsequenzen hat. Immerhin bietet das Nachschlagewerk den Ärzten in der BRD erstmals einen Überblick über rund 600 Wirkstoffe in etwa 3700 Arzneispezialitäten, die hinsichtlich ihrer Preise und des therapeutischen Nutzens, einschließlich Wirksamkeit, Nebenwirkungen und biologischer Verfügbarkeit, verglichen werden.

Es ist zwar überaus verdienstvoll, daß damit das Verwirrspiel auf dem bundesdeutschen Pharmamarkt durchschaubarer wird. Indes muß man befürchten, daß viele Kassenärzte von dieser Möglichkeit nur Gebrauch machen, um ihren Verdienst nicht zu schmälern. Dabei könnten sie um so eher versucht sein, auf Kosten der Patienten zu sparen, als das neue „Kostendämpfungsgesetz“ vorschreibt, daß 1978 erstmals Höchstbeträge für die zu Lasten der Krankenkassen verordneten Arzneimittel festzusetzen sind. Überschreitet ein Arzt diese Grenze, werden seine Rezepte auf ihre Wirtschaftlichkeit überprüft, um von ihm gegebenenfalls Regreßzahlungen zu fordern. Ob die derart unter Druck gesetzten Ärzte künftig tatsächlich vernünftiger oder einfach weniger verschreiben, muß sich erst noch erweisen. Fest steht, daß wirtschaftliche Gesichtspunkte, wenn auch diesmal mit umgekehrtem Vorzeichen, weiterhin die

* Mit Wirkung vom 1. Juli 1978 verbot das Bundesgesundheitsamt später allerdings zwei Wirkstoffe aus der Gruppe der Biguanide, nämlich Buformin und Phenformin, das in den USA schon im Sommer 1977 aus dem Handel genommen wurde. Lediglich Präparate, die den Biguanid-Abkömmling Metformin enthalten, dürfen unter bestimmten Sicherheitsauflagen noch auf den Markt gebracht werden. Was das Bundesgesundheitsamt nun doch zu diesem Schritt bewog, ist unbekannt. Die breite öffentliche Diskussion hat sicherlich dazu beigetragen.

Tätigkeit der Ärzte bestimmen. Den Preis dafür zahlen allemal die Patienten, die für immer mehr Geld immer weniger bekommen. Seit dem 1. Juli 1977 werden sie zusätzlich zur Kasse gebeten: Für jedes vom Arzt verschriebene Medikament müssen sie eine Mark aus eigener Tasche bezahlen, Rentner und Arbeitslose nicht ausgenommen. Diesen Vorgang kommentierte die DDR-Zeitung für Medizin und Gesellschaft „humanitas“ (Nr. 14, 1977) folgendermaßen: „Das Ganze nennt sich ‚Krankenversicherungskosten-Kostendämpfungsgesetz‘. So umschreiben die Bonner Machthaber diesen einschneidenden Sozialabbau, mit dem sie das durch Krise und Arbeitslosigkeit wachsende Defizit in den Versicherungskassen verringern und die Finanzen ‚sanieren‘ wollen...“

Aber können es sich die Machthaber in Ostberlin wirklich leisten, auf ökonomische Erwägungen in der Gesundheitspolitik zu verzichten? Welche Rolle spielt der Preis bei der Verordnung von Arzneimitteln in der DDR? Dazu Dr. Feldmeier: „Ich bin seit 20 Jahren Kreisberatungs-Apotheker der Sozialversicherung, und ich kann mit Fug und Recht sagen, daß noch kein Arzt **regreßpflichtig** gemacht wurde wegen irgendwelcher höherer Kosten. Und was die Verordnung betrifft: Ich glaube, Sie gehen von falschen Voraussetzungen aus. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, gibt es bei uns keine vergleichbaren Präparate, die unterschiedliche Preise haben. Wir hatten zum Beispiel unter den Sulfonamiden ein Präparat, da kostete die Kur mit 40 Tabletten sechs Mark. Später kamen neue Mittel gegen Infektionen, die hat man dann bewußt zum selben Preis angeboten, damit der Arzt nicht meint, er müsse unbedingt das Neue aufschreiben, weil das teurer ist. Sondern er nimmt das, was am besten wirkt.“

Erich Seidlitz Eine Prise Salz

Als Kind hat mich mein Vater gelehrt,
wie man erfolgreich bei der Jagd verfährt.
Versucht ein Hase durch Haken zu foppen,
so ist er mit einem Trick zu stoppen.
Dafür trage man gegebenenfalls
zur Jagd bei sich eine Tüte mit Salz.
Eine Prise davon im vollen Lauf
dem Hasen auf den Schwanz – und Lampe gibt auf!
So hat sich Salz, kompakt oder in Prisen,
vielfach als gut und nützlich erwiesen.

Salz hat auch noch in anderm Belang
Nützlichkeitswert von hohem Rang,
weil die Gelehrten gefunden haben,
man könne Atommüll darin vergraben.
Wie Salz beim Schinken Fäulnis verhindert,
wird Strahlung durch Salz gänzlich gemindert.
Wenn man Atommeiler baut im Land,
habe man stets etwas Salz zur Hand,
weil sich das Salz, kompakt, auch in Prisen,
gegen tödliche Strahlung als nützlich erwiesen.

So ist der Strahlentod gebannt,
denn Salz gibt es genug im Land.
Die Wirkung von einem Salzheringessen
soll man bei dem Komplex nicht vergessen.
Mit Sonne im Herzen und Hering im Bauch,
da braucht's keine Bunker, Salz tut es auch,
weil es so wirksam konserviert,
im Falle uns doch ein Malheur passiert.
Salz gibt's ja immer zu billigsten Preisen;
das kann nach dem Tode sich als nützlich erweisen.

Rote Rüben

In Hannover kochte ein Bundeswehrkoch
mit Vorliebe rote Rüben.
Wegen dieser Vorliebe wurde er doch
vom Bundeswehrkochtopf vertrieben.
Auch rote Grütze stand oft im Plan,
nebst Radieschen und roten Tomaten.
Mit solchen Menüs verdarb der Mann
nationalgesinnte Soldaten.

Die Wehrverwaltung war auf dem Plan
und schafte ihn auf der Stelle.
Bei weiterer Duldung hätte der Mann
die Wehrkraft zersetzt mittels Kelle.
Die Armee mit ihrer Trägerfunktion
muß auf den Reibert pochen,
und der verbietet laut Tradition,
Rotkohl in Rotwein zu kochen.

Schwarzwurzelgerichte gab es nie;
das war ein sicheres Zeichen,
daß der Koch mit roter Ideologie
die Wehrkraft wollt aufweichen.
Das hat den EM-A-DE alarmiert,
der spuckte dem Koch in die Suppe.
Mit ihr wurd der Koch auch abserviert
und vor Schaden bewahrt die Truppe.

Der neue Koch kocht seinen Brei
nach Rezepten aus Wilhelms Zeiten.
Lebende Mumien helfen dabei,
die Eintopf-Menüs zu bereiten.
Nach alter Weisheit letztem Schluß
geht Liebe durch den Magen;
wer darauf baut, der soll und muß
Roterübenköche verjagen.

Nun wirkt er wieder wie zuvor,
der Wurzelkoch in seiner Küche.
Aus seinen Töpfen steigen empor
unangenehme Gerüche.
Einst wurde ein Vegetarier gekürt,
unsre Speisen zu bereiten.
Die Suppe, die der uns dann angerührt,
reicht uns für alle Zeiten.

Reinhold Bremberger Doc bei NIKE

Die Bar im Offiziersheim der Graf-Yorck-Kaserne in Soest ist gedrängt voll. Es ist drei Uhr nachmittags, sogenannter beer-call. Pilsgläser reihen sich an der Theke, und die Ordonnanzen haben beide Hände voll zu tun. Der Bataillonskommandeur ist auch da. Jemand ist zum Oberleutnant geschlagen worden. Mein Einstand steht noch aus.

Beim wöchentlichen beer-call läßt sich manches regeln, was ohne persönlichen Kontakt nicht geht. Ich denke mir: Wenn ich einen guten Draht zu Hauptleuten habe, dann kann ich auch ein Wort für Soldaten einlegen, die mich in der Sprechstunde darum gebeten haben. Die Chefs können die Soldaten richtig krankmachen, das ist auch draußen so, daß Chefs Bauch- und Kopfschmerzen machen. Und die Chefs meinen, daß sie es auch selbst nicht leicht haben. Selbstmordversuche von Soldaten sind ein heißes Thema zwischen den Stabsärzten und den übrigen Offizieren. Sie gehören zu den sogenannten besonderen gesundheitlichen Vorkommnissen, die ich als Truppenarzt nach oben melden muß.

„Wie kommen Sie denn mit militärischen Dingen zurecht?“ werde ich gefragt. Vieles ist neu für mich. Heute habe ich zum ersten Mal eine Haftfähigkeitsfeststellung durchgeführt. Der Soldat ist ausgerissen. Dazu sein Chef: „Wir haben für den Mann alles Menschenmögliche getan.“ Hauptmann Ringhoff bringt das überzeugend, und er weiß tatsächlich viel über den Soldaten. „Er kam schon vorbestraft zu uns. Stundenlang haben wir mit ihm gesprochen, uns wirklich alle Mühe gegeben. Alles umsonst.“ Hauptmann Ringhoff ist der Vertrauensmann der Offiziere und Präsident der Offiziersheimgesellschaft, der ich heute abend auch beigetreten bin. Ringhoffs resignierender Standpunkt in Sachen Fürsorge hebt sich immerhin noch angenehm von Äußerungen ab, die ich von anderen Offizieren höre. Hauptmann Ringhoff hat einen CDU-Aufkleber außen an der Tür seiner Bude. Aufkleber anderer Parteien sehe ich in den Offiziersunterkünften nicht.

Ringhoffs Aufkleber machen mir an sich nichts aus. Was mich an dieser Kaserne von Anfang an gestört hat, das ist „unsere Waffe“, eine riesige, weiß angestrichene NIKE-Rakete, ein Schaustück. Sie war das erste, was ich vom Bataillon gesehen habe, als ich hier ankam. Man sieht sie nämlich auf der Landstraße kilometerweit. Sie ist am Kasernentor aufgestellt und wird nachts beleuchtet.

Jeder Soldat hat das Recht, den Truppenarzt alleine zu sprechen.

Das steht in großen Buchstaben auf einer Tafel vor dem Behandlungsraum geschrieben. Von diesem selbstverständlichen Recht machen nicht nur Geschlechtskranke Gebrauch. Es gibt auch Soldaten, die zu gesund für die Bundeswehr sind. Ein kinderreicher Berufssoldat zum Beispiel. Er hat sich auf eigene Kosten im Urlaub bei einem Zivilchirurgen sterilisieren lassen. In der Sanitätsakademie in München ist uns das als fast noch klassische und strafbare Selbstverstümmelung vorgestellt worden. Da gab es mehr Protest als Heiterkeit unter den Stabsärzten. Darum erfand unser Ausbilder, der Oberfeld Schimpf, für den gedachten Fall flugs eine zweite Ehefrau, die die Bundeswehr auf Schadenersatz verklagen könnte. Pfiffe. „Klar, Unsinn!“ Das gab Schimpf zu. Tatsache ist, daß man eine Pseudodiagnose braucht, wenn ein Soldat derart gegen

seine Pflicht zur „Gesunderhaltung“ verstößt.

Eigentlich gesund ist auch manch einer, der zum Truppenarzt kommt und klagt: „Ich schaff den Dienst nicht mehr, ich kann nicht mehr wachbleiben und kann auch nicht mehr knacken.“ Einen solchen Fall besprechen wir am sinnvollsten im Team, mit dem Patienten zusammen. Ich lasse mir von den San-Uffzen dabei helfen, den dienstlichen Teil an der Misere herauszuarbeiten. Und dann suchen wir alle zusammen eine Lösung. Dazu fällt mir nämlich als W 15-Rotarsch zu wenig ein. Allerdings ist ein wehrpflichtiger Truppenarzt in solchen Fällen wohl eher zur Hilfe motiviert als ein ziviler Vertragsarzt, der fünfmal 60 Minuten die Woche in der Kaserne sitzt und über den das Gerücht geht, daß er dafür 4000 Möpfe im Monat kassiert.

Während man nämlich ein solches Problem **ausknobelt**, vergeht schnell eine Stunde, und inzwischen wird der Warteraum voll von **Soldaten mit Grippe, Bronchitis, Prelungen**, Leuten, die Schmerzen haben oder haben wollen. Die müssen alle noch drankommen, sonst bekommt das Wartezimmer den Geruch eines Tagesschlafsaals. Einmal hat uns ein Spieß einen Spitzel mit einer Uhr geschickt, um die Wartezeiten seiner Soldaten **stoppen zu lassen**. Dafür hat er sich aber später entschuldigt.

Wie schafft man schnelle Hilfe für einen Alkoholiker, für einen Drogensüchtigen, für einen Selbstgefährlichen? Wenn unsere Schaltstellen im Bundeswehrkrankenhaus die Gefahr einmal klar erkannt haben, so handeln sie rasch: Sie werfen den Mann einfach raus.

Zu Befehl

„Stabsarzt!!!“ Es klopft hektisch an die Tür meiner Hütte.

An einem Freitagnachmittag richte ich mich gerade auf ein Wochenende in der Kaserne ein.

„Was los?“

„Stabsarzt! Einsatz, in der Turnhalle!“

Ich weiß, daß am Freitagnachmittag Offiziersvolleyball ist.

„Was ist passiert?“

„Weiß nicht, ein Anruf aus der Turnhalle, du sollst sofort kommen.“

Wir jagen mit Blaulicht und 80 Sachen über den Kasernenhof.

In der Turnhalle sitzt der Major Mandel auf einer langen Holzbank, und eine Traube von Offizieren in Turnkleidung steht um ihn herum. Er ist der Ranghöchste in der Halle, aber das kann man hier nicht sehen. Sein rechter Knöchel ist rund und bläulich.

„Das müssen wir röntgen“, sage ich.

„Nein, Herr Stabsarzt, bloß das nicht. Es geht schon wieder.“

Er humpelt weg.

„Doch!“

„Meine Frau holt mich ab“, ruft er mir aus der Umkleide zu. Ich ihm nach. Die Offiziere sehen einander kurz unschlüssig an, dann stellen sie die Mannschaften neu auf.

„Seien Sie doch vernünftig.“

„Herr Stabsarzt“, er seufzt, „da ist nichts gebrochen, das fühle ich. Ich will mich ja auch zu Hause hinlegen. Das verspreche ich Ihnen. Meine Frau pflegt mich übers Wochenende, und am Montag geht es wieder. Haben Sie nicht eine elastische Binde bei?“ Nichts zu machen.

Sonntag Nachmittag. Ich habe aus Soest Kuchen besorgt. Die Diensthabenden halten im UvD-Zimmer Kaffeekränzchen ab. Wir wissen, daß die nächste Woche wenig

Freude bringen könnte. Irgendwann einige Tage Alarmübung. Halt, da fällt mir ein, ich wollte bei Mandel anrufen!

„Am Apparat! Mein Stabsarzt! Ich liege auf dem Bett und pflege mich.“

„Wird denn das Gelenk besser oder schlechter?“ Schweigen.

„Kann ich mal Ihre Frau sprechen?“

„Besser ist es noch nicht geworden.“

„Dann komme ich gleich mal vorbei.“

„Nimm die Krücken mit, Rudi, wir machen einen Ausflug!“

Eine Stunde später hält der diensthabende Chirurg im Soester Krankenhaus dem Major sein Röntgenbild vor die Nase.

„Hier ist der Bruchspalt. Wir müssen Sie hierbehalten.“

Mandel guckt mich an. Er ist blaß. Er preßt einige Sätze heraus.

„Morgen bin ich der Batterie unersetzlich. Abends wird Alarm ausgelöst. Lassen Sie mir eine Schiene machen.“

„Eine Schiene hilft da nicht. Was der Kollege sagt, ist auch meine Meinung. Sie müssen ins Krankenhaus.“

Mandel schüttelt seinen geschorenen Kopf. „Nein, das geht nicht.“

„Sie sind zur Gesunderhaltung verpflichtet.“

„Ja, aber jetzt geht es nicht.“

„Dann brauche ich eine Unterschrift, daß Sie gegen ärztlichen Rat das Krankenhaus verlassen“, sagt der Chirurg.

Am Montag früh stellt der Spieß gleich eine Telefonleitung zum Divisionsarzt her.

„...ja, er war völlig uneinsichtig.“

„Danke, Herr Kollege, das genügt.“

Eine Stunde später liegt Major Mandel im Krankenhaus. Ein General hat es ihm befohlen. Mandel ruft mich an: „Sie haben mich überzeugt.“ Heiterkeit im San-Revier.

„Sehen Sie mal, Herr Doktor, nun haben Sie schon viel für die Bundeswehr getan“, meint unsere Krankenschwester.

Die Kuh

Während der Nato-Käfer nach Westkirchen schippert, wo die Sprechstunde bei unserer ersten Batterie gehalten wird, lese ich meine Tageszeitung oder meine Post.

„Wir, Soldaten der Bundeswehr, verurteilen entschieden die Pflege von Traditionen, die Krieg, Aggression und Faschismus verherrlichen oder verniedlichen...“

Die *elan*-Redaktion in Dortmund hat mir einen Erlaß geschickt, keinen Erlaß eines Generalinspektors der Bundeswehr, sondern einen Erlaß, den Wehrpflichtige verfaßt haben, der ein Alternativentwurf zum gültigen Traditionserlaß der Bundeswehr von 1965 ist.

Der Käfer holpert durch Beckum, und ich entziffere mit größter Neugierde die ersten 80 Unterschriften unter diesem Papier. Kaum Prominenz dabei, überwiegend Gefreite, aber nicht nur.

„...Ulrich Schwarzrock, Leutnant der Reserve, Dortmund; Michael Rössig, Gefreiter, Westkirchen...“

Das gibt's doch nicht! Unser Bataillon ist wieder mal echte Elite. Hoffentlich gibt es nicht mehrere Westkirchen.

Im Behandlungszimmer mein erstes Wort zu Feldwebel Bostl: „Kennen Sie den Gefreiten Rössig?“

„Ja, der ist Vertrauensmann und wenig im San-Revier.“
„Bestellen Sie ihn doch bitte gleich zum Ende der Sprechstunde ein. Ich muß ihn sprechen.“

Feldwebel Bostl telefoniert listigen Blickes.

„Alles klar! Herr Stabsarzt, er kommt!

Attacke auf den schweißfüßigen Feind!

Was ist los? Wollen Sie nicht anfangen, Herr Stabsarzt?“

„Haben Sie den Hornhauthobel zurechtgelegt?“

„Nein, so ein halligalli gibt's heute nicht.

Wir impfen heute. Deer erste!!! Herrrein!!!

Tetanol! Mach schon, mach schon! Feuer!!!

Deer nächste zackzack!“

Bostl hat heute seinen dynamischen Tag, das ist gut so, weil ich dann eher fertig bin.

„Die Wachschicht sieht so aus: Die einen stehen zwei Stunden alleine auf dem Wachturm, während die anderen im Grünzeug und mit Stiefeln auf den Betten liegen und warten, bis sie an die Reihe kommen. Die sollten sich ausruhen, werden aber dauernd gestört.“

Michael zieht einen Dienstplan aus der Tasche und rechnet mir vor, wie ein Soldat während 24 Stunden Wache zu 70 Minuten Schlaf kommt.

„In 24 Stunden steht er viermal zwei Stunden in der Kiste...“

„Was ist das?“

„So heißt der Turm bei uns. Ja, und den Rest der Zeit braucht er für An- und Abmarsch, Tordienst am Wachlokal, Munitionsempfang, Eintragung ins Wachbuch, Bettenbau, Essen, Waschen, Revierreinigen usw. Dazu kommt dann noch die sogenannte Alarmbereitschaft, die als Ruhezeit gilt, in der aber alle zwei Minuten jeweils das Telefon läutet. Ja, und dann unter Umständen noch Ausbildung an der Flak.“

„Und wie ist es am Wochenende?“

„Da kann die Schicht über 70 Stunden dauern.“

„Was machen Sie nun als Vertrauensmann in einem solchen Fall?“

„Wenn einer durchdreht und schiefe Dinge dreht, wenn er sich zum Beispiel in der Kiste am Kopf kratzt und dabei das Terrain nicht richtig beobachtet, dann kann ich versuchen, seine Diszi etwas abzumildern, indem ich mit dem Chef rede.“

„Ja, aber der ganze Wachdienst ist doch nicht zum Aushalten!“

„Das habe ich schon oft vorgebracht. Ich habe es auch dem Generalmajor Willert eine halbe Stunde lang vorgerechnet, als er die Batterie besucht hat. Ich habe die Soll- und Ist-Stärken der Schichten verglichen, die Probleme mit der Wechselschicht und der Urlaubsregelung auf den Tisch gelegt usw. Und daß wir einen Kammerjäger brauchen.“

„Und was hat er dann gesagt?“

„Na ja, er meinte, mit den Unterkünften sei ja seit Anfang '77 etwas im Fluß. Aber zum Schichtdienst selbst könne er nicht Stellung beziehen, weil ja ein Regimentsbefehl dazu vorliegt. Über die Schicht gab es dann keine weitere Diskussion. Aber wer den Wachdienst in dieser Form selbst noch nicht mitgemacht hat, kann sich gar nicht vorstellen, wie stumpfsinnig und hart das ist.“

„Ich frage mich, ob das denn eigentlich alles sein muß.“

„Nun ja, die Raketen und die Geräte müssen schon bewacht werden. Und die Amerikaner müssen ja auch die Atom-Depots bewachen.“

„Ehrlich gesagt, wo die Waffen nun mal da sind, da sollen sie natürlich auch bewacht

werden, dafür bin ich auch. Aber ich glaube, mit den Waffen knausert man überhaupt nicht. Dafür knausert man bei den Wachmannschaften.“

„Das ist richtig. Und das hat ja auch seine Folgen. Im letzten Sommer zum Beispiel, da hat einer auf Wache hinter einem Busch was rascheln hören. Da hat er eben dreimal sein „Halt, ich schieße!“ gerufen, dann in die Luft geballert. Daraufhin tat sich nichts, dann hat er durch den Busch und den Zaun hindurchgeballert. Dann gab es Alarm, und dann hat man die Kuh gefunden, die er erschossen hat.“

„Eine Kuh, das gibt's doch nicht!“

„Doch, die war wohl nicht groß genug. Einmal, das versteht man ja noch, da hat einer nachts Alarm ausgelöst, wegen einer Eule. Da mußten dann 15 Mann das Gelände durchkämmen.“

Ich muß tatsächlich lachen, obwohl es traurig ist. Dann schweigen wir.

„Du hast den Traditionserlaß unterschrieben“, sage ich.

Aus sanitätsdienstlicher Sicht...

Mein Stabsarztkollege Franz kommt gerade aus Westkirchen zurück, wo er Sprechstunde bei der 1. Batterie gehalten hat. Er sieht alt aus, wahrscheinlich hat er wieder ein halbes Dutzend „psychische“ Fälle auf dem Hocker sitzen gehabt, das kostet Schweiß. Meine Wehrlust ist auch gedämpft, ich sage:

„Es steht schlecht um die Bundeswehr, die Schwulen machen Probleme.“

„Wie?“

„Das schreibt der Berkhan, dein Parteifreund.“

„Wieso denn das?“

„Na, im Wehrbeauftragtenbericht geht es doch hauptsächlich darum.“

„Hast du den gelesen?“

„Nein, aber das habe ich gehört.“

„Dann schon eher der Suff!“

Franz zieht einen Zettel aus der Tasche. Er hat einen Brief an den Divisionsarzt entworfen. „Lies mal!“

„... Nach meinen Beobachtungen suchen immer mehr im Schichtdienst tätige Soldaten die Sprechstunde mit Zeichen eines beginnenden nervlichen Erschöpfungszustandes auf. Unter diesen Patienten ist auch ein Teil, der echte Selbstgefährdungstendenzen hat. Die Beschwerden und Symptome sind zum Teil so stark, daß ich die Soldaten vom Schichtdienst befreien muß, bzw. daß mir eine Psychotherapie unerlässlich erscheint...“

„Gut ausgedrückt, wenn es nur so was hier gäbe!“

„... Die Patienten berichten in der Sprechstunde, sie seien durch bestimmte Schichtdienste überfordert, da ihr Schlafdefizit zu groß sei. Es komme vor, daß sie während einer 36- bzw. 60stündigen Schicht nur etwa eineinviertel bis zweieinhalb Stunden zum Schlafen hätten. Auch klagen die Patienten über die unerträgliche Enge vieler Unterkünfte. In der schichtfreien Zeit könne man sich darin kaum erholen. Aus sanitätsdienstlicher Sicht können diese Probleme durch die Schichtbefreiung einzelner Soldaten auf Dauer nicht gelöst werden, da durch Schichtbefreiung eines Teils der Soldaten die Belastung der übrigen zunimmt. Es scheint mir dringend erforderlich, durch eine verbesserte Unterbringung, zum Beispiel durch Erweiterung der Unterkunftsräume und durch eine bessere personelle Besetzung der einzelnen Schichten die krankmachenden Zustände abzustellen... (Franz Kämper) Stabsarzt...“

„Sehr gut!“ Ich bin richtig überrascht, daß Franz sich einen solchen Ruck gegeben

hat. „Das mußt du unbedingt abschicken. Höchste Zeit, daß einer von uns Truppenärzten die Herren mal mit der Nase darauf stößt.“

„Meinst du, da sollte noch mehr in den Brief hinein?“

„Das ist als Diensts Schreiben so ganz prima. Aber eigentlich sollte man doch einmal einen Vergleich ziehen, wieviel ein Übungsschießen mit der NIKE kostet und wieviel eine Unterkunftsbaracke kostet.“

„Jetzt bin ich mal gespannt, ob sich auf diesen Brief etwas ändert.“

Betr.: Entlassung

„Aus folgenden Gründen bitte ich um meine Entlassung aus der BW...“

Vor mir liegt ein handgeschriebener Entwurf eines Entlassungsgesuches. Der Verfasser, Egon Grotkamp, Obergefreiter, hat gerade in seiner unsicheren Art vor meinem Schreibtisch Platz genommen und reibt sich die feuchtkalten Hände.

„... Bevor ich Zeitsoldat wurde, holte ich mir beim Wehrdienstberater Informationsmaterial. Darin steht, daß man es durch Lehrgänge zu etwas bringen kann. Als es dann zu spät war, erfuhr ich von Kameraden, daß die meisten dieser Lehrgänge nur innerhalb der BW anerkannt werden und für das Zivilleben unbrauchbar sind.

Am 28. 2. 1977 hatte ich fünfzehn Monate um und wollte mich vom Zeitsoldaten zum Wehrpflichtigen zurückstufen lassen. Dieser Antrag wurde abgelehnt. Von nun an wurde ich von allen Seiten schief angesehen.

Bald darauf stellte ich ein Versetzungsgesuch zum FlaRakBtl. 21, weil mir das meine Vorgesetzten so geraten hatten. Daraufhin zog mancher eine Grimasse, wenn der Name Grotkamp fiel. Man redete schlecht über mich. Dabei hatte ich doch nur meine Absicht gewechselt. Ich verstehe nicht, warum ich in der Bundeswehr ein verpönte Mensch bin, wo ich doch sonst im Grunde mit allen Leuten gut auskomme.

Als ich dann am 15. April beim FlaRakBtl. 21 ankam, da glaubte ich, daß es mir hier besser gehen würde. Doch das war leider ein Irrtum. In der Versetzungsverfügung war durch einen Schreibfehler mein Dienstzeitende zwei Jahre später angegeben. Darum glaubte man, mich für weitere vier Jahre verplanen zu können. Als der Fehler herauskam, wurde ich dafür verantwortlich gemacht. Ich kam in die Lagerhalle 4 und wurde dort vom Leutnant regelrecht beleidigt, weil ich mich nicht länger verpflichten wollte.

Sechs Wochen später konnte ich durch Zufall auf den Posten des 1. Kraftfahrers nachrücken. Darüber freute ich mich und bewarb mich bald darauf zum Unteroffizierslehrgang. Nach fast zwei Jahren Bundeswehr war ich noch immer Obergefreiter, und jeder in der Kfz.-Stelle konnte mir Befehle geben. Hauptmann Vierhammer stimmte der Bewerbung zu, aber drei Tage später kam heraus, daß ich einmal bei der Freiwilligenannahmestelle einen Test nicht bestanden hatte und deswegen zum Unteroffizier nicht geeignet bin. Nachdem ich nun schon zwei Jahre bei der BW bin, erfahre ich, daß über mich ein psychologischer Bericht existiert.

Ich habe im letzten Jahr zweimal einige Tage im San-Revier gelegen, weil ich ein Gefühl hatte, als ob mir jemand die G3 in den Magen drückt. Der Truppenarzt hat gesagt, daß meine Nerven mit dem Dienst nicht fertig geworden sind. Ich kann mich in der BW nicht richtig durchsetzen. Ich war auch eine Woche in Erwitte im Krankenhaus, und dort sagten die Ärzte, daß mein Zwölffingerdarm schon eine Narbe hat. Ich kann das Menschenrecht auf körperliche Unversehrtheit für mich beanspruchen...“

„Das ist gut“, sage ich. „Laß das schreiben und schick es ab.“

„Das gibt wieder eine Menge Ärger.“

„Hast du schon mit Vierhammer darüber gesprochen?“

„Ja, der meint, daß ein Antrag aus dienstlichen Gründen keine Chance hat.“

„Ich kann dich auch ins Bundeswehrkrankenhaus schicken und versuchen, daß du aus gesundheitlichen Gründen entlassen wirst. Aber das ist in deinem Fall unsicher.“

Er schweigt.

„Auf jeden Fall kann ich bei Vierhammer ein Wort für dich einlegen, wenn dir das recht ist.“

„Das ist mir schon recht, aber der entscheidet ja nicht endgültig über den Antrag.“

Die ABC-Schutzmaske

„Ihren Truppenausweis, Herr Stabsarzt!“

Erstes Morgengrauen. Ich stehe in Kampfstiefeln und Grünzeug vor der verschlossenen Glastür des San-Reviers. Die Tasche mit der ABC-Schutzausrüstung führe ich mit mir, den Stahlhelm trage ich unter dem Arm. Hinter der verschlossenen Glastür stehen die Sanis, und Waldemar, mit ABC-Plastik-Hose, hält den Schlüssel in der Hand. Seit wann siezt er mich wieder? Sowas macht mich sauer. Ich sage:

„Mach kein Mist!“ Er sperrt auf.

„Schnell rein, bevor dich ein Checker sieht“, zischt er.

„Was soll denn der Unfug von wegen Truppenausweis?“

Bei den kämpfenden Sanis kommt nur matte Belustigung auf.

„Das ist befohlen“, belehrt mich Waldemar. Rudi blickt durch:

„Saboteure kommen hier nicht rein“, er grinst. Durch den Alarm wird er schon noch ausgenüchert.

Franz, der Stabsarzt, und Bernd, der Stabszahnarzt, tragen heute die P1. Ich weiß schon, daß es schlecht für die San-Staffel sein könnte, daß ich meinen Colt nicht abhole. Das kann Minuspunkte bringen.

„Wenn der Checker kommt“, sage ich, „dann sperre ich mich in der Isolierstation ein.“ Ich bin ganz verunsichert, weil ich mit solchen Konsequenzen eines Alarms nicht gerechnet habe. Ich staune nur noch. Bei der Parole wurde befohlen, daß die Stabsärzte für die Dauer des Alarms zu siezen sind.

Den ganzen ersten Vormittag kommt kein Kranker.

Um 13 Uhr ein Notruf: Vergifteter liegt in der Küche!

Franz tigert los. (Er hat ja einen Colt).

„Wie war's?“ frage ich ihn hinterher.

„Schwachsinn war es.“

So sieht also ein Sabotagezwischenfall in der Phantasie der Planspieler aus.

Am dritten Tag bin ich unermeßlich sauer auf die Übung, wie fast alle anderen auch. Es kommen dann doch noch einige schwer erkältete Soldaten. Während wir im Behandlungszimmer zu tun haben, wird wieder ABC-Alarm ausgelöst. Eckardt, der Truppenarztschreiber, setzt die Maske auf.

„Laß die Maske ab!“ Ich meine, ich seh nicht richtig.

„Aber es ist doch befohlen...“

„Unsinn. Im Behandlungszimmer verbiete ich das Tragen der Maske, hast du denn ganz vergessen, daß das eine Übung ist?“

„Und wenn ein Checker kommt?“

„Dann kann er sich meine fachdienstliche Meinung anhören.“

„Das ist ein Belgier, der versteht dich nicht.“

„Ist vielleicht auch besser.“

Franz ist auch sauer:

„Ich weiß nicht, ich fühle mich kaum noch motiviert!“

„Du bist nicht wehrlustig, das ist alles.“

„Nun kritisieren schon einige, daß wir Stabsärzte die Maske nicht tragen und uns einsperren.“

„Ich setze diese Scheiß-Gasmaske nicht auf! Nicht, weil ich zu faul dazu bin, sondern weil ich das für Unfug halte.“

„Meinst du nicht, du machst dir da selbst etwas vor?“

„Überhaupt nicht! Ich bin nicht bequem veranlagt. Aber ich fühle mich nicht vom bösen Feind mit ABC-Stoff bedroht. Überleg doch mal, was soll denn das? Oder stell dir vor, hier würde wirklich eine Atombombe einschlagen, was machst du dann? Da hilft mir keine Maske und keine Plane und keine Paste, nichts. Vielleicht hilft mir dann die P1.“

„Mag sein, aber einige können das sicher nicht verstehen. Die halten es für unkameradschaftlich, wenn wir die Maske nicht tragen.“

„Schau mal, diese ganze Übung wird ohne jede Diskussion so durchgezogen, als gäbe es beim Atomkrieg hier noch eine Überlebenschance. Das hat mit Kameradschaft überhaupt nichts mehr zu tun.“

„Aber wir sollten vielleicht doch pünktlich um 4 Uhr aufstehen. Das macht den Mannschaften diese Übung sicher leichter. Wenn sie sehen, daß wir Offiziere alles mitmachen.“

„Gut, morgen wollen wir ganz pünktlich sein. Ich will ja auch gerne ein gutes Vorbild abgeben, wenn es um sowas geht. Nur, ich bin für psychologische Rüstung nicht freiwillig zu haben.“

„Das ist dir aber klar, daß die Alarmbefehle auch für uns gelten?“

„Ja, nur haben wir hier keinen, der dauernd auf uns aufpaßt, daß wir spüren.“

„Siehst du, den Gefreiten stinkt die Übung auch, aber die spüren.“

Eine Woche später bekam das ganze Bataillon drei Tage Sonderurlaub für hervorragende Leistungen.

Der Dompteur

„Sind diese Kopfschmerzen in letzter Zeit stärker geworden? Oder sind sie häufiger geworden?“

„Nein, das geht nun seit Jahren etwa gleich so.“

„Ja, und wieviele Tabletten nehmen Sie?“

„Täglich eine Migränetablette und zwischendurch Thomapyrin.“

„Wieviel denn so im Schnitt?“

„Vielleicht drei oder vier die Woche, unterschiedlich.“

Ich blättere ratlos seine Befundberichte durch. Aus der G-Karte dieses Oberleutnants geht hervor, daß er vor kurzem auf mehreren Fachabteilungen durchgecheckt wurde, ohne daß sich etwas Neues ergab. Seine Diagnose steht fest, die kennt er. Medikamentenerfahrung hat er auch. Und er weiß, daß die Bundeswehr keine sogenannten Aufseitermethoden finanziert, daß ich ihm zum Beispiel keine Akupunktur vermitteln kann. Also ist er offenbar hier, um den neuen Stabsarzt kennenzulernen.

„Haben Sie noch genügend Tabletten zu Hause?“

„Ja.“

„Glauben Sie, ihre Beschwerden könnten seelische Ursachen haben, oder dienstliche?“

„Wieso? Ich habe keine Probleme, Herr Stabsarzt.“

„Und der Schichtdienst bei FlaRak, ist das kein Problem?“

„Das hat auch seine Vorteile, wissen Sie. Man kann es sich eben nicht aussuchen.“

„Sie tragen doch eine hohe Verantwortung. Praktisch sitzen Sie doch am Atomknopf, kann man so sagen?“

„Wie sich der Laie das so vorstellt. Sie entschuldigen, Herr Stabsarzt, aber darin sind Sie Laie. Erstens sitzt nur Mr. Carter am Atomknopf, und zweitens gibt es den sogenannten Atomknopf gar nicht, sondern das ist eine Menge von Schaltern, Knöpfen und pipapo.“

„Also kann man nicht so sagen?“

„Wenn Sie so wollen, sitzt jeder bei FlaRak an diesem sogenannten Atomknopf.“

„Also auch ich?“

„Naja, also bitte, bei Ihnen ist das doch etwas anderes.“

„Sagen Sie mal, auch wenn ich Laie bin, wie sehen Sie denn Ihren Feind?“

„Wie meinen Sie das?“

„Zum Beispiel beim NATO-Alarm, oder auf Kreta, beim Übungsschießen, oder überhaupt?“

Er dreht an seinem Ehering, wohl ohne es zu merken. Ich gehe ihm sicher etwas zu weit weg von seinem Thema.

„Feindliche Flugkörper sind Lichtpünktchen auf einem Schirm.“

„Und wenn dann sozusagen gekämpft wird, was machen Sie dann?“

„Dann rechne ich.“

„Mit dem Computer?“

„Ja.“

„Den sogenannten Kampf führt also der Computer?“

„Das kann man auch wieder so nicht sagen.“

„Wie sieht das dann für Sie aus?“

„Dann komme ich weniger zum Schlafen.“

„Und was sagt eigentlich Ihre Frau dazu, ich meine, wie steht sie dazu?“

„Wie? Meine Frau?“

„Ja, was macht Ihre Frau zum Beispiel, wenn Sie eine lange Schicht fahren?“

Jetzt hört er auf, an seinem Ring zu fummeln und schaut auf das Milchglasfenster.

„Die hat immer etwas zu tun.“

„Wie verstehen Sie sich denn mit Ihrer Frau?“

„Gut, wieso?“

„Wo haben Sie denn Ihre Frau kennengelernt?“

„In München.“

„So?“

„Sie ist Münchnerin. Ich habe damals in Neubiberg studiert.“

„Haben Sie nun ein Haus in Soest gemietet?“

„Ja.“

Wir sitzen einige Momente wortlos im Raum. Ich versuche, mich zu konzentrieren. Ich stehe auf, stelle mich vor den Arzneischränk und blicke auf die Präparatepackungen hinter Glas.

Abends kommt dieser Oberleutnant manchmal im Kampfanzug ins Offz-Heim,

wenn die anderen in Blau oder in Zivil kommen. Was er wohl während einer Übung alles zu tun hat? Was dann wohl seine Frau macht? Was macht er privat, was macht er im Dienst? Ich will jetzt nicht weiterfragen, er könnte es mir als Neugierde auslegen. Man erfährt ja nur einen Teil dessen, was ein Kampfverband wie der unsrige alles macht. Mir kommt schon das Gruseln, wenn ich nur an die Reportagen aus der Luftwaffenzeitschrift denke. Abwehr von Feldstellungen gegen Sabotagetrupps wurde souverän bewältigt, hieß es da. Widerlich. Ich bin ja für Sicherheit, vor allem für meine eigene. Diese widerliche Bürgerkriegsvorbereitung geht mir auf den Geist. Ist das alles für den Oberleutnant ein selbstverständlicher Dienstablauf? Und ob ihm das wirklich nichts ausmacht: Atomwaffen, taktische Luftlage, seine simulierten Computerschüsse? Harter Dienst und lange Wache. Da hat die „Luftwaffe“ eigens einen Propagandaartikel der FAZ abgedruckt, wo ein Hohes Lied auf den stumpfsinnigen Overkill-Betrieb gesungen wird. Hart daran soll sein, daß niemand eigentlich zum Schießen kommt: *Die Soldaten sind den Anblick der Bestien gewohnt. Man kennt das, die Gewöhnung an das Ungewöhnliche. Die Raketen sehen belanglos, lang und glatt aus. Der Blick fällt auf eine Reihe halbaufgerichteter Geschosse. Eine Rotte von Ungeheuern, auch sie auf Wache. An ihren Spitzen tragen sie im Unterschied zu den konventionellen Sprengköpfen ein rot angemaltes barometrisches Instrument, das sie schärft.* Ob das der MAD selbst verfaßt hat? Eine lüsterne Werbesprache! Die bleibt im Kopf kleben.

Hat die FAZ in einem Punkt recht? Hat dieser Oberleutnant das Grauen vor diesen „Bestien“ verloren? Wie lebt er mit seinen Lichtpunkchen, seinen Knöpfen und mit seinem Computer?

Ich habe auch das Grauen verloren, wenn ich einen großen Tumor auf dem Röntgenbildschirm sehen muß.

Wo ist da der Unterschied?

Wie ist diesem Mann zu helfen?

Ich nehme ein attraktiv verpacktes Vitamin aus dem Schrank.

„Das ist gut für die ganze Familie.“ Im nächsten Moment tut es mir leid, das gesagt zu haben. Ich frage:

„Haben Sie Kinder?“

„Nein.“

„Kommen Sie doch am Donnerstagnachmittag nochmal vorbei. Ich muß mir erstmal Ihre ganzen Befunde in Ruhe durchlesen, und dann besprechen wir, wie man Ihnen noch helfen könnte.“

„Gut, also dann auf Wiedersehen.“

Er dreht die Packung in der Hand, während er durch die Tür geht.

Nun stehe ich vor dem Fenster und schaue durch das Milchglas. Wie soll das weitergehen? Die Soldaten mache ich wieder fit, damit sie besser kommandiert werden können. Die Offiziere mache ich wieder fit, damit sie besser kommandieren können. Den Oberleutnant mache ich wieder fit, damit er womöglich nicht auf einen falschen Knopf drückt oder sich mit dem Computer überwirft. Warum habe ich nicht verweigert?

Kein Krebs

„Nun, wo fehlt's?“

„Ich habe einen Fleck auf dem Penis, und mich würde mal interessieren, ob das was

Ernsthaftes ist.“

„Juckt der Fleck?“

„Nein. Jucken tut er nicht.“

„Und wie lange haben Sie den Fleck schon?“

„Tja, ... einige Jahre, vielleicht vier oder fünf.“

„Ist er immer gleich geblieben?“

„Ja, eigentlich schon.“

„Dann lassen Sie mal sehen!“

„Moment, hier.“

„Wo?“

„Hier.“

„Aha! Das ist ein Muttermal. Oder besser gesagt, ein Vatermal.“

„Ja?“

„Ja. Das ist jedenfalls kein Krebs.“

„Wenn Sie es sagen, Herr Doktor...“

„Sie können sich auch die Meinung eines Hautarztes anhören, wenn Sie das beruhigt.“

„Nein danke. Ich glaub es Ihnen ja.“

Obergefreiter Detlev Wehrhahn zog wieder ab, anscheinend beruhigt. Er war außerhalb der Sprechstunde gekommen. Seine G-Karte hatte ich noch nicht gesehen. Zehn Tage später sitzt er wieder im Sprechzimmer. Er macht einen bedrückten Eindruck.

„Ich kann mich kaum noch konzentrieren. Ich habe eigentlich alles satt.“

„Wieso?“

„Das ist so schwer zu erklären, ich weiß es selbst nicht.“

Ein Blick in die G-Karte: Er ist W 15, hat Abitur, arbeitet beim Refü, hat noch 200 Tage. Hier ein Schreiben eines Psychiaters, Chef einer psychosomatischen Privatklinik, zur Vorlage bei der psychiatrischen Ambulanz des Bundeswehrzentralkrankenhauses in Koblenz: „...Detlev leidet unter einer neurotischen Fehlentwicklung, überwiegend bestimmt durch Hemmungen und Schuldgefühle... Eltern geschieden... eine Behandlung in unserer psychosomatischen Klinik von mindestens vierwöchiger Dauer wäre erfolgversprechend...“

Außerdem finde ich einen Bericht des Bundeswehrzentralkrankenhauses, Abteilung Psychiatrie, mit ähnlicher Symptombeschreibung, aber ohne Therapieversuch.

„Was ist denn nun aus der Behandlung in der psychosomatischen Klinik geworden?“ will ich wissen.

„Nichts. Der Nervenarzt in Koblenz hat gesagt, diese Behandlung kann während der Bundeswehr nicht durchgeführt werden.“

„So!?“

„Ja, dabei habe ich gesagt, ich würde es im Urlaub machen lassen.“

„Du kannst übrigens gerne du sagen, ich bin auch nur W 15. Hast du dann eine Wut gehabt?“

„Ich habe mich damit abgefunden.“

„Sollte man aber nicht!“

Schweigen.

„Erzähl mal, wie hat denn das alles angefangen, wie hat sich denn das entwickelt?“

„Schon in der Schule, da war ich nie besonders gut, damit hat es angefangen.“

„Warst du mal knapp am Durchfallen?“

„Nein, aber ich war immer etwas abseits und zurückgezogen.“

„Was hast du denn für ein Gefühl gehabt, als der Einberufungsbescheid kam?“
Nun lächelt er mal, leicht verlegen allerdings.
„Ich hab erstmal verweigert, aber ich weiß nicht, ob das richtig war.“
„Wieso verweigert? Wieso nicht richtig?“
„Ich hab mich doch damals beeinflussen lassen.“
„Von wem?“
„Von meiner Schwester.“
„Wie?“
„Na ja, daß man beim Bund verblödet oder so.“
„Und wie bist du dann doch zum Bund gekommen?“
„Ich hab den Antrag zurückgezogen. Im Kreiswehrrersatzamt haben sie mir nämlich gesagt, daß ich wahrscheinlich nach dem Studium gezogen werde.“
„Und hast du bei der Musterung auch schon etwas über deine Beschwerden gesagt, hast du ein Attest vorgelegt?“
„Ja, vom Hausarzt.“
„Du bist ‚tauglich 2‘, was haben die denn im Kreiswehrrersatzamt gesagt?“
„Die haben gesagt: ‚Das kennen wir schon. Leistungsschwäche und Antriebsarmut haben wir montags auch immer.‘“
„So eine Gemeinheit! Aber warum hast du denn den Antrag zurückgezogen?“
„Ich dachte mir, daß ich mit meinen Argumenten vor dem Ausschuß nie durchkomme.“
„Welche Argumente?“
Schweigen.
„Und wie war es dann in der Grundausbildung? Sind da deine Beschwerden stärker geworden?“
„Ja, eigentlich schon, glaube ich. Am schlimmsten war das Schießen. Das war mir sehr unangenehm. Und ich hatte doch in den Antrag geschrieben, daß ich verweigere, weil ich nicht schießen will.“
„Warum meinst du, du wärst vor dem Ausschuß damit nicht durchgekommen?“
„Ich weiß selber nicht, ob das richtig war. Ich hab doch auf dem Jahrmarkt auch geschossen.“
„Und dann war aber doch das Schießen für dich schlimm. Beschreib das doch mal genauer.“
„Ich weiß es selbst nicht. Jedenfalls hatte ich immer nur den Wunsch, ins Bett gehen, knacken und nichts mitkriegen. Oft bin ich auf den Speicher vom Unterkunftsgebäude gegangen, weil das der einzige Ort war, wo man allein sein konnte.“
„Also war die Grundausbildung eine schlimme Zeit für dich?“
„Eigentlich schon, vor allem am Anfang, wenn man so wie Vieh auf dem Kasernenhof zusammengetrieben worden ist.“
„Hast du dich denn eigentlich krank gefühlt?“
„Ich weiß nicht.“
„Und wie war es dann später, nach der Grundausbildung?“
„Naja, ich hab eben immer irgendwie mitgemacht, obwohl ich eigentlich alles irgendwie gar nicht mehr richtig mitgekriegt hab, was um mich herum läuft.“
„Hast du unter dem Zustand gelitten?“
„Schwer zu sagen. Ich kann mich nur noch gut an eine Situation erinnern, da hatte ich am Freitag abend den Zug nach Hause verpaßt. Die anderen waren alle schon weggefahren. Da bin ich einige Zeit nur im Kreis gelaufen und wußte nicht mehr, was tun.“

Ich konnte keinen Gedanken mehr fassen. Das war furchtbar.“
„Diese Situation ist aber vielen Soldaten einigermaßen bekannt.“
„Ja, aber das war so schlimm, das werde ich wahrscheinlich nicht vergessen.“
„Und hast du immer Anschluß an Freunde gehabt?“
„Ich hab immer alles mitgemacht. Vielleicht hab ich mich zu sehr angepaßt.“
„Wieso?“
„Das war immer schon so, auch zu Hause. ‚Der Detlev ist ein braver Junge‘, hat es immer geheißen. Ich hab eigentlich immer eine Rolle gespielt.“
„Erklär das mal.“
„Mir ist es immer gut gegangen. Ich bin verwöhnt worden.“
„Aber ‚verwöhnt‘ und ‚braver Junge‘ paßt doch auf den ersten Blick nicht richtig zusammen.“
„Meine Mutter hat sehr viel für mich getan. Aber ich mach ihr leider gar keine Freude.“
„Wie, du machst ihr keine Freude? Welche Freude? Wie sollte es denn besser sein?“
„Na ja, wenn ich alles energischer anpacken würde. Aber das fing schon in der Schule an. Wenn ich da bessere Noten gehabt hätte...“
„Du warst wohl nur mittelmäßig mit den Noten. Ist denn das so schlimm? Was erwartest du denn?“
„Meine Schwester hat meist bessere Noten gehabt.“
„Was willst du denn studieren?“
„Informatik. In Mathe war ich immer etwas besser.“
„Was hat denn dein Vater zu deinen Noten gesagt, als er noch zu Hause war?“
Schweigen.
„Wie alt warst du denn, als die Scheidung war?“
„16.“
„Hast du dann deinen Vater noch mal gesehen, oder hast du ihn besucht?“
„Nein, Meine Schwester geht manchmal hin, ich gehe da nicht hin.“
Schweigen meinerseits.
„Und wie fühlst du dich in letzter Zeit im Verhältnis zu früher? Besser oder schlechter?“
„Ich glaube, ich gehe allmählich kaputt. Das ist mir in letzter Zeit erst richtig bewußt geworden.“
„Und worin liegt die Ursache des ganzen, was meinst du?“
„... In mir selbst.“

Im V-Fall

Die Studenten in Uniform treffe ich oft im Offz-Heim.
„Wie war das mit der symbolischen Judenverbrennung in München?“
„Kindereien, sonst nichts“, ist die knappe Antwort von einem, der es wissen mußte.
„Und Nittner, kennen Sie ihn?“
„Habe einmal eine Vorlesung von ihm gehört, war ganz normal.“
Gerade am Ende mit diesem „Studium“ hat der Leutnant ganz andere Sorgen: seine Vorgesetzten, seine Verwendung, seine Freizeit. Mein Thema liegt ihm nicht.
An manchen Tagen ist das Offz-Heim zum Brechen voll. Interessant, was da an zivilen Besuch kommt, zum Beispiel eine ganze Schar von Lehrern oder Abiturienten. Oder auch Kommunalpolitiker aus der Umgebung. Da stellen sich die Offiziere dem

Gespräch, da sind sie für Fragen offen.

An gewöhnlichen Abenden ist die Stimmung davon abhängig, welcher Oberstleutnant gerade anwesend ist und wieviel er verträgt. Wenn unser neuer Kommandeur, Oberstleutnant Mende, da ist, dann kommt mehr Ruhe in die Kneipe und man wird nicht so ausfällig. Im Gespräch ist er sachlich. Er bringt mir zuviele amerikanische Fremdwörter.

Sein Verhältnis zu den Stabsärzten war anfangs wohlthuend.

Er war mir eigentlich angenehm aufgefallen, bis dann die Scherereien losgingen, weil ich den MAD-Fragebogen nicht ausfüllen wollte. Der MAD wollte nämlich eine „Sicherheitsüberprüfung“ an mir durchführen. Nicht, daß ich etwas gegen Sicherheit hätte. Aber gegen den MAD habe ich was. Das konnte der Oberstleutnant Mende aber an diesem Abend noch nicht wissen, als er mich an der Theke dezent aufforderte, die Angelegenheit nicht zu verschleppen.

„Zum Jahresende will doch jeder seinen Schreibtisch aufgeräumt haben. Überprüfungen stehen ins Haus. Probealarme kommen. Da müssen Sie das Bergen von sound-soviel Verletzten üben lassen, wie im V-Fall.“

„Im V-Fall soll ich wohl sortieren und auswählen, wem ein Gnadenschuß zusteht oder nicht, je nach Strahlendosis. So ist das doch bei der Neutronenbombe.“

Vielleicht fand er das unhöflich von mir. Oder es war ihm zu realistisch. Er hatte plötzlich irgendetwas Wichtiges mit jemand anderem zu besprechen. Jedenfalls wollte er von mir nicht wissen, wie ich mir die Graf-Yorck-Kaserne nach einem Neutronenblitz vorstelle: Wohin man blickt, kaum materielle Verluste. Sogar das San-Revier steht noch, und die Vorhänge sind gar nicht mal angeschmort, wie das bei atomischen Kernwaffen vorkommen konnte. Einige lebende Leichen fragen sich, ob der angezeigte Wert auf dem Strahlendosimeter stimmt, oder ob das Instrument klemmt. Der Stabsarzt überlegt, schon leicht benommen, ob er neue Röntgenfilme anfordern soll, weil der ganze Vorrat unbrauchbar geworden ist.

Oder was sonst noch zu tun wäre.

Worterkklärungen

Nike	Nike-Herkules, taktische Trägerrakete, die konventionelle und nukleare Sprengköpfe befördert. Boden-Luft- und Boden-Boden-Schüsse möglich. Reichweite 150 km.
FlaRakBtl	NATO-Kampfverband, Bundeswehr und US-Army, sogenanntes Flugabwehrraketenbataillon, das auch die Nike zum Einsatz bringen kann. Besteht aus mehreren Batterien.
V-Fall	Kriegsfall
Oberfeld	Oberfeldwebel
Uffz	Unteroffizier
Rotarsch	frisch Eingezogener
w15	wehrpflichtig, 15 Monate lang
G3	Gewehr
P1	Pistole
Grünzeug	Kampfanzug oliv
G-Karte	Gesundheitskarte, die Krankenakte des Soldaten.
Sani	Sanitätssoldat
knacken	schlafen
Spieß	höchster Unteroffizier einer Dienststelle.
Checker	Überprüfer bei NATO-Übungen, meist ausländischer NATO-Soldat.

Siemens und Dynamo

Zwei Ingenieure und der Gegensatz ihrer Erfahrung

In meinem Buch „Wie geht es Ihnen? Kak wy poschiwajete? BRD und UdSSR im Dialog“, das im Herbst 1978 beim Pahl-Rugenstein Verlag, Köln, erscheint, habe ich verschiedene Formen zur Vermittlung von Informationen, Erfahrungen und Meinungen aufgenommen, die dem wachsenden Interesse an Aussagen aus erster Hand über das gesellschaftliche, kulturelle und wissenschaftliche Leben in der UdSSR dienen sollen.

Die Erkenntnis, daß der Propagandarummel um rasch wechselnde Namen von Dissidenten mit dem kalten Krieg zu tun hat, ändert nichts an der Tatsache, daß auch in der demokratischen Öffentlichkeit unseres Landes skeptische Fragen nach Standort und Selbstverständnis der sowjetischen Intelligenz gestellt werden: Sind die Sympathien jener Dissidenten für eine, wie auch immer gesehene „freie Welt“ Ausdruck einer unterdrückten Bewegung unter sowjetischen Kulturschaffenden, Wissenschaftlern und Technikern, die sich vielleicht in breiten Schichten der arbeitenden Bevölkerung fortsetzt?

Der Briefwechsel zwischen Leo Mayer und Wladimir Kessajew, zwei Ingenieuren aus vergleichbaren Großbetrieben, ist Teil I des Buches entnommen, in dem der Austausch von Fragen und Meinungen im unmittelbaren Dialog zwischen Repräsentanten in Kultur und Wissenschaft stattfindet – so etwa Alfred Andersch und Konstantin Simonow, Martin Walser und Juri Trifonow, den Medizinern Prof. Dr. L. Demling und Prof. Dr. C. Massewitsch, den Philosophen Carl Friedrich von Weizsäcker und Grigori Wodoladow...

Friedrich Hitzer

Leo Mayer

29 Jahre. Verheiratet. Zwei Kinder. Elektroingenieur.

Ich verstehe es, wenn meine Kollegen von mir Stellungnahmen und Erklärungen, meine Meinung zur sowjetischen Politik erwarten. Es ist jedoch für mich nicht leicht, die Politik und die Lösungsmethoden bestimmter Probleme eines Landes zu erläutern, das ich selbst nicht kenne. Denn ich bin ja nicht Kommunist, weil die Sowjetunion den Sozialismus aufgebaut hat, sondern weil zur Lösung der Probleme unseres Landes der Sozialismus in der Bundesrepublik Deutschland notwendig ist. Doch zwischen diesen Fragen, die mir meine Kollegen stellen, und meiner Entscheidung für den Sozialismus in unserer Heimat gibt es Zusammenhänge. Und so versuche ich hier, unsere Probleme darzustellen, Probleme, die nach meiner Meinung alle meine Kollegen kennen und lösen wollen. Es würde mich freuen, wenn ein sowjetischer Ingenieur in einem technisch vergleichbaren Betrieb, angeregt durch diese Darstellung, seine Probleme schildert, was vielleicht nicht nur mir helfen könnte, Fragen leichter zu beantworten, vor die wir notwendigerweise gestellt werden.

Seit drei Jahren bin ich als Ingenieur bei Siemens tätig. Ich hatte mein Studium gerade noch rechtzeitig abgeschlossen, so daß ich mir meinen Arbeitsplatz noch aussuchen konnte. Kollegen, die gegenwärtig ihr Studium beenden, haben es da schon viel schwerer. Die meisten von ihnen sind froh, wenn sie überhaupt eine ihrer Qualifikation einigermaßen entsprechende Anstellung bekommen. Die Arbeitslosigkeit unter Akademikern ist verhältnismäßig hoch. Druck und Existenzangst nehmen zu. Das gilt nicht nur für Naturwissenschaftler und Techniker. Neben den diskriminierenden Berufsverboten gegenüber demokratischen Lehrern für Schulen und Hochschulen verringern sich zusehends die Chancen für die in Ausbildung stehenden Lehrer. Voll ausgebildete Lehrkräfte verlieren im Zuge der Etatkürzungen in Wissenschaft und Kultur ihre Arbeitsplätze. Die Situation ist heute, infolge der Krise, eine andere. Ich konnte jedenfalls damals – vor drei Jahren – noch zwischen einer Beschäftigung im Vertriebs-, Entwicklungs-, Konstruktions- und Montagebereich wählen und arbeite jetzt als Einschalteningenieur in einer Montageabteilung.

Siemens ist ein multinationaler Konzern mit etwa 292 000 Beschäftigten. Davon sind in München etwa 48 000 Menschen beschäftigt. In dieser Stadt ist der Sitz der Hauptverwaltung der Siemens AG, befinden sich fast die gesamte Forschung und Entwicklung der Unternehmensbereiche Nachrichtentechnik und Datentechnik, Fertigungsstätten und Labors für Bauelemente und eine Zweigniederlassung für den südbayerischen Raum.

Viele meiner ehemaligen Studienkollegen sind im Entwicklungsbereich tätig. Nach dem Studium waren sie – genau wie ich – mit der Vorstellung in den Beruf gegangen, die erworbenen Qualifikationen einzusetzen, um Produkte zu entwickeln, die den Menschen dienen, die Arbeitsbedingungen verbessern, die Lebensqualität erhöhen helfen und natürlich auch aus dem Grund, um gut zu verdienen. Für die meisten von uns stellte es sich sehr schnell heraus, daß es auch in der Entwicklung weniger auf gute Technik, weniger auf den Menschen ankommt als vielmehr auf den erwarteten Gewinn. Das betrifft nicht nur die Art der Entwicklungsprojekte, sondern auch die Höhe der genehmigten Entwicklungskosten, was direkte Auswirkungen auf die Arbeitsbedingungen des Entwicklers hat. Die öffentlichen Mittel in Sachen Entwicklung und Forschung werden mehr und mehr in Richtung globalgesteuerter Rüstungs- und Vernichtungstechnik kanalisiert und rufen generell in vielen Unternehmen die Enttäuschung hervor, daß sich auch mit der Änderung der Regierungsverantwortung in Bonn während der siebziger Jahre in der Qualität der Entwicklungsprojekte nichts geändert hat.

Für den einzelnen Mitarbeiter in den Entwicklungslabors stellt sich die Arbeitsteilung, die sich immer weiter vollzieht, als Spezialisierung dar. Doch an die Stelle interessanter Entwicklungstätigkeit tritt die Routine, mit der unter ständigem Termindruck Schnellentwicklungen getätigt werden.

Die Spezialisierung droht ständig in Überspezialisierung umzuschlagen. Mit der Zeit können die allgemein technischen Qualifikationen leicht verkümmern. Wird ein Entwicklungsprojekt dann kurz vor der Fertigstellung eingestellt, oder geht es nicht in die Produktion, dann kommt zur Enttäuschung darüber auch die Sorge um die Zukunft. Wird vielleicht der ganze Entwicklungszweig aufgegeben? Gibt es in benachbarten Bereichen einen entsprechenden Arbeitsplatz? Es ist meist recht schwierig, sich darauf rechtzeitig einzustellen, sich eventuell umschulen zu lassen. Die Betroffenen werden von den Beschlüssen, die von den Herren in den oberen Etagen gefällt werden, erst dann informiert, wenn der Beschluß vor der Realisierung steht.

Worin besteht meine Tätigkeit? Ein Einschalteningenieur setzt nach erfolgter Montage eine Anlage in Betrieb. Das technische Spektrum geht in meiner Abteilung von Kraftwerken über Industrieautomatisierung bis zu Vermittlungssystemen. Ich bearbeite hauptsächlich elektronisch gesteuerte Vermittlungsanlagen. Wenn Not am Mann ist oder im Spezialgebiet gerade kein Auftrag zu bearbeiten ist, dann muß man auch in anderen Techniken einspringen. Das ist dann oft ein Sprung ins kalte Wasser. Spezialisierung im Team ist sachlich begründet, aber durch den Konkurrenzdruck kommt diese Isolierung zum Überspezialisten, bis zur Gefahr der „Fachidioten“, die von fast nichts mehr fast alles wissen.

Zur mangelhaften Kenntnis und Erfahrung – für eine Ausbildung blieb keine Zeit, oder sie blieb einem selbst überlassen – kommt der Termindruck. Der Termindruck ist ein ständiger Antreiber. Kann man eine eventuelle Terminüberschreitung nicht gut begründen, so weiß man nicht, ob man künftig vielleicht nur noch kleine oder technisch uninteressante Anlagen einschaltet.

Dem Kunden werden knappste Termine zugesagt. Bei der Lieferung und Montage treten Verzögerungen auf, und bei der Einschaltung soll dies alles wieder aufgeholt werden. Da will sich natürlich jeder absichern. Das geschieht durch Berichte, die einen selbst abdecken, aber auch keinen anderen Kollegen in Schwierigkeiten bringen sollen. Man hört von Kollegen, daß dabei diese Berichte auf dem Dienstweg zwischen den betroffenen Abteilungen hin und her gehen, bis die Sache im Sand verläuft.

Im normalen Arbeitsablauf wird im Interesse des Arbeitsfortganges gerade dieser Dienstweg häufig umgangen bzw. abgekürzt. Der Betrieb ist durch eine stark gegliederte Hierarchie geprägt. Vielfach stehen Anweisungen einer Problemlösung im Wege, können Vorgesetzte bei der Lösung bestimmter Probleme nicht helfen, sind nicht entscheidungsbefugt und müssen sich an den nächsten Vorgesetzten wenden. Ist eine andere Abteilung auch noch betroffen, so trifft das gleiche noch einmal zu. Das ist nicht nur umständlich, es macht auch manchmal Ärger, und es vergeht auf jeden Fall viel Zeit. Daß der Dienstweg oder bestimmte Anordnungen umgangen werden, ist natürlich bekannt, aber deshalb nicht ohne Risiko, weil es nur so lange geduldet wird, wie die Sache läuft. Eine der Hauptursachen für die Konflikte ist zu sehen zwischen Ingenieur- und Sachinteressen einerseits und den Profitinteressen des Managements andererseits.

Durch meine Tätigkeit habe ich auch beruflichen Kontakt zu Entwicklungsbüros. Wenn bei neuen Anlagen die technischen Unterlagen noch unzureichend sind, dann muß ich mir die notwendigen Informationen direkt bei den Kollegen aus der Entwicklung holen. Und da muß man manchmal ganz schön kitzeln, bis Informationen herausgerückt werden.

Denn als richtig gilt: Je mehr einer – im Vergleich zu den anderen – weiß, desto wichtiger ist seine Person für die Firma, desto sicherer ist sein Arbeitsplatz und desto besser sind seine Berufschancen. In der Schlußfolgerung sollte man also versuchen, die eigenen Karten – sprich: Unterlagen, Kenntnisse und Erfahrungen – nicht ganz aufzudecken.

Ich meine, daß dies einer der Gründe ist, warum bei den Angestellten das solidarische Handeln noch so wenig entwickelt, ihre Zusammenarbeit vielmehr geprägt ist vom Konkurrenzdenken, vom Mißtrauen, von der Suche nach individuellen Konfliktlösungen. Diese Haltung, im anderen Angestellten nicht den Kollegen zu sehen, sondern eine potentielle Konkurrenz, wird noch verstärkt durch Rationalisierungsmaßnahmen.

Gerade jetzt, in der zyklischen Krise, versuchen die Unternehmer, durch Rationalisierung ihre Gewinne zu erhöhen. Erstmals erfaßt die Rationalisierung in größerem Umfang auch den Bereich der Angestellten.

Durch den Einsatz der Elektronischen Datenverarbeitung bietet sich in der Angestelltentätigkeit die Möglichkeit einer weitergehenden Arbeitszerlegung, die in verstärktem Maß nur ausführende, monotone, der Routine unterworfenen Arbeit bedeutet. Gleichzeitig heißt dies Intensivierung, schärfere Kontrolle der Arbeit und „Frei“-Setzen von Arbeitskräften.

Mich beschäftigt auch noch ein anderer Aspekt. Für mich als Techniker ist es natürlich interessant, eine Anlage in modernster Elektronik mit hohem Automatisierungsgrad in Betrieb zu nehmen. Aber ich weiß auch, daß damit weitere Arbeitsplätze vernichtet werden. Und da sind ja Menschen betroffen, die ihren Arbeitsplatz, auch wenn er vielleicht schmutzig, ungesund und monoton war, verlieren – bei einer Zahl von etwa einer Million Arbeitsloser – und die jetzt plötzlich vor dem Ungewissen stehen. Ist das wirklich ein technisches Gesetz? Daß die Folge moderner Produktionsmethoden für viele soziale Degradation, für wenige Aufstieg bedeutet? Oder gilt das nur unter den Verwertungsbedingungen des Kapitals?

Obwohl es also für die Gewerkschaft ein umfangreiches Aufgabengebiet gibt, sind die Kollegen im Angestelltenbereich in ihrer überwiegenden Mehrheit bisher nicht gewerkschaftlich organisiert. Ihr Gehalt bezogen sie bislang aufgrund des für die Firma notwendigen Lohnabstandes zum Arbeiter, der zur Sicherung der Firmenloyalität der Angestellten erforderlich ist. Mit der zunehmenden Zahl der Angestellten und beschleunigt durch die Krise, beginnt hier eine Veränderung. Ohne gewerkschaftliche Organisation und Aktivität werden die Angestelltegehälter stagnieren, während Arbeitsintensivierung und Arbeitskontrolle zunehmen.

Ich selbst bin übrigens schon seit meiner Studienzeit in der IG Metall organisiert. Seit den letzten Vertrauensleutewahlen, im Frühjahr 1976, bin ich Mitglied der Vertrauenskörperleitung eines Siemens-Standortes. In dieser Funktion ist es mein Hauptanliegen, den Kollegen die Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation darzulegen und damit den Organisationsgrad zu erhöhen. Dabei müssen einige Hindernisse überwunden werden. Sie beginnen bei der Höhe des Gewerkschaftsbeitrages, der Illusion, allein sei mehr durchzusetzen, und gehen bis zur Angst vor dem Vorgesetzten, Nachteile durch Mitgliedschaft bei der Gewerkschaft zu riskieren.

Außerdem bin ich Kommunist.

Für die Leitung des Hauses Siemens ist der Umgang mit Kommunisten eine Selbstverständlichkeit. Dr. Paul Dax – Vorstandsmitglied der Siemens AG – spricht beispielsweise von der Aufgabe, daß „noch systematischer als bisher die Möglichkeiten der gegenseitigen kooperativen Ergänzung herausgefunden werden“. Gemeint sind hier die Kontakte und die Zusammenarbeit des Hauses Siemens mit der sowjetischen Industrie. In diesem Zusammenhang begrüßt Dr. Dax „die stabilisierende Wirkung der sowjetischen staatlichen Fünfjahrespläne... für unsere Volkswirtschaft“. Denn es ist so, „daß sich in der Sowjetunion für unsere Industrie Aufgaben stellen... die von hervorragender beschäftigungspolitischer und technologischer Bedeutung“ sind. Da außerdem „der vielzitierte Know-how- und Technologie-Transfer keine Einbahnstraße von der Bundesrepublik in die Sowjetunion sein muß“, sollten „nicht nur die übergeordneten Instanzen Gelegenheit zum Informationsaustausch bekommen“.

So selbstverständlich also der Kontakt zu Kommunisten ist, die leitenden Funktionen im sozialistischen Staat oder in der sozialistischen Industrie einnehmen, so wenig

selbstverständlich ist ein Angestellter, der Kommunist ist. Das betrifft aber nicht nur die Haltung der Vorgesetzten, sondern auch die Haltung der Arbeitskollegen. Ich verstehe es, wenn sie von mir Stellungnahmen und Erklärung zur sowjetischen Politik erwarten. Denn sie wissen von mir, daß ich fest davon überzeugt bin, daß zur Lösung der Probleme unseres Landes der Sozialismus notwendig ist. Im übrigen bin ich auch davon überzeugt, daß moderne Technik die gesellschaftlichen Unterschiede keineswegs nivelliert, sondern den Sozialismus erst recht nötig macht.

Wladimir Kessajew

33 Jahre. Verheiratet. Ein Kind. Konstrukteur.

„Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist.“ Verallgemeinert bezieht sich das Sprichwort meiner Ansicht nach nicht nur auf bestimmte Personen und ihre nächste Umgebung. Entwicklung, Normen und Traditionen der Gesellschaft, in der ein Mensch lebt, bestimmen vor allem seine Lebensbedingungen, seine Probleme, Stabilität oder Unsicherheit seiner Gegenwart und Zukunft.

In der Sowjetunion spüren wir ständig diese enge Verbindung des Persönlichen mit dem Geschick des Staates und der Gesellschaft, mit den dort bestehenden und sich entwickelnden Beziehungen, im Großen wie im Kleinen. Das befreit den einzelnen deshalb nicht von Unannehmlichkeiten, Schwierigkeiten und Problemen, das schafft auch kein Treibhausklima. Für einen Platz, der etwas gilt im Leben, muß man etwas tun: lernen und arbeiten, man muß aktiv zum Leben stehen. Das Wichtigste, was nach meiner Auffassung die sozialistische Gesellschaft ihren Bürgern gibt, ist Sicherheit, heute und in Zukunft.

Manche Menschen in der UdSSR machen sich kaum noch Gedanken über vieles, was unsere Väter und Großväter im Oktober 1917 erkämpften. Wir haben uns längst daran gewöhnt, es sind Selbstverständlichkeiten. Was Ingenieur Leo Mayer aus der BRD schreibt, lieferte mir Stoff zum Nachdenken. Wir sind Berufskollegen, leben auf einem Kontinent, geographisch trennt uns – Moskau und München – keine so große Entfernung. Wie unterschiedlich sind jedoch die Fragen, die jeden von uns bewegen und beunruhigen. Eines weiß ich ganz genau: Unter den Bedingungen einer kapitalistischen Gesellschaft hätte ich nie Hochschulbildung erreichen können. Und ich würde jetzt auch nicht in einem der größten Betriebe des Landes – im Moskauer „Dynamo“-Werk – arbeiten. Der Brief ließ mich auch deutlicher als bisher etwas anderes begreifen: Während für mich das in der Verfassung unseres Staates garantierte Recht auf Arbeit und auf die Berufswahl ein reales, gesetzlich gesichertes Recht darstellt, so beunruhigt Leo Mayer und viele seiner Kollegen in der BRD offensichtlich die Sorge, einen Arbeitsplatz zu finden und ihn zu behalten. Um meine Gedanken zu veranschaulichen, will ich aus meinem Leben berichten, von Zurückliegendem und Gegenwärtigem.

Was soll man werden? Wenn heute mein fünfjähriger Sohn Marat erklärt: „Ich will Kosmonaut oder Künstler werden“, lachen meine Frau Natascha und ich, aber gar nicht spöttisch. Für die nächsten zwölf Jahre ist sein Leben bereits vernünftig geplant: Kindergarten, dann zehnklassige Oberschule; die Oberschulbildung ist nach der

neuen Verfassung der UdSSR für alle obligatorisch. Bevor er die Oberschule beendet, muß er sich für einen Beruf entscheiden. Vielleicht wird er Künstler, Kosmonauten gibt es immer noch sehr selten. Am wichtigsten für ihn, für uns Eltern und für seine Lehrer ist es, seine Neigungen und Fähigkeiten zu erkennen. Was soll man werden – das ist also für ihn, für die sowjetische Jugend das Problem, entsprechend den eigenen Fähigkeiten den richtigen Beruf zu wählen. Nicht bei allen klappt das reibungslos, die Vielfalt der angebotenen Möglichkeiten erschwert es oft, die Frage sofort richtig zu lösen.

Mein eigener Weg zum Beruf war nicht leicht und eben. In meiner Kindheit wollte ich ein berühmter Sportler werden. Vom Ringen und Boxen träumte ich. Es wurde aber nichts daraus. Dann wollte ich Flieger werden, wurde aber aus gesundheitlichen Gründen nicht angenommen. Im Laientheater der Studenten spielte ich tragende Rollen und führte Regie. Meinen Angehörigen versuchte ich zu beweisen, ich hätte die Fähigkeiten für einen Filmregisseur. Vier Monate lang arbeitete ich als Regieassistent und machte zwei Runden lang mit bei den Aufnahmeprüfungen an der Staatlichen Unionshochschule für Filmkunst. Schließlich aber ließ ich das Vorhaben selbst fallen. Das hätte ich – von heute aus gesehen – schon früher tun sollen. Nun bin ich Elektroingenieur. Und ich bereue das nicht.

Vielleicht müßte ich gar nicht über meine Jugendträume und Sehnsüchte berichten. Aber ich will damit andeuten, daß ich unter den Bedingungen meines Landes für all das meine Chancen gehabt habe. Daß ich den Beruf eines Ingenieurs wählte – besser noch: wählen konnte –, verdanke ich unserer sozialistischen Ordnung.

Ich bin in Nordossetien, in der Familie eines Postangestellten geboren und – der Nationalität nach – Ossete. Im zaristischen Rußland bezeichnete man meine Vorfahren, die Osseten, als „Andersstämmige“. Sie hatten Vieh zu weiden, Boden zu bearbeiten, der Großbauern und Gutsbesitzern gehörte. Jetzt sind die Osseten – nach der Volkszählung von 1970 etwa 500 000 – eine gleichberechtigte Nation unter allen Nationen und Völkern der UdSSR. Die Nordossetische Autonome Republik mit einer Fläche von 8000 Quadratkilometer gehört der Russischen Föderation an. In meiner Heimat gibt es heute Industrie, allgemeinbildende Schulen, Fach- und Hochschulen, ein nationales Theater und eine eigene nationale Literatur.

Ich mußte mein Elternhaus früh verlassen und konnte nicht in Ordshonikidse, der Stadt, wo ich geboren wurde, zur Schule gehen. 1953, als ich neun Jahre alt war, starb mein Vater. Damals war die durch den Krieg zerstörte Wirtschaft in unserem Land kaum wiederhergestellt. Das Lebensniveau lag noch unter dem der Vorkriegszeit. Meine Mutter hatte es schwer. Als Sekretärin in der epidemiologischen Station eines Krankenhauses verdiente sie nicht viel. Und sie hatte drei Kinder großzuziehen. Die beiden älteren hatten die Schule bereits absolviert und studierten schon; übrigens ist die Schwester Geologin, der Bruder Agronom geworden. Sie bekamen auch damals ein staatliches Stipendium – allerdings nur die Hälfte des heutigen. Materiell stand also die Familie nicht besonders gut da.

Ich wurde Schüler an der Suworow-Schule in Saratow, und der Staat sorgte für meinen Lebensunterhalt. Das ist eine unserer Militärschulen. Sie bereiten junge Menschen auf die Militärlaufbahn vor, die aber nicht unbedingt eingeschlagen werden muß. Ich kenne viele, die nach Absolvierung solcher Schulen einen anderen Beruf wählten. Das Zeugnis kommt dem einer zehnklassigen Oberschule gleich und berechtigt zum Hochschulstudium. Da ich, wie gesagt, Flieger werden wollte, ging ich gern in eine solche Schule. Aber fliegen konnte ich dann schließlich aus gesundheitlichen

Gründen doch nicht.

Deshalb entschied ich mich für ein Studium an der Moskauer Hochschule für Eisenbahningenieure – auf diesem Fachgebiet die berühmteste Hochschule des Landes. Der Wettbewerb bei dem Aufnahmeverfahren ist dort viel schwerer als an den Hochschulen Ossetiens, schließlich kommen Bewerber aus dem ganzen Lande nach Moskau. In der UdSSR wird die Aufnahme in eine Hochschule durch das Gesamtergebnis der Bewertungen bei den Aufnahmeprüfungen entschieden. Aber schließlich sind alle Prüfungen doch einer Lotterie ähnlich. Ich hatte die Befürchtung, keine ausreichend gute Zensur beim Aufsatz in russischer Sprache zu bekommen. Ich erwähne diese Umstände meiner Aufnahme an die Hochschule, um eine Besonderheit der sowjetischen Politik hervorzuheben – die Förderung von Fachkräften aller Nationalitäten. Nach einer Verordnung stellen die Moskauer Hochschulen eine bestimmte Zahl von Plätzen für Vertreter der nationalen Republiken bereit. Dies kam mir wie anderen zugute. Ich habe also die Aufnahmeprüfungen an der Nordossetischen Staatlichen Universität erfolgreich abgelegt, von der ich dann zum Studium an die Moskauer Hochschule für Eisenbahningenieure delegiert wurde.

Nach Beendigung des Studiums mußte ich in Nordossetien arbeiten. Damals gab es dort aber noch keine elektrifizierten Eisenbahnstrecken, und ich konnte deshalb dort nicht in meinem Fach tätig sein. Inzwischen gibt es sie, aber nun kann ich meine Frau, eine geborene Moskauerin, nicht überreden, nach Ordshonikidse zu ziehen. Die zwei Jahre, die der Hochschulabsolvent nach Einweisung durch die Hochschule an seinem Arbeitsplatz zu arbeiten hat, war ich im Gebiet Tambow, im Zentrum des europäischen Teils des Landes, als Meister im Bahnbetriebswerk für Elektrolok-Reparaturen tätig. Diese obligatorische Arbeit könnte man als eine Art Gegenleistung des ehemaligen Studenten an den Staat für die unentgeltliche Hochschulbildung betrachten. Genau gesagt ist das keine echte Kompensation, denn man erhält seinen Arbeitslohn nach den Gegebenheiten der Arbeitsstelle, und man muß das Stipendium auch nicht an den Staat zurückerstatten. Im Gegenteil: Der angehende Spezialist bekommt Geld für den Umzug, damit er für die Reise- und die ersten Einrichtungskosten aufkommen kann. Der Betrieb stellt der jungen Fachkraft eine Wohnung und selbstverständlich einen Arbeitsplatz in seinem Beruf zur Verfügung. Eigentlich wählt man auch diesen Arbeitsplatz selbst aus einer Reihe von „Angeboten“, mit denen sich Ministerien und Betriebe an die Hochschulen wenden.

Wie arbeiten wir, welche Sorgen haben wir? Das Moskauer Elektromaschinenwerk „Dynamo“ trägt den Namen Kirows, es ist einer der ältesten und größten Betriebe in diesem Industriezweig. Unsere Erzeugnisse sind im ganzen Land bekannt und werden in mehr als 50 Länder der Welt exportiert. Motoren, elektrische Anlagen, Kranaapparaturen, leistungsstarke Lasthebemagnete – die Nomenklatur der Erzeugnisse ist sehr umfangreich.

Im Betrieb sind die Arbeitertraditionen und der Geist des Neuerertums stark ausgeprägt. Belegschaftsangehörige des „Dynamo“-Werkes wurden oft für ihre bedeutenden Leistungen und Initiativen mit hohen Auszeichnungen der Regierung geehrt. Auf unserem Betriebsbanner sind drei Orden zu sehen – der Leninorden, der Orden der Oktoberrevolution und der des Roten Arbeitsbanners.

Unserem Kollektiv ist das psychologische Klima, von dem Leo Mayer schreibt, fremd. Einen Kollegen im Stich lassen? Ihn die eigenen Kenntnisse und Erfahrungen nicht mitteilen? Aus Eigennutz oder um des eigenen Prestiges wegen abseits stehen? Mit solchen Eigenschaften bleibt man nicht lange in einer Gemeinschaft, man stellt

sich selbst außerhalb des Kollektivs. Von Kindheit an werden unsere Menschen zu Kameradschaftlichkeit und Gemeinschaftsgeist erzogen; das geht von der Schule und bis zur Hochschule. In einem Arbeiterkollektiv ist diese Erziehung besonders intensiv, weil offen ausgesprochen wird, was man denkt, sei es im persönlichen Gespräch, auf einer Gewerkschaftsversammlung oder in einer Produktionsberatung. Und das geschieht ohne Ansehen der Person.

Im sozialistischen Betrieb sind wir die Herren. Es gibt keinen Privateigentümer. Jeder Mitarbeiter ist für die ihm anvertraute Arbeit und für das ganze Werk mitverantwortlich. Selbstverständlich ist die Belegschaft ein komplizierter Organismus. Ein Aufeinanderabstimmen der Charaktere bis zu übereinstimmenden emotionalen Reaktionen wie in einem Raumschiff gibt es hier nicht. Zwischen den Menschen entstehen besondere, oft sehr komplizierte Beziehungen. Es ist also wichtig, eine sachdienliche gemeinsame Linie des Verhaltens zu finden.

Ich bin vor fünf Jahren in das „Dynamo“-Werk gekommen, besaß keine unmittelbaren Erfahrungen im Bereich der Konstruktion, strebte aber eine solche kreative Tätigkeit an. Ich wurde als Konstrukteur dritten Grades – die unterste Stufe – in der Abteilung des Chefkonstruktors eingestellt. Im betrieblichen Kollektiv lebte ich mich schnell ein: Die Atmosphäre war gut, die Kollegen waren mir wohlgesonnen, auch viele meiner ehemaligen Kommilitonen arbeiteten hier. Zunächst hatte ich mit der Entwicklung von Bremsmagneten und Steuerpulten für Kräne zu tun. Innerhalb der Abteilung gibt es zwar eine Spezialisierung nach Erzeugnissen, aber man befaßt sich auch mit allgemeintechnischen Problemen. Wen ich auch um Rat fragte, jeder war hilfsbereit. Diese Offenheit und die kameradschaftliche Unterstützung bedeuten sehr viel, sie fördern die Entfaltung kreativer Fähigkeiten. Drei Jahre später wurde ich Leiter einer Gruppe, nach einem weiteren Jahr stellvertretender Leiter des Konstruktionsbüros, das sich auf die Entwicklung von Kranapparaturen spezialisiert.

Jeder für alle und alle für jeden – so lautet das moralische Prinzip der sozialistischen Gesellschaft. Es gilt auch in unserem Betrieb. In dieser Atmosphäre gedeihen Vertrauen, Kameradschaftlichkeit und Bereitschaft zur gegenseitigen Hilfe zwischen den Menschen und einzelnen Gruppen. Selbstverständlich streiten wir uns, was aus konkretem Anlaß nützlich sein kann. Mit manchem gehen auch die Gefühle durch, einem reißt die Geduld, aber es kommt deshalb nicht zu unüberbrückbaren Konflikten. Unsere Partei und die Gewerkschaft sind zur Stelle, um einen besonders pedantischen oder einen allzu aufbrausenden Menschen, einen übereifrigen Administrator oder einen gleichgültigen Bürokraten zu korrigieren.

Gleichgültigkeit ist für die Belegschaft eines sozialistischen Betriebs besonders unerträglich. Ein gleichgültiger Mensch pfeift auf alles – auf den Kummer oder die Freude eines Kollegen, auf die Aufgaben und das Ansehen des Betriebs. Gleichgültige Menschen lassen wir nicht in Ruhe. Sie werden nicht gefeuert, denn sie sind ja auch für einen anderen Betrieb kein „Geschenk“. Wir suchen nach Wegen, wie sie zu ändern, stärker in das Leben des Kollektivs einzubeziehen sind, wir versuchen, sie für die Aufgaben des Betriebs und der Gesellschaft zu motivieren.

Wir haben jetzt in allen Betrieben die sogenannte Bewegung der Erzieher. Eingearbeitete Fachleute und Stammarbeiter übernehmen die Patenschaft für ihre jungen Kollegen, geben ihre Erfahrungen und Kenntnisse weiter, nehmen auch moralischen Einfluß auf sie. Diese Erzieher sind keine Ammen, die alles verzeihen, sie wenden sich gegen Erscheinungen von Verantwortungslosigkeit, Schlamperei, Grobheit, von Spießbürgertum. Sie fördern die soziale Aktivität und eine kreative Einstellung zur

Arbeit, helfen mit Rat und Tat, geizen auch nicht mit ihrer Zeit, den jungen Kollegen dahin zu bringen, daß er sich als richtiger Eigentümer für alles, was im Betrieb vor sich geht, mitverantwortlich fühlt.

Wir haben voreinander keine Betriebsgeheimnisse. Konkurrenzdenken wie im Kapitalismus kann deshalb nicht aufkommen. Der sozialistische Wettbewerb bezieht jeden ein. Das ist öffentlicher Wettbewerb um hohe Arbeitsleistungen, bessere Qualität in der Produktion, ein Wettbewerb zwischen Abteilungen eines Werkes und darüber hinaus auch zwischen Betrieben. So steht zum Beispiel unser Werk mit der Belegschaft der Leningrader Vereinigung „Elektrosila“ im Wettbewerb: Wir sind Rivalen und zugleich Freunde, besuchen uns gegenseitig, machen uns mit den jeweils fortgeschrittensten Erfahrungen beider Betriebe vertraut. Die Vorteile für alle liegen auf der Hand. Die beruflichen Fertigkeiten der Werktätigen entwickeln sich schneller, die Arbeitsproduktivität steigt, die Gewinne beider Betriebe und das Nationaleinkommen des Staates wachsen rascher. Je höher die Produktionskennziffer des Betriebs, desto höher sind auch die Prämien, desto mehr Mittel stehen für soziale Zwecke bereit – für den betrieblichen Wohnungsbau, für die Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen, für die Entwicklung von Sport und Kultur. Unser Betrieb besitzt ein eigenes Sanatorium, ein Kulturhaus, eine Betriebsakademie, eine Poliklinik, Kindergärten und ein Sommerferienlager. Wir haben unser eigenes Technikum – eine betriebliche Fachschule –, dazu für Fernstudenten eine Filiale der Unionshochschule für Elektrotechnik. Etwa jeder vierte Betriebsangehörige verbringt jährlich seinen Urlaub in einem Erholungsheim oder einem Sanatorium, über 70 Prozent der Plätze werden vergünstigt oder kostenlos bereitgestellt.

Gewerkschaftlich nicht organisiert zu sein – das klingt fremd für uns; der Mensch stünde doch außerhalb der gemeinschaftlichen Interessen. Die Gewerkschaften in der sozialistischen Gesellschaft sollen ja gerade die arbeitenden Menschen zur Mitbestimmung in der Produktion heranziehen, für alle Angelegenheiten von Betrieb und Gesellschaft aktivieren. Auch materiell wäre es von Nachteil, draußen zu bleiben. Der Mitgliedsbeitrag in der Gewerkschaft beträgt ein Prozent des Lohnes, weitere Beiträge sind nicht zu entrichten. Wird einer krank, zahlt ihm die Gewerkschaft je nach Arbeitsjahren ein Krankengeld in Höhe von 60 bis 100 Prozent des Durchschnittslohnes. Nur gewerkschaftlich organisierte Arbeiter haben Anspruch auf vergünstigte oder freie Ferienplätze, auf materielle Unterstützung aus gewerkschaftlichen Mitteln. Schließlich vertritt die Gewerkschaft die Interessen der Werktätigen insgesamt.

Welche Probleme gibt es unmittelbar an meinem Arbeitsplatz? Unser Konstruktionsbüro arbeitet im wesentlichen für Zukunftsprojekte, also für die Produktion von morgen. Das hat Vorzüge für die Kreativität. Wir Konstrukteure und Entwickler sind herausgefordert, über alle Neuerungen auf unserem Gebiet im eigenen Land und in der Welt stets auf dem laufenden zu sein. Wir verfolgen deshalb aufmerksam die periodisch erscheinenden Fachzeitschriften über Erfindungen und Patente. Die technische Bibliothek unseres Betriebs verfügt über einen großen Bestand an Büchern, der laufend ergänzt wird; wir beziehen auch spezielle Publikationen für Patentexpertise, Erfindungswesen und Rationalisierung. Manches läßt jedoch zu wünschen übrig und muß verbessert werden. Die Literatur ist umfangreich, vieles erreicht den einzelnen nicht, zu lange wird die Patentreinheit überprüft. Dieses Problem geht allerdings über den Rahmen unseres Betriebes hinaus. Es wird da schon viel getan, in den einzelnen Industriezweigen wie auch im Maßstab der gesamten Industrie. Die Verbindungen des Betriebs mit der Fachwissenschaft vertiefen sich. Zum „Dynamo“-Werk gehört

jetzt das Unionsforschungsinstitut für Hub- und Transportausrüstung, das sich, wenn man so sagen darf, mit superperspektivischen Entwicklungen befaßt. Auf diese Weise wird die einheitliche technische und organisatorische Richtung für die laufenden Aufgaben des Werkes und für die zukünftige, weit vor uns liegende Perspektive festgelegt. Das muß dazu führen, die Zeit zur Einführung neuerer Technik zu verkürzen und die Qualität von Entwicklungen zu erhöhen.

Die Projektierungstermine sind selbstverständlich immer und bei allen kurz. Welcher Auftraggeber würde auch die Erfüllung seines Auftrags nicht in kürzester Zeit fordern? Der Betrieb arbeitet nach einem mit dem Ministerium abgestimmten und vom Ministerium bestätigten Plan. Er ist verbindlich und wird von der Belegschaft des Werkes erfüllt. Unser Konstruktionsbüro ist aber an einer Kürzung der Termine zur Einführung neuer Projekte interessiert. Die Erzeugnismenklatur des „Dynamo“-Werks ist gegenwärtig zu umfangreich.

In der Stadt Nabereshnyje Tschelny entsteht neben dem weltbekannten Kama-Autowerk auch ein Zweigbetrieb des „Dynamo“-Werks. Ein Teil unserer Erzeugnisse wird auch von anderen Betrieben übernommen. Dadurch läßt sich unsere Produktion stärker spezialisieren. Natürlich wird bei dieser Entwicklung auch die Zahl der Konstrukteure reduziert. Das ist kein schmerzloser Vorgang, obwohl bei uns Rationalisierungsprogramme von langer Hand geplant werden. Und so wissen wir, daß niemand auf der Strecke bleibt und jeder eine gleichwertige Arbeit erhält.

Jedenfalls kennt man in sowjetischen Betrieben weder Ängste noch Vorurteile gegenüber der neuen Technik und Automatisierung. Im Gegenteil. Außer speziellen Instituten und Konstruktionsbüros beteiligen sich auch viele Werktätige in der Produktion an Rationalisierung und Rekonstruktion. Oft sind – auch in unserem Betrieb – Arbeiter die Urheber technischer Neuerungen und Erfindungen, während Ingenieure „lediglich“ ihre Mitautoren sind.

Neue Technik und neue Technologien heben die Tätigkeit von Arbeitern und Ingenieuren auf ein neues berufliches Niveau. Die moderne Produktion braucht hochqualifizierte Spezialisten, und morgen werden die Anforderungen an einen Ingenieur noch weit höher sein. Nicht jeder möchte sich aber wieder auf die Schulbank setzen und umlernen. Doch das ist ein Gebot der Zeit, die ständige Qualifizierung und Weiterbildung ist unausbleiblich und obligatorisch. Sie erfolgt bei uns auf staatlicher Grundlage.

So haben wir in unserer Branche ein Programm der Weiterbildung, Lehrgänge mit zweimonatigem Unterrichtsprogramm. Jährlich nehmen zwei oder drei unserer Konstrukteure an diesem Lehrgang in Leningrad teil. Sie bekommen die Reisekosten erstattet und beziehen weiter ihren Lohn. Die gleiche Regelung besteht auch in anderen Branchen.

Mein Kollege, der Kommunist Leo Mayer, ist für den Sozialismus; er sieht: Nur so sind die Probleme in der Bundesrepublik Deutschland zu lösen. Ich wurde 1976 in die kommunistische Partei aufgenommen, bin also noch ein junger Kommunist. Ich bin aus diesen Gründen für den Sozialismus: Ich lebe im Sozialismus, für ihn hat mein Vater mit der Waffe gekämpft, mir und meinen Angehörigen sichert er einen stabilen Platz im Leben, und ich sehe, wie durch den Aufbau und die Festigung des Sozialismus das Leben des sowjetischen Volkes in allen Bereichen immer besser wird. Ich bin für den Sozialismus, weil er meinem Sohn die helle, klare Zukunft gewährleistet, von der der Begründer des Sowjetstaates, Wladimir Iljitsch Lenin, gesprochen hat.

Christine Preiß Die Zwerge kommen

Rationalisierungsinstrument Neue Technik

Schon auf den Gewerkschaftskonferenzen der frühen sechziger Jahre gab es gewichtige Stimmen gegen den konzertierten Versuch, Produktionszuwachs durch Automatisierung gleich Wirtschaftswachstum und dieses gleich „Wohlstand für alle“ zu setzen. Die Warner schienen indes Unrecht zu haben. Vor allem die erwartete „Freisetzung“ von Arbeitskräften wurde zunächst kompensiert und überkompensiert durch den Bedarf einer allgemein stark expandierenden Wirtschaft. So dominierten bis Mitte der sechziger Jahre in der massenmedial vermittelten Diskussion über Technik und Automation vor allem Soziologen und Sozialphilosophen. Diskutierten die einen die Entwicklung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts unter dem Aspekt der möglichen Aufhebung der Entfremdung oder des Entstehens einer „neuen Arbeiterklasse“, so entdeckten die anderen darin die Gefahr einer entindividualisierten Massengesellschaft, die vom Sachzwang der Technik beherrscht wird.

Erst seit 1966/67, als die Krisenhaftigkeit des BRD-Kapitalismus offensichtlich wurde und durch den erstmals systematischen Einsatz arbeitssparender Technologien und raffinierter arbeitswissenschaftlicher Methoden zur Leistungssteigerung große Rationalisierungseffekte erzielt werden konnten, wurde den sozialen und insbesondere beschäftigungspolitischen Auswirkungen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts mehr und mehr Aufmerksamkeit geschenkt. In dieser Zeit entstanden die ersten Rationalisierungsschutzabkommen. Dennoch waren die Gewerkschaften in der Folgezeit, unter den Bedingungen erneuten Wirtschaftswachstums und der damit verbundenen Möglichkeit, „freigesetzte“ Arbeitskräfte in anderen Branchen unterzubringen, nicht in dem Maße gefordert, ihre grundsätzlich bejahende Position zum technischen Fortschritt zu überdenken oder gar in Zweifel zu ziehen. Rationalisierung und Automation galten aufgrund ihrer produktivitätssteigernden Wirkung durchaus als legitime Mittel zur Förderung des wirtschaftlichen Wachstums. Seit der nun Jahre dauernden, bisher schwersten Krise der BRD, mit dem Millionenheer von Arbeitslosen, unausgelasteten Kapazitäten bei gleichzeitig forciertem Erschließung immer neuer Rationalisierungspotentiale in Produktion und Verwaltung, werden auch in den Gewerkschaften zunehmende Zweifel an der spezifisch kapitalistischen Entwicklungs- und Anwendungsform der Produktivkräfte laut. Gerade der Widerspruch zwischen der ungeheueren Produktivitätssteigerung auf der einen und der wachsenden Existenzbedrohung der Arbeiter und Angestellten auf der anderen Seite macht es zunehmend erforderlich, die Analyse der Entwicklungstendenzen und -möglichkeiten der Technik zu den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in Beziehung zu setzen.

Wohin geht die technische Entwicklung?

Auf der Technologie-Tagung der IGM im letzten Jahr wurde eingeschätzt, daß in den nächsten 10 Jahren in der Produktion technologische Innovationen vorherrschen werden, die insbesondere eine Steigerung des Automationsgrades und eine Veränderung der technischen Organisationsstruktur nach sich ziehen.¹ Charakteristisches

Merkmal dieses technologischen Strukturwandels ist der Übergang von Mechanik bzw. Elektromechanik zur Elektronik.

Da es sich vorwiegend um produktionstechnische Innovationen, im Gegensatz zu produkttechnischen, arbeitsplatzschaffenden Innovationen handelt, ist mit einer wachsenden Arbeitsplatzvernichtung zu rechnen.

Das spektakulärste Produkt dieser Entwicklung ist der Mikroprozessor, landläufig auch „Chip“ genannt. Darunter versteht man ein Halbleiterbauelement, ein Siliziumkristall, in dem bis zu 100 000 Bauelemente zu elektronischen Schaltungen integriert sind.² Der Mikroprozessor, so zeigten es die Fachmessen „Interkama“ und „Systems“, wird den Markt erobern. In gezielten Präsentations- und Werbefeldzügen der Herstellerfirmen wird der Mikroprozessor als *die* technische Errungenschaft gepriesen: sein Können sei nahezu unbegrenzt, seine Leistungsfähigkeit bisher unübertroffen, sein Einsatz universell möglich, sein Vormarsch somit unaufhaltsam.

Jeder von uns wird in Zukunft – meist ohne es zu wissen – von ihrer Leistung, von ihren Funktionen abhängig sein. Überall werden sie uns begegnen, jene winzigen, ungeheuer „intelligenten“ Zwerge, deren triumphaler Siegeszug nicht nur zu einer technologischen Umwälzung verschiedenster Wirtschaftszweige führen, sondern auch weitreichende Veränderungen in Bereichen unseres privaten Lebens nach sich ziehen wird.

Er „arbeitet“ zum Teil schon heute in unserer Uhr, in der Waschmaschine, im Kühlschrank, im Telefon, in den Verkehrsampeln, in der Registrierkasse und lenkt unbeschriebene Produktionssysteme wie z. B. Walzstraßen und automatische Herstellungsverfahren in der Chemie. Er kann also rechnen, steuern, regeln, messen, analysieren, kombinieren. Der Mikroprozessor ist keine Neuentdeckung, sondern die konsequente Weiterentwicklung der Elektronik und Datenverarbeitung. Mit dem Mikroprozessor, dem vorläufigen Höhepunkt der technischen Entwicklung, steht die qualitative Umwälzung der Elektronik, der Computertechnik und der Automation bevor. Begünstigt wird der Vormarsch des Mikroprozessors durch eine Vielfalt von Faktoren, die – sich zum Teil gegenseitig bedingend – insgesamt Ausdruck des gegenwärtig bei uns erreichten Niveaus der Produktivkräfte sind, wie z. B. der Stand der EDV, der Grad der Miniaturisierung und der Integration sowie das Entwicklungsniveau der Software.³

Einzug hat der Mikroprozessor bisher in jene Industriezweige gehalten, in denen traditionell die Fein- und Elektromechanik vorherrschte, z. B. in der Uhrenindustrie und dem Elektrogerätebau.

Neben den vielfältigen Einsatzmöglichkeiten, der störungsfreien Funktionsweise ist wohl der niedrige Preis eines der schlagendsten Argumente für die Umstellung auf Mikroelektronik. Mußte ein Anwender 1965 noch rund 1 DM pro Funktion bezahlen, so war es 1975 nur noch ein Pfennig. Danach dürfte der Preis 1985 nur noch ein Zehntel oder ein Hundertstel Pfennig betragen.⁸ Der Preisverfall wird deutlich, wenn man sich vorstellt, daß ein fabrikneuer VW heute – in derselben Relation gedacht – nur noch 5 DM kosten würde.⁹

Insbesondere die Miniaturisierung dieser elektronischen Halbleiterbauelemente hat die Voraussetzung für ihre breite Anwendung geschaffen: Einerseits können dadurch Platz-, Material- und Energiebedarf drastisch gesenkt und andererseits die Zahl der unterzubringenden Funktionen ständig erhöht werden. Die Größe dieser Chips steht somit gerade im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Leistungsfähigkeit. An die Stelle von zimmergroßen, tonnenschweren Schaltschränken mit riesigen Kabelstämmen

und Elektroröhren, tritt nun ein winziges, oft nur millimetergroßes Siliziumplättchen, das die gigantischen Vorfahren an Zuverlässigkeit, Sicherheit und Lebensdauer noch dazu weit übertrifft. Hierzu ein Beispiel:

Die Leistung, die vor 30 Jahren der berühmte Computer ENIAC erbrachte – er wog 30 Tonnen und brauchte ein eigenes Gebäude –, erbringt heute ein winziger Chip.⁴ Oder anders ausgedrückt: Enthielt ein elektronischer Baustein 1965 100 Funktionen, so sind es heute bereits 100 000. Bis 1980 soll die Entwicklung so weit fortgeschritten sein, daß bereits 1 Million Funktionen gespeichert werden können.⁵

Hand in Hand mit der Miniaturisierung und der Verbilligung der Elektronik ging der Masseneinsatz der EDV. Heute sind in der BRD etwa 14 000 Universalrechner, etwa 12 000 Prozeßrechner und etwa 100 000 Rechner der mittleren Datentechnik eingesetzt. Der Gesamtaufwand für diesen Computerbestand wird auf weit über 30 Milliarden DM geschätzt.⁶ Dementsprechend optimistisch sind auch die Wachstumsprognosen für die Computerindustrie, was sich auch deutlich in den Bilanzen der Herstellerfirmen wie z. B. Nixdorf und IBM niederschlägt. Nach Aussagen der Diebold Deutschland GmbH kann bis 1980 mit einer Verdreifachung der Umsätze gerechnet werden. Damit würde dieser Industriezweig als expansivster an der Spitze aller Branchen liegen.⁷ Die Euphorie der Herstellerfirmen scheint gerechtfertigt.

Durch die günstigen Bedingungen werden auch kleinere und mittlere Unternehmen in der Lage sein, auf Mikroelektronik umzurüsten. Mit ihnen hoffen die Herstellerfirmen, die bis jetzt noch offene Marktlücke zu schließen. Entscheidend aber ist der Umbruch, den die Entwicklung der Elektroindustrie in anderen Industriezweigen hervorrufen wird, da viele in wachsendem Maße von den Produkten der Elektroindustrie abhängig sein werden. Dies gilt vor allem für die Steuerungs- und Prozeßtechnik, den Kraftfahrzeugbau, den Maschinen- und Gerätebau, die Optik, Informations- und Bürotechnik.¹⁰ Die Umstellung in der Druckindustrie vom Bleisatz auf den elektronisch gesteuerten Fotosatz hat uns nur allzu deutlich vor Augen geführt, wie gravierend die strukturverändernden Auswirkungen sein können.

Druckindustrie nur die Spitze des Eisbergs

Das Exempel Druckindustrie mit 35 000 vernichteten Arbeitsplätzen, die wachsende Zahl der arbeitslosen Angestellten aus Büros und Verwaltungen – sie machen bereits 42,7 Prozent der Arbeitslosen aus – lassen das Ausmaß dieses technologischen Umwälzungsprozesses und dessen soziale und politische Folgen bisher nur erahnen. Wir stehen erst am Anfang der Entwicklung.

Konnten die ökonomischen Schranken durch Großserienproduktion, automatisches Herstellungsverfahren und die hohe Anpassungs- und Ausbaufähigkeit der Elektronik-Hardware weitgehend abgebaut werden, besteht gegenwärtig in der Software noch der einzig hemmende Faktor. Aber auch hier gibt es fieberhafte Aktivitäten der Herstellerfirmen, mit sogenannten praxisorientierten Anwender-Softwarepaketen auf den Markt zu kommen. Stehen einmal derartige Programme zur Verfügung, die den spezifischen Anforderungen der Anwender gerecht werden, so steht der massenhaften Anwendung der EDV in Form sogenannter computerunterstützter Multi-Organisationssysteme in Produktion und Verwaltung nichts mehr im Wege.¹² Ist einmal eine Zentraleinheit (z. B. Datenspeicher) installiert, so kann diese später nach dem Baukastenprinzip, vor allem durch den Ausbau der Peripherie (Bildschirmterminals,

zusätzliche Ein- und Ausgabegeräte und Speicher), mühelos auf die verschiedensten Abteilungen ausgedehnt werden. Einkauf, Buchhaltung, Vertrieb können so beispielsweise mit der computergesteuerten Produktion aufs engste verknüpft werden. Die Devise lautet: Dezentralisierung, d.h. Computerleistungen an jeden Arbeitsplatz!¹³

„Neue Technik“, das bedeutet aber nicht nur, daß herkömmliche Produktionsstrukturen verschwinden, neue Produkte entstehen, sich ganze Industriezweige grundlegend verändern, sondern daß sich auch und vor allem Arbeitsplatzstrukturen und Qualifikationsanforderungen derart ändern, daß die Existenz ganzer Berufsgruppen dadurch in Frage gestellt ist. Überall dort, wo Maschinen oder Automaten exakter, schneller, zuverlässiger und damit kostengünstiger produzieren oder Vorgänge bearbeiten als Menschen, werden sie an deren Stelle treten. Sind es heute vor allem die Setzer, so werden es schon morgen Facharbeiter wie Dreher, Fräser, Schlosser, Werkzeugmacher sein, deren hochspezialisierte Qualifikation nicht mehr gefragt sein wird.

Anhand zahlreicher Beispiele ließe sich belegen, daß dort, wo heute schon Mikroprozessoren Maschinen und Geräte steuern, sich Fertigungstiefe, Fertigungsstufen und Fertigungszeiten sehr zugunsten des Anwenders verändern. Schätzungen gehen dahin, daß sich durch Umstellung auf die „neue Technik“ die Fertigungszeiten im Schnitt um die Hälfte reduzieren lassen.¹⁴ Erforderte die Herstellung eines klassischen elektromechanischen Fernschreibers 75,3 Stunden, so kann ein elektronischer Fernschreiber in 17,7 Stunden hergestellt werden, bei gleichzeitig gesteigerter Leistungsfähigkeit des Geräts.¹⁵ Diese Arbeitersparnis schlägt sich nieder im Abbau von Arbeitsplätzen. Bei der Standard Elektrik Lorenz (SEL), einer bekannten Herstellerfirma dieser Fernschreiber, waren 1975 noch 950 in der Produktion beschäftigt. Durch die technische Umstellung werden dort bis 1980 nur noch 600 Beschäftigte benötigt.¹⁶

Als pure Schönfärberei muß das Gerede von Unternehmen und Elektronikherstellern vom Ausgleich zwischen wegrationalisierten und neugeschaffenen Arbeitsplätzen bei Anwender und Hersteller bezeichnet werden. Tatsächlich sieht das Verhältnis so aus, daß einem neugeschaffenen Arbeitsplatz auf Basis der Mikroelektronik fünf vernichtete Arbeitsplätze auf Basis herkömmlicher Produktionsmethoden gegenüberstehen.¹⁷

Die mit Hilfe der Mikroelektronik erreichte neue Stufe der Automation zeichnet sich gerade dadurch aus, daß nicht nur manuell-handwerkliche, sondern in zunehmendem Maße geistige Routinetätigkeiten von der Maschinerie übernommen werden, da der menschlichen Leistungsfähigkeit, denkt man beispielsweise an die Rechenoperationen, die ein Computer in einer bestimmten Zeit ausführen kann, hinsichtlich Schnelligkeit, Exaktheit und zeitlicher Beanspruchung Grenzen gesetzt sind.¹⁸ Übernimmt nun die Maschinerie derartige Tätigkeiten, so bedeutet das für denjenigen, der sie zu bedienen hat, eine Reduzierung bestimmter vorher von ihm ausgeführter Tätigkeitselemente und entsprechender Qualifikationsanforderungen. Dequalifikation und damit verbunden Lohnneinbußen sind neben dem Arbeitsplatzverlust für viele Arbeiter und Angestellte eine drohende Gefahr. Ein Zuwachs in quantitativer wie qualitativer Hinsicht wird allenfalls bei einigen ohnehin schon höherqualifizierten Tätigkeiten z.B. in Forschung und Entwicklung erfolgen oder bei bestimmten Facharbeitergruppen, die aufgrund ihrer Ausbildung leichter weiterqualifiziert und umgesetzt werden können, als vergleichsweise Hilfsarbeiter. Im Zuge der sich gegenwärtig voll-

ziehenden technologischen Entwicklungsprozesse bleiben dann vor allem jene auf der Strecke, die über keine abgeschlossene Berufsausbildung und längere Betriebserfahrungen verfügen. Das betrifft vor allem Frauen und Jugendliche, die oft nur Hilfstätigkeiten ausführen, da sie meist nur „angelernt“, wenn nicht sogar „ungelernt“ sind.

Vielfältige Maßnahmen der Rationalisierung

Wenn bisher die Technik besonders hervorgehoben wurde, so deshalb, weil sie gegenwärtig das bestimmende, strukturverändernde Produktivkraftelement ist. Das soll und darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß zusätzlich oder begleitend arbeitsorganisatorische und arbeitswissenschaftliche Methoden Anwendung finden. Gerade die gegenwärtige Rationalisierungsstufe ist auch ein Ausdruck für die immer enger werdende, effektivere Verzahnung von Technik und Arbeitsorganisation, die sich in ihrem Einsatz oft gegenseitig bedingen.¹⁹ So setzt z.B. der Einsatz der EDV meist eine bestimmte Organisationsstruktur, beruhend auf der Zusammenlegung bestimmter Abteilungen, deren Spezialisierung und Arbeitsteilung, voraus und wirkt umgekehrt wieder auf diese zurück. Oder anders ausgedrückt: Die in den technischen Mitteln liegenden Potenzen können optimal erst durch eine adäquate Organisationsstruktur entfaltet werden. Ein einfaches, aber einleuchtendes Beispiel ist dafür der zentralisierte Schreibdienst in Büro und Verwaltung.

Oftmals können im Rahmen einer umfassenden Rationalisierungsstrategie einzelne, aufeinanderfolgende oder abgestimmte Schritte und Phasen unterschieden werden. In einer ersten Phase erfolgt meist die Bereinigung der Organisationsstruktur bei gleichzeitigem Einsatz technischer Mittel (EDV, Terminals) und flankierender Maßnahmen zur Leistungsintensivierung, wie z.B. Mengen- und Häufigkeitserfassung, Tätigkeitsbeschreibungen, Multimomentaufnahmen, Zeitstudien. Dabei können sich die technischen Mittel in ihrem Mechanisierungs- bzw. Automationsgrad deutlich unterscheiden. Schreibmaschine, Beleglesegeräte und Textautomaten kommen an je unterschiedlichen Stufen des Arbeitsablaufs „Textverarbeitung“ zum Einsatz.²⁰

In einer zweiten Phase wird durch die Einführung von Managementtechniken und Führungsstilen eine Reorganisation des „sozialen Systems“ angestrebt. Zielsetzung eines derartig komplexen Rationalisierungssystems, dessen einzelne Elemente ständig weiter ausgebaut und verfeinert werden, ist, eine der Zentralisierungs- und Konzentrationstendenz entsprechende Organisationsstruktur zu schaffen.

Maßnahmen wie Aufgabenstrukturanalyse, Stellen- und Tätigkeitsbeschreibungen in Verbindung mit neuen Techniken setzen an den objektiven Bedingungen der Organisation und der jeweiligen Arbeitsaufgabe an und dienen der organisatorisch-funktionalen Integration. Dagegen werden Managementtechniken und neue Führungsstile im Sinne einer aktiv-kreativen Integration der Mitarbeiter wirksam. Sie zielen darauf ab, die subjektiven Potentiale zu erschließen, um auf diesem Weg eine erhöhte Leistungsbereitschaft und Identifikation zu erzielen. Der Beschäftigte soll durch die Illusion eines erweiterten Handlungsspielraumes, etwa in Form der „Delegation von Verantwortung“ oder der „Mitformulierung“ von Zielsetzungen, so motiviert werden, daß er aus eigener Initiative mehr Engagement und Leistung erbringt. Für die Betroffenen in Produktion wie Verwaltung ist diese Entwicklung gleichbedeutend mit einer Steigerung der Arbeitsintensität.

Angestellte aus Büro und Verwaltung besonders betroffen

Neben der in allen Bereichen deutlich spürbaren Verschlechterung der Arbeitsbedingungen, ist die Massenarbeitslosigkeit bei Angestellten auffälligstes Merkmal der Krise.

Mit dem Einsatz aller zur Verfügung stehenden technischen wie arbeitsorganisatorischen Mittel versuchen private Unternehmer und Staat, vor allem der „Kostenexplosion“ in Büro und Verwaltung energisch zu begegnen.

Nachdem der unmittelbare Fertigungsbereich bereits seit Jahrzehnten systematisch auf Rationalisierungsreserven hin „durchforstet“ wurde, rücken die der Produktion vor- bzw. nachgelagerten oder sie begleitenden Funktionen in den Mittelpunkt der Rationalisierungsstrategien. Dort sind fast ausschließlich oder überwiegend Angestellte beschäftigt.

Auf der betrieblichen Ebene sind das vor allem die Bereiche Einkauf, Materialbeschaffung, Arbeitsvorbereitung, Leitung, Überwachung, Vertrieb und Abrechnung. Überbetrieblich konzentrieren sich die Angestelltenfunktionen vor allem auf die Bereiche Bildungs- und Gesundheitswesen, Forschung und Entwicklung, Handel und Dienstleistungen, staatliche und kommunale Verwaltung. Hier werden überall große Leistungsreserven vermutet.

Als besonders rationalisierungsentensiv gilt gegenwärtig der Bereich Büro- und Verwaltungsarbeit, dessen Produktivität pro geleisteter Arbeitsstunde im Vergleich zum Fertigungsbereich weit hinterher hinkt. So soll in den vergangenen 70 Jahren die Produktivität in der Produktion um 1000 Prozent gestiegen sein, in den Büros dagegen nur um 50 Prozent.²¹

Ein zentraler Bereich der Büro- und Verwaltungsrationalisierung ist die Textverarbeitung. Hier treten die negativen Auswirkungen auf die Beschäftigten besonders deutlich zutage. Unter Textverarbeitung sind, laut Definition des Verbandes für Textverarbeitung, folgende Arbeitsschritte zu verstehen: das Konzipieren, Formulieren, Diktieren und Schreiben, das Reproduzieren, Transportieren und Archivieren von Texten einschließlich der entsprechenden Vordruckgestaltung sowie die Organisation all dieser Tätigkeiten. Rund 10 Millionen Arbeitnehmer sind in der BRD mit Textverarbeitungstätigkeiten befaßt: Über 2 Millionen führen nur reine Schreibarbeiten durch, 3 Millionen arbeiten als Diktierer bzw. Korrespondenten. Der Kostenaufwand für den Bereich Textverarbeitung pro Jahr wird auf 150 Milliarden geschätzt.²² Um diesen Kostenaufwand drastisch zu reduzieren, kommen heute „integrierte Systeme“ zum Einsatz, die eine Kombination unterschiedlichster Rationalisierungsmethoden darstellen.²³ Zu den vielen Möglichkeiten, die Textverarbeitung produktiver zu organisieren, gehört erstens die Verringerung der Schreibarbeiten durch: Verwendung von Vordrucken, Stempeln, Texthandbüchern; Urschriftverkehr; verstärkter Einsatz von Schreibautomaten; Phonodiktat usw., und zweitens die bessere Nutzung technischer Hilfsmittel durch: Diktiergeräte; zentrale Schreibdienste; Bildschirmtext-Automaten.²⁴ Heute steht die Einführung der Textautomaten erst am Anfang. Bisher stehen nur 35 000 Textautomaten in den Büros der BRD, damit ist – nach Angabe der Herstellerfirmen – nur eine Marktsättigung von 1,2 Prozent erreicht.²⁵ Schwierigkeiten bestehen bis jetzt noch in einer Verbindung von Text- und Datenverarbeitung. Aber die Fusion von Textverarbeitung und Datenverarbeitung kommt – sie steht als neueste Rationalisierungsstufe bevor. Mit dem Einsatz der computergesteuerten Textverarbeitung werden aber in wachsendem Maße auch qualifizierte Tätigkei-

ten, wie die der Sekretärinnen oder der Sachbearbeiter, standardisiert und kontrolliert.²⁶

Allein durch die Einrichtung der zentralen Schreibdienste können heute schon gewaltige Einsparungen erzielt werden. Da die einzige Tätigkeit im Schreiben besteht, andere Tätigkeiten wie Organisieren, Botendienste u. a. völlig entfallen, kann die Anschlagsleistung pro Tag immens gesteigert werden; von durchschnittlich 10 000 auf 50 000. Durch Prämiensysteme können in verschiedenen Fällen sogar Leistungen bis zu 100 000 Anschlägen herausgepreßt werden. Diese Maßnahme kostet den Unternehmer keinen Pfennig, da das vorhandene Schreibmaschinenpotential allein durch diese organisatorische Veränderung optimal genutzt werden kann.²⁷

Die Einführung von Textautomaten hat zunächst eine Analyse des Schriftguts zur Voraussetzung. Die ermittelten programmierfähigen Standardformulierungen, die als sogenannte Textbausteine nun beliebig kombinierbar sind, werden zu einem Handbuch zusammengefaßt. Solche Textbausteine, die mit Zahlen oder Codes versehen werden, entsprechen inhaltlich der Gliederungsstruktur eines Briefes. Sie stehen für Einleitung, Sachverhalt, Folgerung, Aktion. Mit Hilfe des Texthandbuchs gibt der Sachbearbeiter nur noch die Ziffern der Bausteine an und den individuellen Text, z. B. Name, Datum, Konto-Nr. usw.

Der ausführliche Briefformat wird vom Automaten angefertigt. die Schreibkraft hat allein noch die Aufgabe, die individuellen Daten einzutippen. Anfallende Korrekturen können über ein Bildschirmgerät, das den vollen Text wiedergibt, mühelos eingefügt werden. Über sogenannte Schnelldrucker wird der vollständige Text dann ausgegeben.²⁸

Mit dieser „fabrikmäßigen“ Organisation der Büro- und Verwaltungsarbeit, die „Schwachstellen“ und Leerlaufzeiten beseitigt, können Personaleinsparungen bis zu 30 Prozent erzielt werden.

Wer heute das Glück hat, einen Arbeitsplatz zu besitzen, ist so großen Belastungen ausgesetzt, daß mit ernstesten gesundheitlichen Schäden, vor allem für ältere Arbeiter und Angestellte, zu rechnen ist. Gerade die Angst um den Arbeitsplatz wird von den Unternehmern schamlos ausgenutzt, um noch mehr Leistung zu erpressen. Aber die letzten Arbeitskämpfe haben deutlich gezeigt, daß die arbeitende Bevölkerung unseres Landes immer weniger bereit ist, das tatenlos hinzunehmen. Die Gewerkschaftsforderungen brachten zum Ausdruck, daß ein „Konstruktionsfehler“ der Volkswirtschaft – wie Eugen Loderer es auf der Technologie-Tagung der IGM formulierte – nicht mehr allein mit Lohn- und Einkommenspolitik zu beseitigen ist. Die letzten Streikaktionen, die als Reaktion auf die kapitalistische Anwendung von Wissenschaft und Technik zur Rationalisierung und Intensivierung der Arbeit zu interpretieren sind, haben gezeigt, daß sich die Aktivitäten der Arbeitenden immer mehr auf die Gesamtheit der Arbeits- und Existenzbedingungen beziehen. Unvermeidlich, daß den Arbeitenden damit auch der Gegensatz zwischen ihrer Rolle und Verantwortung im Produktionsprozeß und ihrer gesellschaftlichen Stellung im Kapitalismus, nämlich Objekt der Ausbeutung zu sein, bewußt wird.

²¹ Vgl. Lothar Scholz, Strukturprobleme und ihre Überwindung durch Innovationspolitik als Vollbeschäftigungspolitik, in: Technologie-Tagung 1977, Strukturelle Arbeitslosigkeit durch technologischen Wandel? Schriftenreihe der IG Metall, Nr. 72, S. 87 ff.

²² Werner Dostal, Klaus Köster, Mikroprozessoren – Auswirkungen auf Arbeitskräfte? In: Mitteilung der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 2/77, S. 243 ff., auch Lothar Peter, Neue Technik und die Folgen ihrer kapitalistischen Anwendung, in: Marxistische Blätter 2/78, S. 21 ff.

²³ Vgl. Werner Dostal, Klaus Köster, Mikroprozessoren ..., a. a. O., S. 244.

- ⁴ Vgl. Werner Oehl, Technische Revolution im Bürobereich, in: Die Quelle 1/78, S. 21.
⁵ Vgl. SZ 23./24. März 1978, Eine technische Revolution als Nebenprodukt.
⁶ Vgl. Ulrich Briefs, Vom qualifizierten Sachbearbeiter zum Bürohilfsarbeiter? Zu den Auswirkungen der EDV auf die Arbeitsbedingungen der Büroangestellten, in: WSI Mitteilungen 2/78, S. 84.
⁷ Argument Sonderband 7 Projektgruppe Automation und Qualifikation: Automation in der BRD, S. 197.
⁸ Vgl. SZ 23./24. März 1978, a. a. O.
⁹ Vgl. Werner Oehl, Technische Revolution..., a. a. O., S. 21.
¹⁰ Vgl. SZ 10. 8. 1977, Mikroprozessoren gelten zu Unrecht als „Job-Killer“.
¹¹ Ulrich Briefs, Der Wandel in den Büros – Auswirkungen von Krise und Arbeitslosigkeit auf die Angestellten und die Büroarbeit, in: WSI-Mitteilungen 4/77, S. 223–231; ders.: Arbeitslosigkeit unter Angestellten – Aspekte einer langfristigen Krisenentwicklung in der BRD; in: WSI-Mitteilungen 2/76, S. 84–93.
¹² Vgl. Computerwoche, Die aktuelle Wochenzeitung für die Computerwelt, Nr. 40 vom 30. 9. 1977, Textverarbeitung: Die Herausforderung an die EDV.
¹³ Systems Express vom 18. 10. 1977, Systems als Symbol der Dezentralisierung.
¹⁴ Friedrich Baur, Technologische Trends und ihre Auswirkung auf die Lage der Beschäftigten, in: Technologie-Tagung..., a. a. O., S. 24.
¹⁵ Karl-Heinz Jansen, Der Fortschritt darf nicht zu unseren Lasten gehen, in: Der Gewerkschafter 5/76, S. 10.
¹⁶ Vgl. SZ vom 23./24. März 1978.
¹⁷ Eugen Loderer, Strukturelle Arbeitslosigkeit durch technologischen Wandel? Technologie-Tagung 1977..., a. a. O., S. 10.
¹⁸ Vgl. Argument Sonderband 7, Automation in der BRD.
¹⁹ Vgl. Lothar Peter, Neue Technik..., a. a. O., S. 25.
²⁰ Werner Oehl, Rationalisierung in Büro und Verwaltung, in: Die Quelle 2/77, S. 61.
²¹ DGB-Bundesvorstand, Abteilung Angestellte, Rationalisierung im Büro, S. 4.
²² Vgl. Dieter Noth, Werner Oehl, Gudrun Trautwein-Kalms, Angestellte bevorzugte Objekte der neuen Rationalisierungswelle, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 6/77, S. 361.
²³ Vgl. Lothar Peter, Neue Technik..., S. 25 ff.
²⁴ Vgl. Computerwoche..., a. a. O., S. VIII–IX.
²⁵ Ebenda, S. VIII.
²⁶ Vgl. hierzu besonders Ulrich Briefs, Vom qualifizierten Sachbearbeiter..., a. a. O.
²⁷ Vgl. Dieter Noth u. a., Angestellte, a. a. O., S. 362.
²⁸ Ebenda.

Ein Streik gegen die Zukunft?

Die Perspektiven der Produzenten und die neue Technik in der Druckindustrie

Der Vorsitzende der Industriegewerkschaft Druck und Papier, Leonhard Mahlein, bewertete den Arbeitskampf in der Druckindustrie vor zwei Jahren so: „Unsere Kollegen sind bewußter geworden. Sie haben gelernt, die kapitalistischen Wölfe im Schafspelz der sozialen Marktwirtschaft mit anderen Augen zu sehen als vor dem Streik... Dieser Streik hat gezeigt, wer das Grundrecht auf Meinungs- und Informationsfreiheit besitzt und bedroht.“ Mahlein qualifiziert denn „die Flut von Briefen, telefonischen Beleidigungen und Unterstellungen, ja selbst von Bombendrohungen, die auch vor Familienangehörigen nicht haltmachen“: „Da nannte man uns ‚KZ-Schweine‘ oder sagte: ‚Man hat vergessen, euch zu vergasen.‘ Dies zeigt in erschreckendem Maße, wieviel faschistisches und nazistisches Gedankengut noch bei den Menschen der Bundesrepublik vorhanden ist. Diese Fülle der uns zugegangenen Drohungen kann man nicht mehr verharmlosen. Sie sind wohl ein Alarmzeichen.“ (Nach: UZ, 19. Juni 1976)

Ohne Zweifel sind die Arbeitskämpfe der letzten Jahre härter geworden und haben vielen Arbeitern und Angestellten manche Illusion über die „soziale Marktwirtschaft“ genommen. Auch während der Arbeitskämpfe in diesem Jahr kam es zu Drohungen gegen Gewerkschafter. Die Verbreitung faschistischer und nazistischer Propaganda in Büchern, Filmen und Schallplatten hat gegenüber 1976 enorm zugenommen. Die Folgen derartiger „Geschäfte“ sind wie eh und je haß- und vorurteilsgeladene Ressentiments gegen die gesamte Arbeiterbewegung – genau der rechte Hintergrund für die Aussperrung.

Andererseits kann man feststellen, daß das Verständnis in der Bevölkerung für die Probleme der jüngsten Arbeitskämpfe größer geworden ist. Exemplarisch für diese Entwicklung war 1978 der Kampf der Drucker, Setzer und Journalisten und ihrer Gewerkschaft um tarifliche Absicherungen bei der Einführung neuer Techniken, deren Problematik durchaus begriffen wurde – die Massenarbeitslosigkeit mußte hier nicht erst interpretiert werden.

Gewachsen ist dabei das Erkenntnis, man müsse sich gegen Hetze und Lügen in den Medien der Unternehmer zur Wehr setzen und mit eigener Kraft eine durch Unternehmerpropaganda irreführende Bevölkerung aufklären. Arbeiter und Angestellte haben die Materialien ihrer Gewerkschaft, Zeitungen, Flugblätter, Flugschriften von Versammlungen mitgenommen und in ihren Wohngebieten verteilt. Als sichtbares Zeichen der Sympathie wurde die rote Plakette „Solidarität“ getragen. An den Informationsständen der Gewerkschaft gaben Passanten dafür beachtliche Solidaritätsspenden, bei Versammlungen von Organisationen der Arbeiterbewegung war es selbstverständlich, die Streikenden und Ausgesperrten durch Spenden zu unterstützen.

Vor zehn Jahren setzten vor allem Studenten mit der Losung „Enteignet Springer“ die Demokratisierung der Großverlage auf die Tagesordnung. 1978 haben Verleger und ihre leitenden Redakteure demonstriert, was hierzulande unter Pressefreiheit zu verstehen ist: Sicherung der Profite und Täuschung der Bevölkerung. Die Forderung nach grundsätzlichen Änderungen der privatwirtschaftlich strukturierten Zeitungsverlage und anderer Medienkonzerne fand vor allem unter den im Arbeitskampf ste-

henden Arbeitern und Angestellten ein lebhaftes Echo. Exemplarisch dafür war der starke Beifall für die Rede Detlef Henschels vor über 3000 Kollegen, die am 14. März 1978 zur Streik- und Ausgesperrtenversammlung der IG Druck und Papier in den Münchner Pschorr-Keller gekommen waren. Die Reaktion des Publikums – München war ein Schwerpunkt des Arbeitskampfes – zeigte, daß die Äußerungen des Gewerkschaftsfunktionärs, der neben Leonhard Mahlein am meisten bössartigen Diffamierungen der bürgerlichen Presse ausgesetzt war, uneingeschränkte Zustimmung bei den Kollegen fanden.

Detlef Henschel ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig:

„Seit mehr als zweieinhalb Jahren liegen unsere Forderungen auf dem Tisch. Seit mehr als zweieinhalb Jahren verlangen wir Verhandlungen, die uns die Unternehmer ein Jahr lang abgelehnt haben. Und dann verhandeln wir seit dem Jahreswechsel 1976/77 ein Jahr ohne Streik. Ich muß hinzufügen: Ohne Ergebnis. Dann scheiterten die Verhandlungen, auch die Schlichtung scheiterte. Ende Januar, Anfang Februar dieses Jahres erklärten die Unternehmer, daß sie gar nicht mehr mit uns verhandeln wollen. Drei Wochen lang haben wir uns den Mund fusselig geredet, haben an die Verbände appelliert, an den Verhandlungstisch zurückzukommen. An 130 Unternehmer und Verleger haben wir persönliche Schreiben gerichtet und sie aufgefordert, sie sollten sich mal bei ihren Verbänden dafür einsetzen, daß wir wieder verhandeln können. Alles ohne Streik und alles ohne Erfolg. Nachdem dies so abgelaufen ist, blieb gar keine andere Wahl als Streik. Und wenn sie heute hergehen und sagen, verhandeln können wir aber erst dann, wenn Sie den Streik zurücknehmen, so kann unsere Antwort nur sein: Ohne Streik verhandeln konnten die Kameraden zweieinhalb Jahre. Das hatten sie abgelehnt. Jetzt geht es nur mit Streik.“

Über das Täuschungsmanöver der Verleger bei der Schlichtung in Nürnberg – die Unternehmer gingen darauf zum Schein ein, um gleichzeitig im Vorzimmer des Bundeskanzlers in Bonn die politische Schlichtung in die Wege zu leiten – sagte Detlef Henschel:

„Was dort in Nürnberg in vier Stunden stattgefunden hat, war schlechter als ein mittelmäßiger Wildwestfilm. Die Karten waren noch nicht verteilt, und schon zogen die Verhandlungsführer der anderen Seite, wie ein verheimerter Django, die Pistole und versuchten uns zu erpressen. Es hieß, wir sollten sofort den Streik aussetzen, andernfalls würden wir heute ausgesperrt. Kollegen, selbstverständlich haben wir das abgelehnt. Und daraufhin verhängten die Herren die Aussperrung. Das sind dieselben, die in Anzeigen und Erklärungen uns vorwerfen, daß wir angeblich einen Vernichtungstreik führen. Nein, diese Herren führen einen Vernichtungskampf gegen Tausende von Arbeitern und Angestellten, die man auf die Straße setzt und gegen die Gewerkschaft aufhetzen will. Das sind dieselben, die in übler Demagogie von Geiselnahme reden und es sind dieselben, die die wirtschaftliche Existenz von Tausenden als Geisel einsetzen, um die IG Druck und Papier in die Knie zu zwingen. Liebe Kolleginnen und Kollegen, laßt mich das vorausschicken: Wir werden auch vor dem Versuch dieser bundesweiten Aussperrung nicht zurückweichen. Und wenn die Herren von der anderen Seite die totale Konfrontation haben wollen, so sollen sie die haben.“

Unter ebenso starkem Beifall erklärte Detlef Henschel in seiner Rede: „Dieser Streik ist die einzige Waffe in unseren Händen, und uns bleibt kein anderer Weg, als die Arbeit niederzulegen, wie wir es jetzt tun, wenn wir unsere berechtigten Forderungen nach sicherer Existenz durchsetzen wollen. Auch dieses sollen wir dem Leser deutlich sagen: Was ist denn der tageweise Verzicht auf eine Zeitung gegen den Verlust der Ar-

beitsplätze und des Berufs auf ewig? ... Und sollte es zu dieser totalen Konfrontation der bundesweiten Aussperrung im Druckbereich und dann im Metallbereich kommen, so ist dies auch die Stunde der totalen Abwehr des DGB und seiner Gewerkschaften. Ich hatte während der Aussperrung in einer anderen Streikversammlung zu reden: Dort sagte mir ein Kollege: Die Unternehmer sperren die Arbeiter aus. Wann schaffen wir den umgekehrten Fall? Kollegen, der umgekehrte Fall würde sicherlich nicht befristet sein – sondern auf ewig.“

Die Vertreter des Kapitals reagierten ebenso unmißverständlich. Die Mäntelchen und Mätzchen klassenharmonischer Redner und Schreiber waren nicht mehr nötig. Stellvertretend für die Führungsspitzen der bürgerlichen Presse demonstrierte das *Hans Heigert*, Vorsitzender in der Chefredaktion der *Süddeutschen Zeitung*, als er das Stichwort ausgab: „Ein Streik gegen die Zukunft.“ Für Heigert sind Solidaritätsbündelungen „dummlich“, der Kampf arbeitender Menschen um ihre Zukunft verletzt „Grundbedingungen des demokratischen Lebens“ (SZ vom 21. März 1978). Für Hans Heigert waren schon 1975 „Überlegungen angesichts einer neuartigen Herausforderung“ aktuell – nämlich: „Ist Demokratie noch zeitgemäß?“ (SZ vom 12./13. Juli 1975). Und so eindeutig er zu wissen vorgibt, was sich gegen die Zukunft richtet, so viel Unklarheiten hat Hans Heigert mit der Vergangenheit: „... es ist schwierig, das, was Nationalsozialismus war und ist, präzise zu definieren“ (SZ vom 5. Juni 1970).

Doch was soll's, am Ende vermißt Heigert sogar – welcher Gipfel des Demokratieverständnisses! – den Widerspruch eines Gegners: „Ausgerechnet die ‚Mediengewerkschaft‘ hat über diese Folge ihres Kampfes kein Wort verloren“ (SZ vom 21. März 1978).

Natürlich ist in allen Chefredaktionen bekannt, daß es noch keine Organisation „Mediengewerkschaft“ gibt. Wie gut indes, den Lesern mitteilen zu können, diese, oh Graus, habe sich gar nicht zum Arbeitskampf geäußert. Die Heigerts irren allerdings, wenn sie verbreiten, diejenigen, die seit Jahren die Bildung einer Mediengewerkschaft fordern, hätten „ausgerechnet“ zum Druckerstreik geschwiegen.

So war es in München am 14. März 1978 zu einer Solidaritätsveranstaltung gekommen, an der sich – über die Kerngruppen einer künftigen Mediengewerkschaft hinaus – wichtige gewerkschaftliche Organisationen beteiligten: *Deutsche Journalisten Union*, *Verband deutscher Schriftsteller*, *IG Druck und Papier*, *Rundfunk-, Film- und Fernsehunion*, *Gewerkschaft Kunst*, *DGB Bildungswerk*, *DGB-Kreis München*, *Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen*. Das Thema lautete: *Kollege Computer, Gefahren neuer Technik für die Arbeitsplätze? Fortschritt in der Sackgasse?*

Schon bei einer Fachtagung des DGB-Bildungswerkes Bayern, die gemeinsam mit den Landesverbänden der IG Druck und Papier, der Gewerkschaft Kunst und der RFFU zum Thema „Rationalisierung, Reglementierung und Konzentration im Medienbereich – kommt die Mediengewerkschaft?“ veranstaltet wurde (31. Januar und 1. Februar 1978 in Birkenstein) hatte sich Jakob Deffner, Landesvorsitzender des DGB in Bayern, zu diesen Fragen geäußert. In seinem Referat unterstrich er die Grundsätze des DGB bei der Verteidigung der öffentlich-rechtlichen Struktur von Funk- und Fernsehen sowie der Unabhängigkeit und Freiheit der Mitarbeiter in den Medien; er betonte die nach wie vor bestehende Forderung nach Mitbestimmung und Abschaffung des Tendenzschutzparagraphen. Es sei auch nicht mehr tragbar, daß der DGB etwa nur auf einen Vertreter in den Rundfunkräten Anspruch habe, wenn man

dagegen die Vertreter anderer „gesellschaftlich relevanter Gruppen“ betrachte, die nur einen winzigen Bruchteil von Bürgern repräsentierten. Deffner verwies auch darauf, daß man die privatwirtschaftliche Form der Zeitungsbetriebe nicht als Tabu ansehen dürfe: denkbar seien auch vergesellschaftete Formen. Jakob Deffner schloß: „Medienpolitik hat nicht nur für die unmittelbar betroffenen Gewerkschaften Bedeutung, sondern für den gesamten DGB-Bereich. Man muß sich auf die eigenen Kräfte besinnen, im DGB das gesamtgesellschaftliche Problem der Medienpolitik verdeutlichen und die wichtigsten Forderungen in alle Gewerkschaften hineinragen. Die Schaffung einer Mediengewerkschaft, die hohe Priorität besitzt, muß den organisatorisch davon Betroffenen plausibel gemacht werden. Auf dem Sektor der Medienpolitik werden Grundsatzfragen der Demokratie verhandelt. Das muß allen klar gemacht werden.“

Die Dokumentation der folgenden Aufsätze, Reden und Diskussionsbeiträge soll veranschaulichen, wie weit die Einflüsse neuer Technologie im Konkreten reichen, und bislang isoliert voneinander Tätige dazu veranlassen, gemeinsam nach einer Alternative zu suchen, die neue Techniken nicht zum Feind der Arbeitenden werden läßt.

Friedrich Hitzer

Christa Becker/Waltraud Bierwirth Wenn die Elektronik kommt...

Erfahrungen bei der Einführung eines rechnergesteuerten Textsystems in einer Zeitungsredaktion – am Beispiel NRZ

„Nein, es wird ganz sicher kein ‚backing‘ im Blei geben.“ Diese „Sicherheit“ hatte WAZ-Konzern-Chef Günter Grotkamp den NRZ-Redakteuren bereits im Mai 1977 in Redaktionskonferenzen und auf einer Betriebsversammlung gegeben. „backing“ – so nennen die Computer-Euphoriker in den Redaktionen, die mit Wonne Elektroniker-Neudeutsch zelebrieren, den Rückhalt im altgewohnten Bleisatz. Der nämlich könnte als Rettungsanker dienen, wenn das „rechnergesteuerte Textsystem“ zusammenbricht.

Den Rettungsanker also sollte es nicht geben. Entsprechend wurde den NRZ-Redakteuren auch Pioniergeist anempfohlen. „Cross the bridge, when you come to it“ war im Sommer 77 Lieblingsspruch des NRZ-Chefredakteurs Jens Feddersen, dessen zweiter Leitsatz „Wer zuviel weiß, schreibt schlecht“ inzwischen sogar Eingang in eine Jubelzeitung zu seinem 50. Geburtstag fand und sicher einiges beiträgt zur Erklärung, wieso bei der NRZ die Elektronik so Einzug halten konnte, wie sie es dann auch tat.

Als Hintergrund der so frühzeitigen Umstellung der NRZ auf ein „rechnergesteuertes Textsystem“ ist ein Blick zurück in Sachen Pressekonzentration unerlässlich. Die NRZ, als sie noch in der selbständigen Rheinisch-Westfälischen Verlagsgesellschaft erschien, wurde im Lohnauftrag beim Axel Springer Verlag in der Sachsenstraße, gleich neben dem NRZ-Haus, satz- und drucktechnisch hergestellt. Springer hatte zu einem Zeitpunkt, als die NRZ noch völlig ungefährdet durch Fusion schien, den bis

Ende 77 terminierten Druckvertrag gekündigt. Ein normaler Vorgang, der zu einem Vertrag mit neuen Konditionen führen sollte. Doch es kam anders: Zum Jahreswechsel 75/76 wurde die NRZ, wie ein Jahr zuvor schon die *Westfälische Rundschau*, mit dem Segen des Bundeskartellamts dem WAZ-Konzern eingegliedert. Die Verhandlungen mit Springer wurden härter. Die Belegschaften hegten monatelang den Verdacht, daß es bereits längst nicht mehr um eine Verlängerung des Druckauftrags ging, sondern nur noch um Grotkamps Wunsch, Gebäude von Springer zu übernehmen. Ziel: Das WAZ-Gelände an der Essener Sachsenstraße der Bedeutung des Konzerns entsprechend zu arrondieren. Im zwischenzeitlich bekanntgewordenen Fusionsvertrag kann man nachlesen, daß die Belegschaft von Springer, Sachsenstraße (deren Arbeitsplätze entscheidend vom NRZ-Auftrag abhingen), den richtigen Riecher hatte: „Sobald und soweit die technische Herstellung von Ausgaben der NRZ oder von Teilen der technischen Herstellung (Satz und/oder Druck) nicht mehr der Axel Springer Verlag-AG obliegt, ist die WAZ-KG berechtigt und verpflichtet, sie zu besorgen.“

Bildschirme auch in Außenredaktionen

Grotkamp ließ eine neue Rotation aufbauen, um den Druck der NRZ sicherzustellen. Alsdann wurde beschlossen, die NRZ als Versuchskaninchen in das Experiment Elektronik zu schicken. Eine hektische Reisetätigkeit leitender Herrschaften aus Verlag und Redaktion setzte ein. Experten tauchten auf und stellten „Systemvergleiche“ an. Schließlich wurde gekauft:

1. Ein Redaktionssystem aus Computer mit Lichtsatzanlage und Bildschirmgeräten (26×26 cm), die „on-line“, das heißt rechnerabhängig arbeiten, für die Essener NRZ-Zentrale;
 2. ein System von Hewlett-Packard für die Außenredaktionen, das überhaupt nicht für den Redaktionsbetrieb konzipiert, offenbar aber besonders preisgünstig zu haben war. Diese Geräte bestehen ebenfalls aus kleineren Bildschirmen (13×26 cm) mit Tastatur. Die Texte werden auf Magnet-Kassetten gespeichert, die über Datenfernübertragung (DFÜ), also ein Telefon mit Zusatzgerät, in den Zentralrechner in Essen gesendet werden;
 3. Ausdrucker, mit denen man sich die in den Computer eingegebenen, immateriellen Texte auf Papier ausdrucken lassen kann.
- Ohne weiteres wäre es möglich gewesen, die Satzherstellung der NRZ – denn es bleibt Satzherstellung, nur mit anderem Gerät – von Fachkräften produzieren zu lassen. Selbst damit hätte der Konzern zusätzliche Profite erwirtschaften können, da die Kapazität der Lichtsatzanlage die Satzherstellung im Blei bei weitem übertrifft. Doch dies erschien dem Management nicht „systemgerecht“. In Verhandlungen um eine Betriebsvereinbarung konnte lediglich vorab klargestellt werden, daß Redakteure nicht gezwungen werden konnten, etwas anderes als ihre eigenen Texte in die „Videoschreibmaschinen“ (Arbeitgeberausdruck für die Bildschirmgeräte) einzugeben.

Arbeitsplatzvernichtung

Stark gefördert wurde die Einführung der neuen Technik nach Arbeitgeberart auch durch die Struktur des Konzerns. Im Springer-Betrieb, der nur im Lohnauftrag für die NRZ arbeitete, konnte die Vernichtung von Arbeitsplätzen im Betrieb Sachsenstraße, der zu rund 70 Prozent durch die NRZ ausgelastet war, ohnehin nicht verhindert werden. Dort gab es einen Sozialplan, dort gab es Angebote, in Hamburg, Ah-

rensburg oder anderswo weiterzumachen, oder sich umschulen zu lassen, oder auch, vorzeitig den Abschied zu nehmen. Der WAZ-Konzern wiederum ist so strukturiert, daß weder ein Gesamt- noch ein Konzernbetriebsrat möglich ist. Die Kollegen in der WAZ-Technik waren im Sommer 77 noch nicht unmittelbar betroffen: Sie produzierten die WAZ – die erst im zweiten Zug, wahrscheinlich in diesem Jahr, „umgestellt“ wird – weiterhin im Blei. Einige wenige Kollegen konnten sich bereits umschulen lassen und im Lichtsatz und in der Montage für die NRZ arbeiten.

Qualifikation: Tippen

Ebenfalls in der WAZ wurde ein „Schreibpool“ eingerichtet, der aus „Gründen der Humanisierung der Arbeitswelt“ später in „zentraler Redaktionsschreibdienst“ umgetauft wurde. Hier wurden Frauen eingestellt, von denen eine einzige Qualifikation erwartet wurde: Sie müssen superschnell tippen können – für vier Stunden am Tag. Diese Frauen wie auch die Kolleginnen und Kollegen in der telefonischen Redaktionenaufnahme übernehmen einen nicht unbeträchtlichen Prozentsatz der Satzherstellung für die NRZ.

„Spielphase“

Weitere Zielvorstellung des Verlags: Den größten Teil der Texte sollten die Redakteure selbst eingeben. Zum „Abbau psychologischer Hemmungen“ wurden nach ersten Schulungen sogar „Spiel- und Motivationsphasen“ einkalkuliert. Zunächst aber wurde „geschult“, ab Mai fünf Stunden für jeden Redakteur. Mehr oder weniger widerwillig, schließlich auch neugierig, wurden die Möglichkeiten der Geräte erkundet. Der Spieltrieb wurde gefördert, die positiven Seiten waren – zunächst – offensichtlich. Ein „schönes Schreibgefühl“ stellte sich bei vielen ein. Wenig verwunderlich eigentlich, denn die Tastatur reagiert ähnlich wie bei einer elektrischen Schreibmaschine – durchaus ein Punkt, den man unter der Rubrik Lustgewinn mit addieren konnte. Waren doch bisher die Außenredaktionen mit mechanischen Schreibmaschinen meist älterer Bauart ausgestattet. Von dieser Übungsphase her war allerdings nur schwer nachzuvollziehen, wie die Auswirkungen in der täglichen Redaktionspraxis später sein würden.

Diskutiert wurde viel in den ersten Monaten vor und während der Umstellung auf die elektronisch gesteuerte Zeitungsproduktion. Grundsätzliche Kritik allerdings überlebte so gut wie nie den ersten Ansatz der Diskussion. Diese wurde durch zwei Argumente überlagert – auch im Kollegenkreis:

1. Gegen technischen Fortschritt kann man nichts machen. Wir wollen keinen Heizer auf der E-Lok.
2. Wir müssen es schaffen, daß die NRZ spätestens ab 1. Januar 1978 in neuer Produktionsweise voll funktioniert, sonst ist die Zeitung weg vom Fenster und damit unsere Arbeitsplätze.

Die Möglichkeit des WAZ-Konzerns, jederzeit bei einem Ausfallen der NRZ – durch welche Gründe auch immer – entsprechend höhere Auflagen der WAZ drucken und an Leser vertreiben zu lassen, ist seit der Fusion in den Redakteursköpfen tief verankert. Ansätze zu inhaltlicher Diskussion konterte die Chefredaktion mit Hinweisen auf die USA, „wo sich keiner mehr vorstellen kann, ohne Bildschirmgeräte zu arbeiten“.

Da nach der ersten Einweisung einige Monate vergingen, bis die Redaktionen ab Au-

gust stufenweise mit Bildschirmgeräten ausgerüstet wurden, war es für Kritiker schwer, den Beweis für ihre These anzutreten.

Vorteil auf dem Arbeitsmarkt?

Was bringt Redakteure dazu, zusätzliche technische Tätigkeiten zu übernehmen und damit den Schriftsetzern Arbeitsplätze wegzunehmen?

Hier standen im Widerspruch einmal die Bereitschaft zur Solidarität mit den Kollegen aus der Technik – nicht zuletzt noch herrührend aus dem Arbeitskampf 1976 – und der Reiz, mit neuer Technik das eigene Produkt bis weit in den Produktionsbereich hinein selbst kontrollieren zu können. Nicht zu vergessen der Prestigegewinn, an einem sehr teuren, aufwendigen Gerät arbeiten zu können. Nicht zuletzt auch die Angst, beruflich abqualifiziert zu sein, wenn man „den Zug verpaßt“. Schließlich tauchten in diesen Monaten bereits in den Fachzeitschriften für Journalisten die ersten Stellenanzeigen auf, in denen „elektronikerfahrenen“ Redakteuren vorzugsweise Anstellung versprochen wurde. Die „Pionierleistung NRZ“, wie die Umstellung von der Chefredaktion verkauft wurde, versprach schließlich auch Vorsprung vor der Kollegen-Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt.

Betriebsvereinbarung – Tarifvertrag

Erschwert wurde die innerbetriebliche Regelung der Einführung neuer Techniken auch durch die sich Mitte 1977 ohne erkennbare Ergebnisse hinschleppenden Tarifverhandlungen um die neue Technik. Der Betriebsrat versuchte, eine Betriebsvereinbarung auszuhandeln, um für die Übergangszeit bis zum Abschluß eines Tarifvertrages innerbetrieblich klare Verhältnisse zu schaffen. Die Verlagsleitung andererseits hatte ein empfindliches Interesse daran, Fakten zu schaffen, um die Verhandlungen zwischen den Tarifparteien in ihrem Sinn zu beeinflussen.

Versuche, Fachkräfte der Druckindustrie per Betriebsvereinbarung in der Redaktion für bestimmte Tätigkeiten, die nicht zum Berufsbild des Journalisten gehören, einzusetzen, scheiterten an der Struktur des Konzerns. Dafür – so wurde eiskalt erwidert – sei der NRZ-Betriebsrat nicht zuständig, da in diesem Teil des Konzerns keine Kollegen aus der Technik beschäftigt seien. Ein gesetzliches Problem, das auf juristischem Weg nicht zu lösen war.

Besetzungsregelungen und Fragen nach der Arbeitszeit mußten in diesen Verhandlungen ebenfalls ausgeklammert werden. Der Arbeitgeber war hier – offenbar unter dem Einfluß seines Verbands – nicht bereit, Forderungen des Betriebsrats hinzunehmen, die auch im Vertragsentwurf der IG Druck und Papier standen. Als schließlich die Tarifvertragsverhandlungen wieder anliefen, wurden die diversen ausgetauschten Entwürfe auf Eis gelegt. Zu offensichtlich war inzwischen geworden, daß eine Vereinbarung für einen einzelnen Bereich – hier die Redaktion – wenig geeignet war, die abteilungsübergreifenden Probleme in den Griff zu bekommen. NRZ-Redakteure stärkten mit Resolutionen die IG Druck als ihre Interessenvertretung – zuletzt mit einem mehrstündigen Warnstreik am 9. Februar 1978.

Ein Warnstreik, den man als „Gegendarstellung“ der Betroffenen verstehen kann gegen die Propaganda von NRZ-Chefredakteur Feddersen im Verleger-Organ *Die Zeitung*. Dort wie auch auf öffentlichen Veranstaltungen – wie den Hamburger Medientagen – hatte er versucht, den Eindruck zu erwecken, die Redakteure der NRZ seien der Einführung begegnet wie Fünfjährige, denen der Weihnachtsmann die erste elektrische Eisenbahn unter den Baum gestellt hat.

Notfalls nur der Vorspann

Der Einzug der Bildschirmterminals in die Redaktionen ab August 1977 brachte schlagartig und von heute auf morgen Veränderungen. Betroffen von der „neuen Technik“ waren nicht nur die Redakteure in sämtlichen 16 Lokalredaktionen und den Ressorts in der Mantelredaktion, ebenso betroffen waren auch die vielen „festen“ freien Mitarbeiter in den Redaktionen.

Sichtbarste Zeichen der Veränderung waren die neue Organisation der Arbeit, gekoppelt mit einer Formatumstellung des Blattes, Ganzseitenspiegel, neue Schrifttypen und Schriftarten. Dies allein hätte auf die inhaltliche Arbeit noch keine Auswirkungen gezeigt, wenn nicht gleichzeitig neue Kriterien im Aufbau eines Artikels zu Richtlinien hochstilisiert worden wären. Als grundsätzliche Notwendigkeit – resultierend aus dem Wegfall der technischen Herstellung – wurde postuliert: „Ein Artikel muß sich jeweils von unten absatzweise kürzen lassen.“ Unter Verweis auf die Möglichkeit einer jeweils „wachsenden“ Anzeige wurde dies als obligatorische Notwendigkeit herausgestellt. Auf die Spitze getrieben, heißt das in der Praxis: „Unter Umständen muß der Vorspann allein ausreichen“.

Relativ kritiklos wurden diese neuen Kriterien, die mit einer notwendigen Anpassung an die neue technische Herstellung erklärt wurden, vom größten Teil der Redakteure zunächst geschluckt. Im Vordergrund stand der tägliche Zwang, die Produktion der nächsten Ausgabe pünktlich abzuschließen. Nach inhaltlichen und gesundheitlichen Auswirkungen der Bildschirmarbeit konnte in der ersten Phase der Einführung der Geräte nicht gefragt werden.

Zur praktischen Anwendung stand das rechnergesteuerte Satzsystem, das zwangsläufig einen Lernprozeß in Gang setzte. In den Redaktionen war die tägliche Diskussion zunächst von den Angeboten dieser neuen Technik bestimmt. Da wurde jongliert mit freistehenden Emblemen, halb- oder vierspaltigem Satz, der Möglichkeit des Kondensierens der Überschriften und der verschiedenen Schrifttypen. Dies verleitete Chefredakteur Feddersen zu der Aussage: „Die neue Technik macht den Kollegen Spaß.“ Als sichtbaren Beweis legte er die Ausgaben vor und merkte an: „So bunt und graphisch vielseitig sah die Zeitung noch nie aus.“

Rüffel von oben

Die Faszination der Bildschirmarbeit erhielt aber sehr schnell einen Dämpfer. Gerüfelt wurde von oben: „Ich erwarte von jedem NRZ-Redakteur einwandfreie Beherrschung der Orthographie und der Interpunktion.“ Gewaltig gestiegen waren nämlich die Fehler im Blatt. Nicht selten kam es vor, daß Leser empört einen korrigierten Zeitungsausschnitt in die Redaktion schickten und anmerkten: „14 Fehler in einem Bericht sind entschieden nicht tragbar.“

Volle Wirkung zeigte nämlich schon bald, daß eine Zeitung ohne die bis dato übliche Korrektur nicht auskommen kann. Es sei denn, die Redakteure übernehmen die Aufgaben der völlig eliminierten Korrektoren. Daß dies auf Kosten der journalistischen Arbeit und der Gesundheit geht, zeigte die Praxis. Einig waren sich die Redakteure bereits in einer Betriebsversammlung im Oktober, als in einer Resolution an die Verlagsleitung und die Chefredaktion die übliche Korrektur durch Fachkräfte der Druckindustrie wieder verlangt wurde. Vergebens!

Die knüppeldicke Schelte von oben, die indirekt die Frage nach der Qualifikation stellte, hatte indes zur Folge, daß sich das Problem der neuen Technik in einer neuen Qualität stellte. Und problembewußter als bisher programmierten die über 110 Re-

dakteure der NRZ jeden Morgen ihre Terminals, die zum Teil von der technischen Qualität her sehr zu wünschen übrig lassen. Äußerst karg und sparsam – nach den Notwendigkeiten der Datenerfassung – sind nämlich die Terminals in den 16 Lokalredaktionen ausgelegt, die rechnerunabhängig (off-line) bedient werden. Im Gegensatz zu den Terminals der Zentralredaktion ist der Bildschirm der Hewlett-Packard-Geräte wesentlich kleiner, die Buchstabengröße nicht regulierbar, das Schriftbild im schwarz-weißen Negativkontrast härter und die Störanfälligkeit für Programmfehler größer.

Streß bleibt

Daß die journalistische Arbeit am Bildschirmterminal mit einer negativen Langzeitwirkung verbunden ist, erfuhren die Redakteure in den Wochen nach der Umstellung auf die Elektronik. So legte sich die Hektik und der Streß, die zunächst mit der Einführung der neuen Organisation des Arbeitsablaufs erklärt wurden, keineswegs. Auch die Beherrschung der neuen Computersprache führte nicht wieder zur gewohnten journalistischen Arbeitsweise.

Wie sehr die Elektronik in die journalistische Arbeitsweise eingreift, erfährt zur Zeit jeder Redakteur, der mehr als nur eine kurze Meldung oder einen Text, der umzuschreiben ist, in den Bildschirm formuliert. Inhaltliche Auswirkungen zeigt die neue Technik jeweils bei längeren Berichten wie Reportagen, Kommentaren, Kritiken oder analytischen Darstellungen. Automatisch zwingt das Schreiben auf den Bildschirm zu einer schnelleren Arbeitsweise. Das Arbeitstempo wird von der Frequenz des Bildschirmblinkers vorprogrammiert. Und ohne es bewußt zu wollen, werden Zusammenhänge oft verkürzt dargestellt. Stilistische Feinheiten fallen weg. Komplizierte Zusammenhänge werden nicht mehr so aufgefaltet, wie dies notwendig wäre. Arbeitspausen am Bildschirm (während eines Artikels) sind so gut wie ausgeschlossen. Über den einmal formulierten Sachverhalt wird nicht mehr reflektiert, und die Ungeduld, möglichst schnell fertig zu werden, um vom Bildschirm wegzukommen, führt zu einer Minderung des journalistischen Niveaus. Hinzu kommt, daß der Schreiber nicht mehr seinen gesamten Text sichtbar vor Augen hat. Unmittelbaren Zugriff hat der Journalist jeweils nur auf den zuletzt geschriebenen Absatz. Um den Anfang eines Artikels neu zu lesen, müssen erst umfangreiche Manipulationen am Bildschirm vorgenommen werden.

Verändert haben sich auch die üblichen Gepflogenheiten nach dem Abfassen des Textes. Fast gänzlich verschwunden ist die früher redaktionsübliche Praxis, noch einmal einen Artikel gegenlesen zu lassen. Denn nach dem Formulieren des eigenen Textes hat der Schreiber das mühselige und anstrengende Geschäft der Korrektur zu bewältigen. Und ebenso mühsam, anstrengend und zeitraubend ist für einen Kollegen das Lesen des Textes des anderen.

Der Zwang und das Bewußtsein: „Du darfst dir keinen Fehler leisten“ haben das Klima in den Redaktionen mit verändert und geprägt. In erster Linie drückt die neue Technik dem Klima in den Redaktionen einen neuen „Gütestempel“ auf. Und der heißt jetzt: mehr Hektik, mehr Anspannung und mehr Streß. Denn voll zu Buche schlagen die Auswirkungen der Bildschirmarbeit.

Augenkrankheiten

Vermutlich lassen sich erst in einer Langzeituntersuchung die gesundheitlichen Auswirkungen der Bildschirmarbeit exakt messen und feststellen. Nach dem bisherigen

Stand der Forschung ist erwiesen – und dies sagen sämtliche Gutachten übereinstimmend aus –, daß sich lange Tätigkeit am Bildschirmgerät negativ auf die Augen auswirkt. Was in diesem Fall unter „langer Tätigkeit“ verstanden wird, ist bei den verschiedenen Gutachtern unterschiedlich. Dies hängt auch mit der Gesamtzeit der zu verrichtenden Arbeiten am Bildschirm zusammen. Fest steht, daß nach einer Tätigkeit von 45 Minuten jeweils eine Pause von 15 Minuten notwendig ist und die Gesamtzeit der Arbeit am Terminal vier beziehungsweise sechs Stunden nicht überschreiten darf.

Der zweite Aspekt, der noch weniger erforscht ist, betrifft die möglichen Strahlenschäden, die von der Kathodenstrahlröhre ausgehen. Hier weiß man bisher nur genau, daß Bildschirmterminals Röntgenstrahlen abgeben. Die Stärke der Emission ist unterschiedlich – je nach Gerät. In welchem Umfang die Strahlen zu Gesundheitsschäden führen, ist noch weitgehend unerforscht. (Die Literatur beschränkt sich darauf, Strahlungen zu konstatieren, mögliche Schädigungen indes zu verneinen.)

Aufgrund von massiven Klagen über Beschwerden bei Bedienungskräften von Terminals, die in den Büros der Agenturen *AP* und *UPI* in den USA arbeiten, wurden eine Reihe von Strahlungsmessungen unter staatlicher Aufsicht durchgeführt. Die Messungen wurden an den Terminals von Harris bei *UPI* und Hendrix bei *AP* vorgenommen. Beide Testreihen zeigten keine Strahlungspegel oberhalb der in den USA zulässigen Dosen an. Kurz und bündig lautete das Ergebnis: Anhand der Untersuchungen kann deshalb gefolgert werden, daß es keinen Grund gibt zu der Befürchtung, der Umfang an ausgehenden Röntgenstrahlungen von Bildschirmgeräten stelle eine Gefahr für das Bedienungspersonal dar.

In der Bundesrepublik sehen sich weder Gewerbeaufsicht, Berufsgenossenschaft noch das Landesamt für Umweltschutz und Strahlenschutz in der Lage, die Stärke der Röntgenstrahlungen an den im Einsatz befindlichen Geräten zu überprüfen. Die Einhaltung der Bestimmungen „muß der Hersteller nachweisen“.

Vermutlich dürfte aber auch hier erst eine Langzeituntersuchung bei einer größeren Personengruppe signifikante Ergebnisse bringen. Weit aus der Handlung sind da schon die ersten Ergebnisse über die Folgen der Bildschirmarbeit auf die Augen. Und dieses Problem erschöpft sich keineswegs darin, daß sich der Redakteur vom Augenarzt eine lichtabsorbierende Brille verpassen oder die Stärke der Brillengläser korrigieren läßt. Untersuchungen haben ergeben, daß bis zu einem Drittel aller Angestellten Sehfehler haben, die entweder überhaupt nicht oder nur ungenügend korrigiert sind. Fest steht auch, daß vorhandene Augenfehler durch die Bildschirmarbeit verschärft werden. Beeinflusst vom richtigen Sehen wird jedoch das allgemeine Befinden. Und eine der häufigsten Ursachen von sogenannten „Bürokrankheiten“ resultiert aus Überanstrengung der Augen und Sehmüdigkeit. Das Phänomen, das vielleicht am schwierigsten als ein Symptom der Bildschirmarbeit nachgewiesen werden kann, ist Ermüdung. Diese Ermüdung ist in der täglichen Praxis jedoch zu beobachten. Besonders in den Nachmittagsstunden, wenn visuelle Ermüdung und Streß sichtbar werden. Die visuelle Ermüdung durch die Arbeit am Bildschirm läßt sich durch leicht meßbare Faktoren festmachen: Blendung des Bildschirms, Kontraste und Raumbeleuchtung spielen hier eine Rolle. Und sämtliche Negativ-Faktoren sind zur Zeit in jeder Redaktion vorhanden. Ohne Rücksicht auf die vorhandenen Räumlichkeiten wurden die Geräte aufgestellt, so daß mitunter erst aufgrund der angemeldeten Beschwerden beispielsweise Fußböden, die sich statisch aufladen, ausgewechselt werden mußten.

Brechreiz

Die Symptome der Augenübermüdung sind ebenfalls gut bekannt. Zu ihnen gehören Schmerzhaftigkeit, Reizempfinden und allgemeines Unbehagen. Begleitet wird dies von Kopfschmerzen, Abgespanntheit, Brechreiz und verschiedenen psychologischen Reaktionen.

Von Arbeitsmedizinern wurde festgestellt, daß durch Augenübermüdung entstehende Kopfschmerzen unmöglich von jenen unterschieden werden können, die durch überanstrengte Hals- und Nackenmuskeln hervorgerufen werden.

In eine eindeutige Verbindung bringen die Gutachter (wie Prof. Paule Rey, Universität Genf) eine Reihe von Symptomen mit den objektiv feststellbaren Mängeln der Terminals und der Raumumwelt. Diese Forschungsergebnisse korrespondieren mit den feststellbaren Mängeln in den Redaktionen. So stellen die Arbeitsmediziner zum Beispiel heraus, daß die Raumbeleuchtung nicht höher als 300 Lux bei der Arbeit am Terminal sein darf. Für Schreibtischarbeit ist diese Stärke indes viel zu gering. Die Realität in den Redaktionen: unzureichende Ausstattung der Arbeitsplätze.

Zu ihrem Tarifgehalt, das der größte Teil der *NRZ*-Redakteure erhält, haben sie mit der Einführung der neuen Technik noch zwei traditionelle Berufe übernehmen müssen: den des Setzers und den des Korrektors. Bezahlt wird ihnen dafür keine müde Mark mehr. Gestiegen ist dagegen die Arbeitsintensität, die Arbeitszeit – sofern Recherchen und Stil beibehalten werden –, und drastisch erhöht hat sich der Streß. Die gesundheitlichen Schäden sind bereits jetzt sichtbar. Nach vier Monaten Praxis mit den Bildschirmgeräten gibt es eine Reihe von Kollegen, die über Augenschmerzen klagen, größere Lichtempfindlichkeit (Tränenfluß), Unwohlsein, mehr Kopfschmerzen und größere nervliche Anspannungen. Gestiegen ist auch der Verbrauch an Schmerzmitteln und Psychopharmaka in den Redaktionen.

Der neue Tarifvertrag

Mit einem der härtesten Arbeitskämpfe in der Geschichte der Bundesrepublik wurde inzwischen ein Tarifvertrag erkämpft. Neben der wichtigen Existenzsicherung für die Schriftsetzer wird darin auch die Arbeit der Redakteure an Bildschirmgeräten genau umrissen. Wichtigste Regelungen:

- Ärztliche Untersuchungen werden zwingend vorgeschrieben.
- Die Bildschirmgeräte müssen bestimmten Mindestanforderungen im Hinblick auf gesundheitliche Belastungen entsprechen (individuelle Kontrastregelung, Zeichengröße, Blendfreiheit, Strahlenschutzsicherheit); die Arbeitsplätze müssen den Notwendigkeiten der Bildschirmarbeit angepaßt werden.
- Arbeit am Bildschirmgerät darf von Redakteuren nur zum Lesen und Redigieren verlangt werden. Die Eingabe eigener Texte kann von ihnen nur insoweit verlangt werden, als es sich um deren erstmalige Niederschrift handelt und eine entsprechende Tätigkeit vor Einführung des rechnergesteuerten Textsystems redaktionsüblich war.

Gerade die Beschränkung der Redakteursarbeit bietet die Chance, daß die Möglichkeiten der Elektronik von der Redaktion da genutzt werden, wo sie wirklich Vorteile für die Arbeit bieten, ohne dabei die Arbeitszeit der Redakteure in so hohem Maße mit technischen Funktionen zu belasten, daß die Zeit für Recherchen und andere eigentliche journalistische Aufgaben schrumpft. In Verlagen, in denen die neue Technik bereits eingeführt ist – wie zum Beispiel bei der *NRZ* –, wird es nun Aufgabe der Redakteure und Betriebsräte sein, sich mit Hilfe

des Tarifvertrages Freiräume von technischer für journalistische Arbeit zurückzugewinnen. Freiräume, die nötig sind, um dem Anspruch an inhaltliche Qualität wieder gerecht werden zu können.

Literatur:

1. David J. Hart, IFRA: „Die menschlichen Gesichtspunkte bei der Arbeit mit Bildschirmterminals“.
2. *druck und papier*, Zentralorgan der Industriegewerkschaft Druck und Papier, Nr. 3 und 5 aus 78/ Jahrgang 116.
3. Deutscher Gewerkschaftsbund, Bundesvorstand: „Automation und Angestellte“.
4. *Die Zeitung*, Organ des BDZV, Nr. 1/78.
5. *Welt der Arbeit*, Nr. 3/78.

Ein Unternehmerflugblatt

(Ohne gesetzlich vorgeschriebenes Impressum)

Die Münchner Tageszeitungen informieren:

An unsere Leser!

München, den 14. März 1978

München ist nun in der dritten Woche ohne Zeitungen. Die SÜDDEUTSCHE ZEITUNG und die ABENDZEITUNG werden seit dem 27. Februar bestreikt, „unbefristet“. MÜNCHNER MERKUR, tz sowie BILD München stellten aus Solidarität mit den bestreikten Zeitungen und wegen des fairen Wettbewerbs ihr Erscheinen ein. Infolge der Weigerung, eine gemeinsame Notzeitung herzustellen, sahen sich die nichtbestreikten Häuser später auch zur Aussperrung ihrer in der Technik beschäftigten Arbeitnehmer gezwungen.

Die Münchner Zeitungsverlage haben keinen Anlaß zu diesem Streik gegeben, auch die Gewerkschaft bestreitet das nicht. Die IG Druck und Papier will mit ihren Schwerpunkstreiks in einigen Städten eine bundeseinheitliche Regelung der zukünftigen Arbeitsbedingungen für Setzer und Metzeure erzwingen, die über das hinausgeht, was die Gewerkschaftsvertreter Ende Januar bereits angenommen hatten. München ist für sie nun lediglich ein Faustpfand.

Inzwischen wurde neu verhandelt. Die Arbeitgeber boten dabei für Setzer und Metzeure eine Besitzstandsgarantie bis zum Rentenalter an. Eine derartige Einkommensgarantie gibt es, mit Ausnahme des öffentlichen Dienstes, nirgendwo.

Doch die Vertreter der IG Druck und Papier forderten etwas anderes, nämlich eine Garantie dafür, nur Fachkräfte der bisherigen Technik auch an den einfacheren elektronischen Geräten zu beschäftigen, ohne Rücksicht auf die Berufschancen anderer Arbeitnehmer. Und sie waren nicht bereit, vor einer Einigung die Schwerpunkstreiks auszusetzen. Daraufhin entschieden sich die Arbeitgeber, die 14 Tage zugewartet hatten, zur bundesweiten Aussperrung. Dies war unausweichlich zur Abwehr der willkürlichen Punkstreiks der Gewerkschaft, mit denen die Existenz einzelner Verlags Häuser und ihrer Mitarbeiter bedroht wird.

Die Münchner Zeitungen bedauern, daß dieser Streik die Informationsmöglichkeit der Bürger, die Kommunikation zwischen Inserenten und Interessenten verhindert.

Die Verluste gehen tief in die Substanz.

Dies ist allein von der IG Druck und Papier zu verantworten.

MÜNCHNER MERKUR
SÜDDEUTSCHE ZEITUNG
ABENDZEITUNG
BILD München
tz

Ernst Späth

Betriebsratsvorsitzender, Stellvertretender Vorsitzender der IG Druck und Papier, Ortsverein München:

Für uns ist dieser Tarifikampf der entscheidendste in der Nachkriegsgeschichte, und er steht stellvertretend für alle anderen Gewerkschaften im DGB. Warum? Die Arbeitgeber wissen sehr wohl, welche Auswirkungen die neue Technik auf uns Arbeitnehmer haben wird. Sie sind nicht bereit, in der Öffentlichkeit Farbe zu bekennen und zu sagen: Der Facharbeiter – nicht nur der Schriftsetzer – soll wegrationalisiert werden durch den Einsatz von Mikroprozessoren neuer Technik. Die Arbeitgeberseite versucht mit allen Mitteln, uns in die Knie zu zwingen. Der Süddeutsche Verlag hat heute beim Arbeitsgericht München eine einstweilige Verfügung beantragt. Hier wird ein Urteil angestrebt, wonach unser Streik rechtswidrig sei. Monatelang hat dieser Verlag vorgegeben, er wolle verhandeln und auf betrieblicher Ebene eine Vereinbarung treffen. Hat man geheuchelt oder gelogen? Im Schriftsatz für die einstweilige Verfügung ist nämlich nachzulesen, daß der Schriftsetzer, der Auffassung des Verlages nach, nicht mehr benötigt werde.

Wir wissen seit längerem, daß die neue Technik von den Unternehmern dazu benutzt wird, den neuen Arbeitsplatz schlechter zu entlohnen und sogenannte K-Gruppen einzuführen. Das wären Angestellte, die weitaus niedriger eingruppiert werden sollen als Facharbeiter. Hinzu käme, daß alle Zuschläge, die wir in jahrelangen Kämpfen bei Facharbeitern durchsetzen konnten, wegfallen würden: Entschädigungen für Sonntagsarbeit, Überstunden, Nachtschichten usw. Denn in dem vorgesehenen Angestelltenbereich gibt es keine solchen Vereinbarungen.

Weiterhin versuchen die Arbeitgeber, die IG Druck und Papier mattzusetzen, zunächst finanziell. Zum zweiten Mal wird eine bundesweite Aussperrung praktiziert. Wir stellen fest, schon beim ersten Mal brachten die Arbeitgeber nicht den dafür nötigen Zusammenhalt in den eigenen Reihen auf. Auch der zweite Versuch ist bisher nicht geglückt. Ein Beispiel aus München, einem Zentrum unseres Kampfes. Als Antwort auf den Schwerpunkstreik (Süddeutscher Verlag) haben ausgesperrt das Pressehaus Bayerstraße, wo tz und *Münchner Merkur* gemacht werden, und das Buchgewerbehaus (*Bild* München), dazu zehn Betriebe mit insgesamt 1000 organisierten Kollegen. Kein einziger Großbetrieb hat ausgesperrt. Offenbar gibt es schwerwiegende Diskrepanzen, so daß nach unserer Auffassung auch diese Aussperrung nicht zum Erfolg führen wird.

Wir gehen davon aus, daß die neue Technik in absehbarer Zeit etwa 20 000 Schriftsetzer und Maschinensetzer wegrationalisieren wird, wenn wir uns nicht durchsetzen. Aber auch andere Berufssparten werden davon betroffen sein, so im Bereich der

Reprotechnik und des Drucks. Fest steht – und das ist eine Aussage von der Arbeitgeberseite –, daß spätestens in zehn Jahren im grafischen Bereich der Reprotechnik und des Satzes kein Facharbeiter mehr beschäftigt sein wird.

Diese Zahlen sprechen für sich. Sie beweisen auch, daß die Tarifierung, unter welchen Bedingungen an diesen neuen Geräten gearbeitet und wie diese Arbeit bezahlt wird, von größter Bedeutung ist.

Hans Otto Wiebus

Redakteur, Mitglied des dju-Ortsvereinsvorstands, München

Wie unsere Kollegen aus den technischen Bereichen stellen auch wir uns nicht gegen die neue Technik. Wir sind allerdings dafür, daß die neue Technologie in einer Art und Weise angewandt wird, die uns allen nutzt. Das bedeutet zunächst: Keine Satzeingabe durch Journalisten. Denn jeder Text, den Journalisten selbst eingeben, gefährdet Arbeitsplätze der Setzer, und die Sicherheit der Arbeitsplätze für die Technik ist auch für uns ein zentraler Punkt. Bei den gestrigen Schlichtungsgesprächen haben die Verleger wiederum abgelehnt, was wir tariflich abgesichert haben wollen. Sie beharren auf ihrem Standpunkt, den sie bereits bei **Vorgesprächen – vor dem jetzigen Arbeitskampf** – formuliert haben: Nur solche Journalisten, die bisher nicht mit der Schreibmaschine arbeiteten, werden von der Satzeingabe am Terminal befreit. Dieses Angebot ist natürlich völlig unbefriedigend, denn es gibt wohl wenige Kollegen, die noch mit dem Federkiel schreiben.

Wenn es nach den Verlegern ginge, dann brächte die neue Technik für Journalisten grundlegende Änderungen im Arbeitsablauf. Wir müßten berufsunspezifische, komplizierte technische Arbeit leisten, etwa die Kodierung der Texte oder die Anfertigung eines Ganzseitenumbruchs an Bildschirmgeräten. Das war bisher die Arbeit von Metreuren. Auch die Arbeit der Korrektoren soll nach Verlegervorstellungen von Journalisten übernommen werden.

Falls wir uns bei den Verhandlungen nicht durchsetzen können, würde sich der Journalistenberuf auch inhaltlich ändern. Heute arbeiten wir so, daß wir die Materialien verschiedener Agenturen auf den Tisch legen, unterstreichen, wegstreichen, kurzum sichten und dann werten. Am Terminal wird die Sache wesentlich komplizierter. Man muß sich vorstellen, daß es am Schirm einen Abschnitt von nur etwa 25 Zeilen gibt, der sichtbar ist. Papier kommt gar nicht mehr auf den Tisch. Das heißt: Bei einem Nachrichtenmacher beispielsweise, wo wir bisher 30 Blatt Papier am Tisch haben und daraus den Text zusammenstellen, müssen wir dann jeden einzelnen Abschnitt erneut auf den Bildschirm holen. Die Folge ist, daß die Qualität der Artikel nachlassen wird. Man muß außerdem berücksichtigen, daß in den **Nachrichtenredaktionen** – um diese wieder als Beispiel heranzuziehen – eine ganze Reihe von **Kollegen** sich spezifisches Fachwissen erworben hat. Sie sind Spezialisten für **Südostasien** oder irgendein anderes Fachgebiet, haben also Wissen zur Verfügung, das bisher in ihre Arbeit einging, weil sie sich mit Schere, Leim und Schreibmaschine einen neuen Text machen konnten. Bei der Arbeit am Terminal wird Hintergrundwissen nicht mehr einfließen können. Es ist nämlich ungeheuer kompliziert, am Schirm zu redigieren, und noch komplizierter ist es, am Schirm Einfügungen aus Informationen zu machen, die man im Kopf hat. Damit läßt die Qualität der Arbeit nach, und noch schlimmer ist die zu erwartende Uni-

formierung der Zeitungen. Unterschiede, die wir heute noch auf den Nachrichtenseiten einzelner Tageszeitungen sehen, werden verschwinden, denn die Kollegen am Bildschirm können jeweils nur die passende Fassung nehmen – meist wohl die Tageszusammenfassung der Agentur.

Außerdem zeichnet sich schon jetzt ab, daß die technischen Möglichkeiten noch weiter ausgebaut werden. Es ist ohne weiteres möglich, daß der Satz direkt von der Agentur in den Satz geht. Dann gibt es überhaupt keine Zwischeninstanz mehr, die redigierend und wertend eingreift. Die Zeitungen werden sich immer ähnlicher: Bisher wurde behauptet und von dpa auch zugesichert, daß dieses Verfahren nicht praktiziert werden würde. Nun ist es aber technisch möglich. Und was technisch möglich ist, wird von den Verlegern auch eingeführt, wenn sie damit Lohn einsparen und Gewinn machen.

Es ist uns in Diskussionen gesagt worden, daß durch unsere Kampfmaßnahmen der Auftrag der Presse, zu informieren, unmöglich gemacht worden sei. Wir stellen jedoch fest, daß die Pressefreiheit von den Verlegern gefährdet wurde, erstens durch den Konzentrationsprozeß, der weitgehend abgeschlossen ist, zweitens durch die bundesweite Aussperrung. Die Pressefreiheit kann nur erhalten werden, wenn Journalisten in der Lage sind, qualitativ hochwertige Arbeit zu leisten. In der Art, wie die Verleger die neue Technologie einführen wollen, würde genau das stark behindert, wenn nicht gar unmöglich gemacht.

Eckhard Garczyk

Redakteur beim Bayerischen Rundfunk, Mitglied des geschäftsführenden Vorstands im Verband Bayern der RFFU

In welcher Form sind wir bei Funk und Fernsehen von den Vorgängen in den Verlagen betroffen? Es hat den Anschein, als seien wir direkt gar nicht davon betroffen. Andererseits werden uns Dinge zugemutet, die mit diesem Arbeitskampf zu tun haben. Im heutigen Pressedienst der FDP ist nachzulesen, wie man sich darüber beschwert, daß Funk und Fernsehen die Lücke nicht ausfüllen, die die nicht erscheinenden Zeitungen hinterlassen haben. Der Schlußabsatz des FDP-Aktuellen-Dienstes vom 13. März 1978 lautet wörtlich: „Wie zu hören ist, gibt es bei einer Reihe von Redakteuren durchaus die Bereitschaft und bereits entsprechende Überlegungen, die aber von den Chefetagen blockiert werden. Warum steckt die Angst vor der RFFU so tief in den Knochen? Der Unmut in der Öffentlichkeit über die Unbeweglichkeit und Unfähigkeit der Rundfunkanstalten, wenigstens mit einem Minimum an Zusatzangeboten in die Bresche zu springen, ist groß. Die Forderung nach einer privaten Konkurrenz zu den öffentlich-rechtlichen Anstalten wird wieder wachsen, und auch die Überlegung, ob nicht auch einmal eine andere Gruppe der Bevölkerung zu Streikmaßnahmen greift, nämlich die Gebührenzahler, von deren Geldern die Herren ihre wahrhaft nicht unbeträchtlichen Gehälter beziehen und für die etwas mehr Flexibilität erwartet werden darf.“

Natürlich ist das Recht auf Information wertvoll, und auch für mich ist es schmerzlich, wenn ich mich nicht aus der Zeitung informieren kann. Die Frage ist nur, ob Redakteure und Journalisten, die in den elektronischen Medien arbeiten, etwas tun soll-

ten, was in seinen Auswirkungen eine Sabotage gegen den Streik der Kollegen von der DruPa bedeuten würde. Ich sage dazu nein, sie sollten das nicht tun. Die zweite Frage ist, ob man allen Zumutungen widerstehen kann. Die dritte, wo da die feinen Linien verlaufen: welches Zusatzangebot an Informationen unserer Medien den Kollegen in den Rücken fällt; wieviel andererseits notwendig ist, um das durchaus vorhandene Informationsdefizit in der Öffentlichkeit etwas abzubauen. Dieses Problem ist kitschig. Wir können natürlich tapfer reagieren und sagen, wir bringen überhaupt keine Informationen, keine Zusatzinformationen. Beim großen Druckerstreik vor zwei Jahren zum Beispiel, den ich nicht für ganz so sinnvoll gehalten habe wie den jetzigen, den ich für außerordentlich wichtig halte, hat der Kollege Schickling vom *Süddeutschen Rundfunk* – der dortige Vorsitzende der RFFU – mit Streik gedroht, wenn an die Rundfunkredakteure die Zumutung gerichtet werden sollte, Informationslückenbüsser zu werden. Das klingt ganz gut. Ich muß das aber gleich ein wenig dämpfen und hinzufügen, daß wir in der Gewerkschaft Kunst sind, wir von der RFFU. Und wie das Künstler an sich zu haben pflegen, sind wir im Streik unerfahren. Wir haben nicht einmal eine nennenswerte Streikkasse. Gut, alle Gesten der Solidarität sind von Nutzen.

Es gibt aber noch eine andere Entwicklung in unserem aktuellen Zusammenhang. Die hat sich mit der bestreikten Kasseler Zeitung angebahnt, die eine Reihe lokaler Informationen über Radio Luxemburg hat abstrahlen lassen. Radio Luxemburg hat das sehr gern und kostenlos getan, weil damit im hessischen Raum eine neue Form von Werbeverpackung vorhanden war. Wie mir Kollege Kölsch heute vormittag erzählte, planen das eine Reihe von Ruhrgebietszeitungsverleger ebenfalls. Wenn also ab morgen im Ruhrgebiet ausgesperrt wird, dann werden unter Umständen die Leute im Ruhrgebiet von Radio Luxemburg eine Reihe lokaler Nachrichten, den Veranstaltungskalender und dergleichen bekommen. Das heißt: private elektronische Medien, die wir nicht haben, die aber rund um die Landesgrenzen angesiedelt sind, können Teile von Funktionen der Zeitungen übernehmen.

Sie können sich ausmalen, was passiert, wenn wir eines Tages selbst ein privates Rundfunk- und Fernsehnetz haben, und wenn dann die Leute von Druck und Papier streiken möchten. Da kann einiges boykottiert und damit kann unseren Leuten in den Rücken gefallen werden.

Es ist gut, daß wir uns in der Gewerkschaft darin einig sind: Wir wollen weder für die bestehenden überregionalen elektronischen Medien noch für künftige regionale und lokale – mit anderen Worten: fürs Kabelfernsehen – eine andere Rechtsform haben als die öffentlich-rechtliche. Wir sind nun einmal öffentlich-rechtlich organisiert. Das ist der eine Punkt, der uns von den „Papiermedien“ – so nenne ich sie mal – unterscheidet. Das bedeutet eine ganz andere Absicherung unserer Arbeitsplätze, das bedeutet einen anderen Ton, eine andere Umgangsform, trotz aller Konflikte, die es bei uns gibt. Ich will dazu ein Beispiel bringen:

Wir haben ein Modell, an das wir uns erst einmal anklammern können. Ich weiß allerdings nicht, inwieweit uns künftige technische Entwicklungen noch vor Schaden bewahren können. Wir hatten in den letzten sechs Jahren im Bayerischen Rundfunk einen paritätisch besetzten Ausschuß und paritätisch besetzte Nachfolgegremien, durch die ein neuer Gehaltstarifvertrag ausgehandelt wurde, eine neue Gehaltsstruktur. Wir haben dabei festgestellt, daß es etwa 20 Prozent vorhandener Stellen gibt, die zu hoch bewertet sind. Wir haben es geschafft, daß keiner der an diesen Stellen Beschäftigten künftig niedriger bewertet und schlechter bezahlt wird. Das besagt nichts

für den, der danach kommt. Hier ist Besitzstandswahrung tariflich abgesichert, aber nur für den bisherigen Stelleninhaber. Wenn aus Entlassungen bei uns jemals ein Massenproblem werden sollte, dann weiß ich natürlich nicht, ob dieser Damm halten würde, oder ob es nicht zu ganz neuen Pressionen gegen uns kommen würde. In öffentlich-rechtlichen Anstalten weiß man, daß sie bei der Einführung neuer Techniken die Leute nicht so ohne weiteres billiger machen können, man geht vorsichtiger und langsamer vor, wie mir scheint. Man könnte sagen, wir bewegen uns in einer Welt aus Watte.

Vom Technischen her sind unsere Medien komplexer als die in der Druckindustrie. Das „Produkt Sendung“ durchläuft sehr verschiedene Produktionsphasen, in denen es sehr verschiedenen Behandlungen unterworfen wird. Man kann es deshalb bei uns nicht so recht beurteilen, wenn da an einer Stelle etwas passiert, ob der Vorgang auf andere Produktionsphasen irgendwie übertragbar ist.

Bei uns kommt es zu Vorgängen, die ich zunächst als Sonderentwicklungen bezeichnen würde. Allerdings tragen die den Kern für eventuelle künftige Massenentwicklungen in sich. Ein Beispiel.

Der große Zug ist der: Wie man vom alten Dampfradio zum Fernsehen gekommen ist, das durch Film gespeist wurde, so wird man nun vom filmgespeisten zum elektronisch gespeisten Fernsehen kommen. Was auf uns zukommt, ist natürlich Video. Video bedeutet konkret: Ein bislang aus vier oder fünf Leuten bestehendes Filmteam – Redakteur, Kameramann, Kameraassistent, Toningenieur, Beleuchter oder Filmhelfer und Fahrer – kann in Zukunft als Videoteam gut und gern aus zwei Leuten bestehen.

Das ist keine bloße Reduzierung von Personen. Das ist auch Abqualifikation des elektronischen Kameramannes, Wegfall des Toningenieurs. Traditionell sind Leute, die mit Videokameras, mit elektronischen Kameras gearbeitet haben, niedriger eingruppiert gewesen. Und es gibt dann einen ganzen Rattenschwanz von Folgerungen. Früher mußte der Film, wenn er aus dem Kopierwerk kam, von einem Cutter bearbeitet werden. Solange es einen Film gibt, muß er heute noch von einem Cutter montiert werden. In der magnetischen Aufzeichnungsbearbeitung – der MAZ – läuft die Sache schon so ab, daß Aufgenommenes auf Kassetten aufgespielt, dort kodiert und beliebig vermischt werden kann. Das ergibt dann vielleicht nicht die schönen Resultate, die ein Cutter mit einem Autor zustande bringen könnte, mit einem ganz persönlichen Schnitt, aber man erhält, auf schnelle Weise, ein Produkt, das man senden kann. Das heißt, den hochqualifizierten Beruf des Filmcutters wird es dann nicht mehr geben, jedenfalls nicht mehr in den aktuellen Bereichen, wenn dort die Videotechnik genauso Platz greifen wird wie in den USA.

Wie gesagt, noch bewegen wir uns in Watte. Momentan haben wir zu der neuen Technik bei uns nur rudimentäre Ansätze, jedenfalls beim Bayerischen Rundfunk. Was man sonst über diese Anstalt auch sagen kann, bei der Einführung der neuen Technik ist man sehr vorsichtig. Die Leute begreifen schon, was mit ihnen passieren könnte, und man will das Betriebsklima nicht auch noch auf den Gebieten der Technik und der Verwaltung strapazieren.

Gleichwohl kann man sagen, auch auf Umwegen kommt man zum Ziel... In absehbarer Zeit wird es weder leicht noch nötig sein, ein Dreiviertelstunden- oder Stundenfeature mit Videotechnik zu machen. Zuallererst wird man sich auf aktuelle Berichte konzentrieren. Und da können wir heute schon erleben, daß die aktuellen Berichte wiederum im Haus konzentriert, nämlich von festangestellten Mitarbeitern hergestellt werden, während für die nicht so leicht auf Videotechnik umstellbaren längeren

Produktionen Auslagerungen nach draußen stattfinden. Beispielsweise werden unsere Kameralente allmählich psychologisch daran gewöhnt, daß sie im Grunde schon eine weniger interessante Arbeit machen – drei Aktualitäten am Tag, von einem Vereinslokal zu einer Einweihung und dann noch zu einer Rede eines Politikers. Daß sie immer weniger oder fast gar nicht mehr die reizvolle Aufgabe haben, für ein paar Wochen konzentriert an einem Projekt arbeiten zu können, wobei sie am Ende das Bewußtsein haben, an der Produktion maßgeblich mitbeteiligt zu sein. Damit werden die psychologischen Voraussetzungen geschaffen, daß die Leute eines Tages, wenn man ihnen die Videokamera in die Hand drückt, weniger Widerstand leisten werden, weil ja dann der Unterschied in der Arbeitsqualität sowieso nicht mehr so groß sein dürfte.

Natürlich gibt es auch Ansätze, daß Journalisten betroffen sind. Bei einigen Nachrichtenredaktionen in Funkhäusern wird bereits mit Bildschirm gearbeitet. Das wird rasch um sich greifen. Und *dann* wird der Punkt interessant, bei dem auch in elektronischen Medien nicht nur die Techniker, sondern auch die Journalisten von der Technologie unmittelbar betroffen sein werden.

Barmherzig formuliert, glaube ich, daß das Unverständnis und die Fehlinterpretationen, die Fernsehjournalisten über das, was im Druckbereich passiert, zum Besten gegeben haben, einfach darauf beruhen, daß sie phantasielos sind und sich erst dann etwas richtig vorstellen können, wenn es sie selbst beim Wickel hat. Ich muß das leider zur Schande meiner Berufskollegen sagen, sehr viel Phantasie entwickeln sie nicht. Wenn man die Entwicklung in Banken und Versicherungen dazunimmt, so ist ganz klar, daß die IG Druck und Papier auch für unsere Verwaltungsangestellten, für die Angestellten in der Verwaltung der Funkhäuser, kämpft. Darunter sind dann allerdings *auch* nur wenige, die das schon heute begreifen; die Arbeit der Gewerkschaft hat es noch nicht vermocht, ein Problembewußtsein in unseren Häusern zu schaffen. Man muß da immer wieder zur Entschuldigung sagen – wir bewegen uns wie in Watte. In öffentlich-rechtlichen Anstalten sind wir noch mehr oder weniger gesichert. Persönlich kann einem einzelnen weniger passieren als in der sogenannten freien Wirtschaft. Nur, wenn halt die Technik, die da den Menschen dienen soll, gar nicht mehr aufzuhalten ist, dann wird es bei uns ganz ähnliche Zustände geben wie in den übrigen Medien. Das ist *auch* der Grund, obwohl nicht der einzige, weswegen wir uns, als Gewerkschaft, solidarisch erklären mit dem Kampf, den die Drucker heute zu kämpfen haben.

Hans Peter Bleuel

Schriftsteller, Vorsitzender des VS in der IG Druck und Papier, Landesverband Bayern

Wenn ich hier für oder von Autoren spreche, ist es nicht so, daß uns allen schon klar ist, worum es in diesem Arbeitskampf geht. Es ist sicherlich klarer als bei dem Streik vor zwei Jahren, doch sollten wir auch offen sagen, daß viele unserer Kollegen vieles nicht recht begreifen. Das hat nicht zuletzt mit unseren Traditionen zu tun, daß die Kollegen Autoren Bürger sind, Einzelgänger, die an ihren Schreibtischen produzieren. Einiges ist ihnen klar von ihrer Abhängigkeit, aber daß sie ihren arbeitnehmerähnlichen Status immer noch nicht begreifen, hängt auch damit zusammen: Sie wer-

den immer noch als selbständige Unternehmer angesehen, eingestuft und müssen gegebenenfalls Umsatzsteuer zahlen. Andererseits kann man und muß man Autoren klarmachen, weshalb in dieser Situation ihre Solidarität – in ihrem eigenen Interesse – gebraucht wird.

Inwieweit sind Autoren von diesen Auseinandersetzungen betroffen? Die meisten sind nicht nur Bücherschreiber – die wenigsten können vom Bücherschreiben leben –, sondern auch freie Mitarbeiter bei Funk und Fernsehen, für Zeitungen und Zeitschriften. Es ist anzunehmen, daß die neue Technik, in die bereits jetzt Journalisten und Redakteure einbezogen sind, auch Schriftsteller in ihrer Arbeit erreichen wird. Verdeutlichen wir uns, was dabei verlorengeht. Beim Zustandekommen eines Buches verhandelt ein Autor mit Verlegern, Lektoren, er macht Vorschläge, Exposés, macht sich dann an die Ausarbeitung von Manuskripten, die zum Lektor gehen, zu einem Korrektor, es gibt Korrekturen auf den Fahnen, eventuell noch beim Umbruch. Ich will sagen, es handelt sich um einen langen, aber tauglichen Prozeß, weil dieser Prozeß auch Probleme heranreifen läßt, kritisches Vermögen befördert usw. Veränderungen sind möglich, Bearbeitungen, Korrekturen und Selbstkorrekturen, all das, was eine Sache gut machen kann. Insofern ist Schreiben ein ständiger Lernprozeß. Wer aber will garantieren, daß die bisherigen Arbeitsgänge bei der Herstellung eines Buches nun nicht voll in den Rationalisierungsprozeß miteinbezogen werden? Daß Texte ebenso schnell und rationell eingegeben werden müssen, wie das bereits heute an den Bildschirmen in verschiedenen Redaktionen geschieht? Bringt das Fortschritte?

Der ganze Prozeß könnte so abgekürzt werden, daß am Ende ein Produkt so aussieht, wie es sich der Auftraggeber, nicht aber der Verfasser gedacht hatte. Der Auftraggeber könnte immer größeren Einfluß auf die inhaltliche Eingabe nehmen. Der Autor wird zurückgedrängt, hat keinen Raum und keine Zeit mehr dafür, um seine Vorstellungen im Abstimmungsprozeß einzubringen. Die Abhängigkeit dessen, der schreibt, verstärkt sich bis zu einem Grad, wo er selbst nurmehr zu einem vorgespannten Teil einer elektronischen Produktionsmaschinerie wird, die er kaum noch als „Kollegen“ Computer bezeichnen kann. Sicher entsteht somit nicht nur Abhängigkeit, sondern Weisungsgebundenheit dessen, der Informationen produziert. Ich meine, daß damit ein Punkt erreicht wäre, an dem die Arbeitsbedingungen des Autors schlechthin aufgehoben sind. Er wäre dann nicht mehr das, was er zu sein meint, sondern ist dann nur noch Typus für ein Berufsbild: ein Maschinenkopf, aus dem etwas hervorkommt, was den Erwartungen des Auftraggebers ohne Reibungsverluste entspricht.

Ich möchte den Gedanken entwickeln und noch einen Schritt weitergehen. Diese konsequente Ausbeutung technologischer Möglichkeiten zu unserem Gebrauchsnutzen hebt die Lebensbedingungen auf, unter denen wir uns selbst verstehen. Ob es nun um Fragen der Energie geht oder um neue Technologien, die Alternative lautet: mehr menschliche Möglichkeiten oder mehr Technologien auf Kosten menschlicher Fähigkeiten, Tätigkeit, Leistung.

Nun sehen wir, daß die Eingaben immer rigider darauf hinauslaufen, daß einige wenige gestalten und kontrollieren, während immer mehr Menschen ausgeschaltet werden. Das zieht mehrere Probleme nach sich: zum Beispiel ökonomische. Wenn immer mehr Arbeitsplätze vernichtet werden, wer soll dann das überhaupt noch kaufen, was durch Rationalisierung schneller und in größeren Mengen produziert wird? Begriffe wie Selbstverwirklichung werden ad absurdum geführt. Rechte oder Pflichten funktionieren gar nicht mehr. Denn sie stehen doch in einem Zusammenhang von Geben

und Nehmen, von Aufeinanderangewiesensein, auf jeden Fall in humanen Zusammenhängen, in Kommunikationsbeziehungen, auf die jeder Einfluß nehmen kann, wenn auch in veränderten Grenzen, die aber handhabbar für den einzelnen Bleiben, wo einer eingreifen kann. Mir ist schleierhaft, wie hier einer noch wirksam werden kann, und ich bezweifle, ob dann überhaupt noch einer die Fähigkeit besitzen wird. Denn wie kann er in dieser funktionierenden Apparatur, in diesen Organisationen und Systemen, die sich in technologischen Prozessen abwickeln, noch „Teilhaber“ sein?

Ich meine deshalb, die Möglichkeiten, die sich da andeuten und die in solchen Tarifkonflikten aufbrechen, sind jene: daß man die Natur bis zu einem solchen Grad ausbeuten kann – und dies offenbar schon bis zu einem Grad gediehen ist –, der die Natur des Menschen selbst aufhebt.

Nun will ich nicht behaupten, daß die Natur des Menschen so glücklich angelegt ist, daß man sie in dieser Form behaupten soll. Indes ist auf jeden Fall darauf zu achten, daß die Substanz dieser Natur übrigbleibt, die vom Christentum bis zum Atheismus immer noch drinsteckt. Nämlich, daß die Möglichkeit der Wahl das Entscheidende sei, ohne diese Möglichkeit der Wahl aber nichts mehr an humanen Elementen übrigbleibt.

Wollen wir die Natur des Menschen behaupten? Ich frage das anlässlich dieses Tarifkonfliktes und seiner Entwicklung. Wollen wir sie bewahren, dann bleibt uns nichts anderes übrig, als endlich einmal Grenzen anzuerkennen. Diese Grenzen können auch darin liegen, daß wir uns selber darin bescheiden, Möglichkeiten nicht mehr zu nutzen, die uns selber nur verunstalten würden.

Knut Becker

Betriebsratsvorsitzender, Mitglied der Tarifkommission der IG Druck und Papier

Zunächst ganz kurz zu dem Flugblatt, das hier neuerdings auf unsere Tische geflattert ist und das wiederum ganz gut zeigt, wie Unternehmer arbeiten. Hier heißt es also: „Die Münchner Zeitungsverlage haben keinen Anlaß zu diesem Streik gegeben, auch die Gewerkschaft bestreitet dies nicht.“ Das ist natürlich etwas, worüber man nur lächeln könnte. Allerdings liegt in der Behauptung, die Gewerkschaft bestreite dies nicht, ein solches Unschuldsgefühl, daß wir sicher als IG Druck und Papier einmal überprüfen müssen, ob wir den Münchner Verlagen unrecht tun.

Es sind allerdings ganz gefährliche Tendenzen in diesem Flugblatt. Ich weise hier auf den Begriff „Faustpfand“ hin, der im zweiten Absatz am Ende steht. „München ist für sie nun lediglich ein Faustpfand.“ Das erinnert mich ganz frappierend an das Wort des Herrn Mack, dieses Bestreiken von vier Zeitungsbetrieben in der Bundesrepublik sei „Geiselnahme“. Man versucht hier also ganz eindeutig, die IG Druck und Papier in die Reihe der Kriminellen, der Terroristen zu rücken. Ich habe in Erwiderung darauf gesagt, wir wollen nicht „Geiselnahmen“, sondern es ist uns Gott sei Dank gelungen, hier einmal vier Rationalisierungschauten festzuhalten, und ich hoffe, wir werden die anderen auch kriegen.

Mit den Halbwahrheiten, sehr höflich gesagt, geht es allerdings hier weiter: Hier steht, daß für Setzer und Metteure eine Besitzstandsgarantie bis zum Rentenalter geboten wurde. Ein wunderschöner Satz: „Besitzstandsgarantie bis zum Rentenalter“.

Was versteckt sich dahinter? Dahinter versteckt sich, daß die Unternehmer bereit gewesen wären – am Montag in Nürnberg – für Maschinensetzer und ihre Beschäftigung am Gestaltungsterminal auch künftig den Maschinensetzerlohn zu bezahlen. „Besitzstandsgarantie bis zum Rentenalter“ heißt also nichts anderes als Bezahlung nach dem für bestimmte Tätigkeiten vereinbarten Tariflohn.

Und dann steht hier noch, daß die IG Druck und Papier Fachkräfte der bisherigen Technik auch an den einfacheren elektronischen Geräten beschäftigen möchte, ohne Rücksichten auf die Berufschancen anderer Arbeitnehmer. Das ist auch eine schöne Umschreibung, nämlich dafür, daß die Kollegen Fachkräfte in der Druckindustrie doch gefälligst angelernten Kräften Platz machen sollten. Und das erinnert mich ein bißchen an das, was Herr Schaffrath in den Tarifverhandlungen gesagt hat – Herr Schaffrath ist Verleger bei der Rheinischen Post in Düsseldorf, einem der vier bestreikten Betriebe –, er sagte in diesen Tarifverhandlungen: Meine Jungs, meine Setzer, die sind mir doch viel zu schade, für daß ich sie an den Bildschirm setz. Die Alternative des Herrn Schaffrath ist offensichtlich klar, seine Jungs, die setzt er lieber auf die Straße, schult sie in zukunftssichere Berufe um, wie das die Unternehmer genannt haben, als daß er sie bei der Satzherstellung an neuen Techniken weiterbeschäftigt. Und damit sind wir schon mitten drin in dem, was bei den Schlichtungsverhandlungen am Sonntag gelaufen ist. Die Unternehmer haben überhaupt nichts anderes geboten als eine Bezahlungsregelung für einen kleinen Teil der Beschäftigten, soweit sie überhaupt weiter beschäftigt werden; nur für einen kleinen Teil, denn die Aufteilung „Gestaltungsterminal“ und „Texteingabe“ – also Endloserfassung – dürfte so etwa im Verhältnis von 30 zu 70 stehen. Für diesen Teil wollten sie den vereinbarten Tariflohn bezahlen. Ansonsten haben die Unternehmer der IG Druck und Papier wiederum erklärt: Entweder Sie brechen jetzt die Streiks ab oder unterbrechen die Streiks, oder aber die Geschichte ist gelaufen und ab Dienstag wird ausgesperrt. Das heißt wiederum: keine Bereitschaft, über die Grundfragen zu verhandeln, nämlich über die Fragen der Besetzung der neuen Techniken und der Texteingabe durch Journalisten. Nach wie vor beharren die Verleger darauf, daß die Journalisten ihre Texte selbst eingeben sollen.

Der Deutsche Journalistenverband (DJV) hat in der Zwischenzeit leider auch eine grandiose Formulierung gefunden: „Die Arbeit mit Bildschirmgeräten darf von Redakteuren nur zum redaktionsüblichen Schreiben eigener Beiträge, Lesen und Redigieren verlangt werden.“

Ganz klar heißt das: Der Verleger macht's redaktionsüblich. Die Grundforderung, um die es geht, die Besetzungsfrage bei den Journalisten, ist mit diesem angeblichen Kompromiß nicht erfüllt. Also keinerlei Fortschritte. Im Gegenteil: Das Entgegenkommen der Zentralen Streikleitung der IG Druck und Papier – vor der Aufnahme der Schlichtungsgespräche in Nürnberg –, nämlich die Streiks bei Bauer in Köln und Hamburg zu beenden, wurde nicht nur in keiner Weise honoriert, sondern die Verleger haben zum selben Zeitpunkt ihren Aussperrungsbeschuß gefaßt. Interessanterweise haben Verleger bereits am Samstag, dem 11. März – also einen Tag vor den Gesprächen in Nürnberg –, die Aussperrungsbeschlüsse für Dienstag zugesandt, und das mit der Begründung an die Belegschaften, in der steht: „Nachdem entgegen unserer Hoffnung die Vermittlungsversuche am Verhalten der IG Druck und Papier gescheitert sind, können wir jetzt...“ Am Samstag ist das schon bei Verlegern und Druckunternehmern in München eingegangen. Am Sonntag fanden die ersten Kontaktgespräche statt. Und am Montag fanden vier Stunden Schlichtungsgespräche statt. Man kann

also den Unternehmern eine vorausschauende Politik durchaus zugestehen. Natürlich hat die Zentrale Streikleitung und die Verhandlungskommission, die für uns bei diesen Gesprächen war, gesagt: da ist nichts drin, wir brechen natürlich die vier Schwerpunktstreiks nicht ab. Wir haben ja 1976 einschlägige Erfahrungen gemacht, wie das mit dem Abbrechen von Streiks ist. Dieser Abbruch der Streiks 1976 hat zum Beispiel – nach meiner Einschätzung – dazu geführt, daß wir vier bis fünf Tage länger streiken mußten, um überhaupt zu einem Ergebnis zu kommen. Wir sind nämlich damals, nach dem Abbruch der Streiks, nach Mainz zu den Verhandlungen gefahren, und dann haben die Verleger so getan, als hätte es weder Streiks noch Aussperrungen noch eine Urabstimmung gegeben und haben wieder bei der Marke angefangen, bei der wir noch vor Abschluß der Schlichtung angelangt waren – nämlich bei 4,9 Prozent. Das ist uns einmal passiert, das sollte, hoffe ich, nie wieder passieren. Nun, die Druckunternehmer haben heute begonnen auszusperrern. Sie haben ihre Schwierigkeiten. Der Stand heute nachmittag, so gegen vier Uhr, war wohl in Bayern, daß nur rund 3000 Arbeitnehmer ausgesperrt waren, von etwa 25 000, die in der Druckindustrie in Bayern beschäftigt sind. Bundesweit sieht es so aus, daß bis jetzt etwa 36 000 ausgesperrt sind, von über 200 000 Beschäftigten in der Druckindustrie – das zeigt wohl etwa auf, welche Schwierigkeiten sie damit haben.

Die Frage ist natürlich jetzt: wie geht es weiter?

Klar, daß die IG Druck und Papier die Schwerpunktstreiks nicht aussetzen wird. Wir hätten dann gar nicht erst anzufangen brauchen. Ebenso klar, daß die Unternehmer immer mehr und verstärkt nach dem politischen Schlichter schreien. Und daß sie dafür gern einen Sozialdemokraten hätten, das mag für alle, die Sozialdemokraten sind, ein bedenkliches Anzeichen sein.

Detlef Hensche hat in unserer Versammlung ein sehr schönes Wort dazu gesagt. Er sagte nämlich, die sozialdemokratischen Genossen, die sich danach drängen, hier Schlichterfunktionen zu übernehmen, die sollten sich das Pferd erst einmal angucken, bevor sie draufsteigen. Es könnte sein, daß es sie abschmeißt.

Noch eines zu diesem Aussperrungsbeschuß, wir sollten nämlich ein bißchen aufpassen, ob die Unternehmer, so weit sie aussperrern, richtig aussperrern. Ich sag das jetzt so, weil es ja den Begriff der unternehmerischen Solidarität gibt, die ich eigentlich nur als Kumpanei bezeichnen kann. Weil ich nicht bereit bin, den traditionellen Begriff der Arbeiterbewegung ‚Solidarität‘ von Unternehmern und deren Machenschaften belegen zu lassen. Diese unternehmerische Kumpanei sah etwa so aus, daß der Süddeutsche Verlag Anzeigen in Österreich hat drucken lassen. Dicke Anzeigenblätter mit sehr viel mehr Anzeigen als normalerweise. Und daß der Münchner Zeitungsverlag versucht hat, da und dort was drucken zu lassen, den Werbespiegel in Rosenheim und das Landwirtschaftliche Wochenblatt in Freiburg und die Staatszeitung hat man dann in Passau gedruckt, kurz – sie haben sich so verhalten wie Kumpane. Kumpane beschließen sich ja auch zwischendurch einmal, wenn's geht. Das ist natürlich in diesem Aussperrungsbeschuß alles beachtet. Da steht nämlich drin: „Verlage ohne eigenen technischen Betrieb dürfen während der Aussperrungszeit keine Zeitschriften oder Zeitungen vertreiben.“

Übrigens sind Notzeitungen auch noch geregelt. „Der Umfang der Notzeitung darf acht Seiten nicht überschreiten. Der Inhalt der Notzeitungen hat sich auf redaktionelle Texte und Familienanzeigen zu beschränken. Überall wo die Herausgabe von Notzeitungen die Wettbewerbsfähigkeiten anderer Verlage auch nur peripher berühren, ist ein Einverständnis mit diesen Verlagen herzustellen. Die Herausgabe von ge-

meinsamen Notzeitungen konkurrierender Verlage wird befürwortet.“

Eins ist klar, was hier passiert, der Versuch einer Aussperrung von 200 000 als Antwort auf einen Streik von rund 2000 Kollegen, da geht's nicht mehr um taktische Spielchen. Ich sehe das als eine Herausforderung an die gesamte Arbeiterbewegung. Ich warte da nicht nur auf die Antwort der IG Druck und Papier, die Antwort haben wir – sie streikt weiter. Ich warte auch auf die Antwort der übrigen Gewerkschaften und des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Ich warte auch auf die Antwort des politischen Teils der Arbeiterbewegung. Wir werden ja sehen, was da kommt.

Aber ich will noch ein paar Worte zum Thema des heutigen Abends sagen. „Fortschritt in der Sackgasse“. Ich habe vorhin zugehört. Es passierte hier genau das, was überall passiert, wenn man über den technischen Fortschritt spricht. Da sagen die Kollegen, ich bin zwar kein Maschinenstürmer, aber...

Und dann kommt von der anderen Seite das berühmte Beispiel vom Heizer auf der E-Lok...

Wir wollen den Heizer auf der E-Lok nicht. Nachdem das Fernsehen die Arbeiter auch entdeckt hat – in diesem Tariffkampf – kam letztthin einer vom Fernsehen auch auf mich zu und fragte: Sagen Sie mal, wollen Sie denn mit Ihrem Tarifvertrag den Heizer auf der E-Lok?

Da hab ich dem gesagt: Jetzt stellen Sie sich mal vor, Sie sind ein ganz normaler Zugpassagier. Sie fahren da mit 'nem englischen Zug. Da ist vorn kein Heizer mit drauf, sondern ein zweiter Lokführer. Ein vollausgebildeter Lokführer. Und dann fahren Sie mit 'nem deutschen Zug, da sitzt ein Lokführer drin, der hockt da so, der hat ein ganz niedriges Schemelchen. Und der muß alle 25 Sekunden einen Knopf drücken, damit die Maschinerie weiß, der ist noch nicht eingeschlafen.

Mit welchem Zug würden Sie eigentlich lieber fahren?

Da hat der mich dumm angeschaut und war weg.

Das ist eine Frage des Spannungsverhältnisses zwischen uns und der neuen Technik. Ich würde jemanden, der auf einer E-Lok bloß mitfahren muß, weil er irgendwann mal auf einer anderen Maschine mitgefahren ist und eine bestimmte Funktion hatte, ich würde so einen Kollegen bedauern, wenn ihm ebenfalls etwas Menschenunwürdiges zugemutet wird.

Ich fände es aber gut, wenn wir alle, so wie der angebliche Heizer auf der E-Lok in Großbritannien, wenn wir alle dort, wo neue Techniken eingesetzt werden, dann auch in unseren Berufen Entlastung, humanere Arbeitsbedingungen erfahren würden und Möglichkeit hätten, so zu arbeiten, daß keine Maschinerie da sein muß, die überprüft, ob nicht durch ein Wegsacken aus dem Streß, in dem wir stehen, vielleicht Gefahr entsteht. Das wäre doch eines unserer Ziele.

Dieses Ziel ist in gewerkschaftlichen Versammlungen verbal darzustellen. In Parlamenten hat es heute keine Chance, weil jeder sagt, die Unternehmer müssen ja, man kann den Fortschritt nicht aufhalten. Das steht in einer Rednervorlage für die Unternehmer, im Zusammenhang mit dem Aussperrungsbeschuß. Da wird angegeben, wie Unternehmer das in Betriebsversammlungen erklären sollen:

„Wenn nun die Setzer auf der Straße säßen, wäre das schlimm. Aber so ist das nicht. Arbeitslose Setzer wird es nicht geben. Einige“ – einige!, wohlgemerkt – „werden an den neuen Geräten gebraucht. Die anderen müssen sich umschulen lassen. Vielen macht das keinen Spaß. Das kann man verstehen. Aber soll und kann man deswegen den technischen Fortschritt anhalten?“

Wie wird der technische Fortschritt hier dargestellt? Technischer Fortschritt im Sinne

von Arbeitsplatzeinsparungen. Nehmen wir zu der Druckindustrie noch ein paar Bereiche dazu.

Druckindustrie in der Satzherstellung. Planung der Unternehmer: 70 Prozent Personaleinsparung.

Metallindustrie. Feinmechanische Fertigung: durch den Einsatz von Mikroprozessen Reduzierung der bisherigen Fertigungszeiten auf 25 Prozent.

Verwaltungsberufe: Durch den Einsatz der Dialog-Computer-Systeme, papierlose Buchhaltung – Einsparungen in einer Größenordnung von 40 Prozent. Und das alles, ohne daß die Unternehmer bereit sind zuzugestehen, daß dieser Fortschritt anderen als ihren Zielen dienen soll? Nämlich der Mehrung ihres Profits. Wie viele Leute auf der Straße liegen, ist den Unternehmern als Gesamtheit Wurscht. Und wenn diese Entwicklung in der Form weitergeht, dann braucht man kein Prophet zu sein, um sagen zu können, in fünf Jahren haben wir dann vielleicht nicht eine Million, sondern sechs Millionen oder noch mehr Arbeitslose.

Und da wird für meine Begriffe eine solche Bejahung technischen Fortschritts einfach pervers.

Die Frage ist für meine Begriffe: Ist technischer Fortschritt nur deshalb wünschenswert, weil er möglich ist, oder sollte man nicht einmal anfangen zu prüfen, inwieweit er notwendig ist, auch notwendig im Hinblick auf Ziele, die wir verfolgen.

Ich meine, wir kommen darum nicht mehr herum. Lassen wir das, oder sagen wir, technischer Fortschritt ist immer wünschenswert, dann ist die Konsequenz, daß die Overkill-Kapazität auch als technischer Fortschritt angesehen wird oder die Neutronenbombe – alles technischer Fortschritt.

Jetzt kann natürlich einer sagen, der Schritt von der Vernichtung menschlicher Arbeitsplätze, von der Vernichtung menschlicher Würde zur Neutronenbombe ist ein sehr weiter Schritt. Es ist ein logischer Schritt. Das muß man wohl hierbei auch sehen. Wir müssen in Zukunft technischen Fortschritt unter anderen Vorzeichen betrachten. Technischer Fortschritt, der dem Profit einzelner dient und der Gesellschaft Schaden zufügt, ist, nach meiner Auffassung und der vieler meiner Kollegen, nicht nur verwerflich, er ist zu bekämpfen.

Technischer Fortschritt, der heute einseitig von Unternehmern zu deren Gunsten eingesetzt wird, ist für uns alle eine Herausforderung, der wir entgegentreten müssen, solange diese Möglichkeit überhaupt noch besteht. Es ist, man sollte das nicht verkennen, ohne daß ich deshalb besonders schwarz malen möchte, es ist vielleicht kein Zufall, daß das Wegrationalisieren von Arbeitsplätzen, daß die immer stärkeren Möglichkeiten, auf den Menschen zu verzichten, gleichlaufen mit einem Abbau demokratischer Rechte. Mit einem Abbau demokratischer Rechte, der dazu führen kann, daß wir uns vielleicht gegen eine solche Art von Fortschritt in Zukunft weniger wehren können, als es noch vor einigen Jahren möglich war. Ich fürchte, wir müssen diese Zusammenhänge hier sehen.

Und darum greife ich ein Zitat auf, das in der *Neuen Züricher Zeitung* stand, am letzten Donnerstag. Da ist zu lesen: „In diesem Sinne sind die Unternehmer in ihrer Haltung progressiv, und die Forderungen der Industriegewerkschaft Druck und Papier sind reaktionär.“

Kollegen, ich kann euch da nur eines sagen, oder ich kann uns nur eines sagen: Dann seien wir in diesem Sinn reaktionär! Reagieren wir, ehe uns die Arbeitsplätze unterm Hintern wegrationalisiert sind.

Hardware, Software, Dichtung

Ein Gespräch der EDV-Spezialisten Hermann Offner und Jens Schultze mit den Schriftstellern Günter Herburger und E. A. Rauter, für den kürbiskern geführt und aufgezeichnet von Friedrich Hitzer und Oskar Neumann.

Hitzer: Die Betriebe, in denen die Kollegen Offner und Schultze arbeiten, gehören zum größten Unternehmen der BRD im Bereich der elektronischen Industrie. Hermann Offner ist Betriebsrat im Siemens-Werk an der Martinstraße – beginnen wir also dort, im Produktionsbereich.

Offner: Ja, ich habe mit Hardware zu tun, wo „Peripherie“ produziert wird, Eingabe- und bei mir speziell Ausgabegeräte für Computer. Ich bin im Prüffeld tätig, wo ich in Verbindung stehe mit der Produktion und der Entwicklung dieser Geräte.

Hitzer: Wie ist dort die Qualifikation?

Offner: Vom Facharbeiter bis zum Diplom-Ingenieur. Die Ausbildung ist sehr speziell, zumeist ohne Bezug zu wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen, die unsere Tätigkeiten haben. Die Technik steht hier im Vordergrund, gesellschaftliche Zusammenhänge werden von der Ausbildung her und auch in der Weiterbildung kaum berücksichtigt.

Das Gerät, das wir momentan bearbeiten, ist ein Laser-Drucker, die neueste Schöpfung von Siemens, der – und das ist das Neue daran – nicht mehr nach mechanischem Prinzip druckt, sondern elektronisch. Es ist ein schneller Kopierer, die Trommel wird mit Laserstrahl beschrieben. Damit liegt auch Fernübertragung im Bereich des Möglichen. Im Vergleich zu mechanischen Druckern wird die Geschwindigkeit verzehnfacht.

Rauter: Gibt es so etwas wie ein Bewußtsein deiner Kollegen, daß sie in anderen Arbeitsbereichen Arbeitsplätze „vernichten“?

Offner: Doch, das gibt es, und zwar nicht einmal nur bei den fortschrittlichsten Kollegen. Auch manche, die sonst mit einer gewissen Naivität im Leben stehen, sehen, daß z. B. die Ablösung des Lochkartensystems durch die *floppy disk* mit ihrer höheren Speicherkapazität dahin führt, daß Arbeitsplätze wegrationalisiert werden können – drei von vier, vielleicht fünf von sechs Datentypistinnen; da sprechen sie ganz klar vom *Jobkiller*.

Neumann: Sehen sie im Ingenieurbereich auch, daß sie an Entwicklungen arbeiten, die sie zum Teil selbst überflüssig machen können?

Offner: Da ist ein Unterschied zwischen einem Ingenieur, der von der Schule kommt, und einem Techniker aus der Produktion. Der beurteilt die Dinge um einiges kritischer, speziell in letzter Zeit. Wenn man mit ihnen diskutiert, dann sehen sie schon solche Probleme wie permanente Schulung: Ob das bei uns überhaupt möglich ist, und daß man unter Umständen mit 40 weg ist vom Fenster.

Hitzer: Hatten eure Kollegen den Eindruck bei den jüngsten Arbeitskämpfen im Verlagsbereich, die IG Druck und Papier streikt gegen den Fortschritt, wie das die *Süddeutsche* in ihrer ersten Nummer nach Wiedererscheinen behauptet?

Offner: Daß da gegen den Fortschritt gestreikt oder Maschinenstürmerei betrieben wird, der Eindruck ist so nicht vorhanden; die Kollegen, die mit der Technik und ihrer Entwicklung zu tun haben, wissen schon um die Probleme, die diese Entwicklun-

gen für den einzelnen Kollegen draußen aufwerfen. Wenn ich mal den gewerkschaftlichen oder meinen gesellschaftspolitischen Standpunkt einbringe, dann sind sie ziemlich schnell zu verunsichern in puncto der Weisheiten aus den Medien und zumeist auch bereit, den Argumenten zu folgen, daß das kein Streik war gegen den Fortschritt. *Schultze:* Bei uns war das schwieriger. Druck ist nicht Software, die Drucker sind schon mehr Arbeiterbereich, mehr „Hardware“; bei uns kann man sich kaum vorstellen, was da vor sich geht, und dann ist schon ganz stark *der Heizer auf der E-Lok* im Spiel. Einer der Chefs hat mich gefragt: Was hat sich die Gewerkschaft eigentlich gedacht dabei? Nun halten viele Kollegen, wenn der Chef dabei ist, Diskussionen für schwierig. In dem Fall allerdings hat der Chef den Standpunkt akzeptiert, daß das Problem eigentlich gesellschaftlich gelöst werden muß.

Nur, ob das im Sozialismus auch wirklich funktioniert oder nicht, das ist für viele eine vage Geschichte. Wobei es übrigens Leute gibt, die sozialistischen Vorstellungen in Neutralität bis Sympathie gegenüberstehen und im übrigen der Meinung sind: Macht mal, wir werden uns im Sozialismus dann schon einrichten.

Neumann: Sie haben doch mit dieser Erwartung, wenn auch nicht mit dem Abwarten, recht: Der Sozialismus wird nachweisen, daß er die Träume dieser Fachleute als einzige Gesellschaftsordnung zu realisieren vermag.

Hitzer: Woher kommen bei Siemens derzeit die Anstöße zu Neuentwicklungen? Etwa für euern Drucker.

Offner: Meist kommt die Forderung von einem Auftraggeber von der Hardware-Seite. Beim Druck sind jetzt die mechanischen Möglichkeiten ausgereizt.

Hitzer: War es nicht so, daß IBM den Drucker schon früher hatte?

Offner: Er lag dort wohl eine Zeitlang in der Schublade, weil anscheinend das Geschäft mit den mechanischen Druckern noch lief.

Neumann: Das ist typisch für IBM als allergrößten Konzern mit seinem beherrschenden Weltmarktanteil. Diese Situation führt dazu, daß den großen Teams dort interessante Entwicklungen gelingen, die aber auch zurückgehalten werden können, bis ein Konkurrent Vorankündigungen macht und mit seinem Produkt auf den Markt will.

Rauter: Das hätte ich früher wissen sollen! Als ich mein Buch geschrieben habe, „Vom Faustkeil zur Fabrik“, habe ich solche aktuellen Beispiele gesucht. Ich hab alte bringen müssen, wie General Motors Neonlampen sabotiert hat und so.

Hitzer: Wie läuft das zwischen der Herstellung der Geräte und dem Programm für die Geräte? Und was treibt eigentlich so ein Software-Spezialist?

Schultze: Ich hab ja, wie gesagt, mit Software zu tun; ich habe Elektrotechnik studiert und bin über die Diplomarbeit zum Programmieren gekommen. Die meisten, die bei uns arbeiten, sind Mathematiker oder Diplom-Ingenieure der Fachrichtungen Elektrotechnik oder Physik. Die in letzter Zeit reingekommen sind, haben vielfach schon als Nebenfach Informatik studiert.

Von der Programmierseite gibt es zwei Dinge: Man kann eine *Anwenderprogrammierung* machen oder eine *Systemprogrammierung*. Anwenderprogrammierung heißt, ich habe ein kaufmännisches Problem zu lösen, oder ein physikalisches oder ein linguistisches und schreibe dazu ein Programm, also eine Tätigkeitsvorschrift, einen Algorithmus, und der Computer führt ihn aus. Aber das kann er nicht ohne interne Organisation, ohne innere technische Datenverwaltung, die von der Software gesteuert wird nach den Zwecken des Programms. All die Programmierung, die intern stattfindet und auf dem eigentlichen, maschinell vorhandenen Bausatz von „ganz primitiven“ Grundfunktionen aufbaut als nächste, mittlere Schicht – das ist die System-

Software. Was da gemacht wird, ist bisher auf ziemlich niedriger Ebene geschrieben, das heißt die Sprache, die da benutzt wird, sieht fast so aus wie Zahlenkombinationen, die gewissermaßen die Befehle abrufen im Computer, nur mit gewissen Verschlüsselungen in Form von Buchstaben, die dem Programmierer die Arbeit vereinfachen: Assembler-Sprachen.

Neumann: Würde der Computer auch verstehen, wenn man ihm sagte, er soll Kunst machen? Was ich davon bis jetzt gesehen habe, spricht eher dafür, daß Computer mit Kunst ungefähr soviel Schwierigkeiten haben wie die meisten Künstler mit Computern.

Hitzer: Deshalb hat ja Günter Herburger bisher immer nur Notizen gemacht – alle diese schönen Fremdwörter, diese exotischen Begriffe! Ihre Wirkung auf die Literatur ist allerdings zumeist die, daß sich keiner mehr zurechtfindet, der Autor nicht, der Leser nicht. Im *rowohlt-Literaturmagazin* ist dann bei Nicolas Born die Rede vom *Großen Bruder*, der alles programmiert, im Osten noch mehr als im Westen, oder auch schon im Komplott zwischen Ost und West. Was bei den einen bewußt gewollte und vom Systeminteresse dann auch geförderte irrationale Positionen sind, die keinen Ausweg bieten, eine förmliche Philosophie der Ausweglosigkeit, das mag bei anderen, auch fortschrittlichen Schriftstellern Hilflosigkeit sein.

Herburger: In der hiesigen Literatur sieht es zur Zeit folgendermaßen aus: Sie zehrt von Resten bürgerlicher Errungenschaften, vom ästhetischen Wert „an sich“, bis hin zur Innerlichkeit, klammert rigoros aus, was mit Öffentlichkeit, Kontrolle, vor allem Arbeit zusammenhängt. Das scheint für sie nicht mehr durchschaubar zu sein, insofern der Rückzug in sehr Privates, was für sie getrennt ist vom Allgemeinen, von der für sie nicht mehr begreiflichen Technik, Verwaltung und Information. Das geht soweit, daß man sich z. B. in Frankreich auch in der sogenannten progressiven Literatur immer noch vordergründig mit linguistischen Problemen beschäftigt und verneint, daß Sprache Informationsträger sei, sondern behauptet, die Dichtung bleibe für sich, sei an sich ein kostbarer Leib, was immer man sich darunter vorstellen mag. Kurz, der Bereich von Industrie und dem, ich will sagen, täglichen Leben, mit dem jeder verhaftet ist, denn er geht arbeiten, wird, wenn irgend möglich, ausgeklammert. Aus dieser strengen Verschiedenheit kommt dann eine Art von Schwierigkeitsbewältigung in den Büchern zustande, die etwa so aussieht: Die Literatur spielt in Innenräumen, zu Hause oder auf dem Land, oder nur noch in der Psyche, die derart abgekapselt ist, selbst von Familie und Wohnungseinrichtung, daß jedes Ich in jedem Buch als zerbrechlicher Solitär umherschwebt. Er scheint keine Verbindung mehr zu Kapital und Arbeit zu haben. Es wird auch nicht gesagt, woher jeweils die Leute ihr Geld beziehen. Diese Umstände treten in Büchern kaum mehr auf, sondern es ist ein allgemeines, sentimentalisches, wehmütiges Weinen im Gange, daß man nicht mehr eingreifen könne, zurückgestoßen werde in den Winkel und einem mondialen Schrecken ausgesetzt sei.

Das ist die eine Seite der Literatur. Die andere, zum Beispiel in Polen oder in Rußland, ist längst unterwegs und möchte verbinden, also Fortschritt und Technik mit der Frage: Was tun wir Menschen damit?

Neumann: Um Namen zu nennen: Granin, die Strugatzkis, die Larionowa, Stanislaw Lem.

Herburger: Allein Lem mit drei sehr wichtigen Büchern – „Imaginäre Größe“, „Die vollkommene Leere“, vor allem die „Summa Technologiae“, in der Lem das gesamte Arsenal an denkerischen Möglichkeiten durchspielt: Wie wird Software aussehen,

was wird sie nicht nur auf dem Erdball zustande bringen können, sondern auch kosmisch? In der Literatur hier kennen wir derartige Disziplinen überhaupt noch nicht, diesen utopischen Zug, der für mich zwei Dinge beinhaltet: Einerseits die Versinnlichung von Technik und Information für das Publikum, also den Zugriff der Literatur bezüglich der Zukunft, was könnten wir mit ihr beginnen, wie verwandeln wir sie in Hoffnung und Glück? Und dann noch das große vermessene Spiel der Leichtfertigkeit, sich allen Schwierigkeiten und Abstürzen, die vorhanden sind, zu stellen und keine Angst zu haben. Eben Literatur, meine ich, wäre das Instrument, die so streng geschiedene Welt von Privatem und dem Öffentlichen wieder zu vereinen, nicht als Idylle und Illusion, sondern in Denkanstößen als Freude- und Mutmacher.

Rauter: Ich komme mir nicht hilflos vor in der Vorstellung, daß da was Unheimliches, Unkontrollierbares auf mich zukommt, sondern ich habe das Gefühl, da werden Werkzeuge entwickelt, die einfach besser sind als die alten: mit denen man mehr machen kann, mit denen man besser arbeiten kann. Und es ist etwas Phantastisches, daß man das hat. Ich meine, wenn die Leute das mal begreifen, daß da nicht eine dunkle Wolke rumschwebt über ihren Köpfen, sondern daß hier herrliche Werkzeuge gemacht werden, mit denen sie was machen können, wenn sie das mal verstanden haben, wird ihre Lust steigen, sich diese Werkzeuge anzueignen.

Das, meine ich, ist meine Aufgabe und die der anderen, die schreiben: Einmal den Lesern eine konkrete Vorstellung vermitteln, was wird da gemacht, und was kann man damit machen. Software und Hardware und Programmspeicherung nur als Wortgeprassel hilft natürlich niemandem weiter, sondern das muß sinnlich umgesetzt werden. Meine These ist ja sowieso, daß man alles erklären, alles beschreiben kann – und man kann natürlich auch in Büchern, utopischen oder nichtutopischen Romanen, genau zeigen, was in solchen Werkstätten passiert. Dazu muß man allerdings erst mal selber viel lernen. Das wäre etwas, was mich reizen würde, an so etwas heranzugehen. Und wenn ich diese Aufgabe als Schriftsteller geschafft habe, dann ist der nächste Schritt der: Wenn ich die Nichtdurchschaubarkeit abgeschafft habe, dann habe ich dem Leser einen Begriff davon zu geben, in welchem grandiosen Ausmaß seine Macht als Macher jetzt gesteigert werden kann durch diese Werkzeuge. Was könnte er damit alles erreichen! Ich steigern damit auch seine Lust daran, diese Dinge zu vergesellschaften, indem ich klarmache, wie weit durch das private Eigentum solche Werkzeuge in ihren Wirkungen eingeschränkt werden, gehemmt werden in ihrer Anwendungspraxis, pervertiert werden von einer möglichen produktiven zu einer destruktiven Funktion.

Schultze: Ich habe einen Einwand: Die Lust, sich diese Werkzeuge anzueignen, haben viele, die bei uns arbeiten, schon längst, nur noch gar nicht gesellschaftlich, sondern total individualistisch – daß einer sich diese Werkzeuge an Land zieht, auch um mit ihnen zu spielen.

Neumann: Ich weiß nicht, ob wir das so negativ sehen sollen. Daß Leute, die diese modernen Entwicklungen und Geräte machen, zunächst einmal sich selbst ihr Produkt aneignen möchten, darin steckt immerhin ein Stück Widerspruch gegen die Tatsache, daß es derzeit anderen gehört.

Schultze: Die Firmen machen es so, daß dir das nicht bewußt wird.

Hitzer: Ja, davon ist uns schon einiges deutlich geworden, als wir im *kürbiskern 4/70* die Lehrlinge zu Wort kommen ließen: das *Haus Siemens* als die *Familie der Siemensianer*. Die Firma liefert damit für alles Rechtfertigungen, eine spezielle Seelenmassage für Neueingestellte, besonders intensiv in den mehrwöchigen Lehrlingskursen,

die eben auch vor allem auf Identifizierung mit der Siemens-Hausideologie hinauslaufen.

Neumann: Geben dann nicht – wie damals bei den Lehrlingen – eigne Erfahrungen doch immer wieder Anlässe zum Nach- und Umdenken?

Schultze: Im allgemeinen richtet sich das Interesse der Kollegen auf das, was sie als gute Arbeit auffassen, Faszination durchaus eingeschlossen. Gesellschaftliche Notwendigkeiten gegenüber Programmiersprachen werden nur von einigen Kollegen gesehen. So haben wir ja auch diesen geringen Grad gewerkschaftlicher Organisiertheit. In der Gruppe der Gewerkschaftskollegen machen wir uns natürlich mehr und anders als sonst unsere Gedanken, etwa über die Gefahren der kapitalistischen Rationalisierung.

Die meisten Kollegen orientieren sich indes mehr oder weniger daran, was für sie interessant ist und was sie als Programmier-Sprachen-Formulierung gutfinden, ob das vom Technischen her eine imponierende Sache ist – Imponieren spielt eine große Rolle –, und ob sie zu denen gehören, die diese tollen Dinge machen können.

Auf der Ebene bewegt sich also die Diskussion. Die Kollegen fragen nach dem Motto: Was ist interessant, gut, imponierend? Und wenn aus der Sowjetunion etwas bekannt wird, was imponierend ist, dann macht das auch Eindruck. Da soll es jetzt den Rekursiv-Computer geben, kein Mensch weiß so recht, was das ist, ich auch nicht; offensichtlich ein Computer eines anderen Typus. Möglicherweise kann man das als vierte Generation einstufen. Rekursiv bedeutet normalerweise, daß ich ein und dieselbe Funktion aus der Funktion selbst noch einmal aufrufe. Damit könnte dieser Rekursiv-Computer Aufgaben lösen, die der normale nicht lösen kann. Und sowas zieht bei den Kollegen.

Daß das alles ein paar Abteilungen weiter, meinerwegen bei der Nachrichtentechnik, schon ganz anders aussieht, und daß die Kollegen dort Angst haben vor Entlassungen, das hat sich im großen und ganzen schon rumgesprochen. Aber weil das, was wir machen, so allgemein ist – damit wird Gutes und Schlechtes gemacht –, ist die Sicht für größere Zusammenhänge aus dem Blickwinkel der eigenen Arbeitssituation schwieriger.

Neumann: Ihr sagt doch dem Computer, was er tun soll. Wie klammern die Kollegen dabei *subjektiv* die Frage aus, wem er gehört, die ja *objektiv* allemal mit drin ist?

Schultze: Ja, sie betrachten ihn zum Teil als in ihrer Verfügung; sie versuchen die ganze Profitfrage, oder was auch immer damit zusammenhängt, zu umgehen.

Herburger: Ihr habt eure ganz eigene Art von Verinnerlichung. Trotzdem ist das wohl eine Frage der Aufklärung gegen Denk-, Fühl- und Verhaltensweisen, die im Elternhaus, in der Schule, in der Lehr- und Studienzeit schon indoktriniert werden infolge unseres Drei-Klassen-Rechts, das mich als Kind bereits einer Stufe in der gesellschaftlichen Pyramide, dann einer Sparte im Berufsleben und einer Position in der Betriebshierarchie zuordnet. Ich will aber nicht so eingeteilt werden, möchte zu allem Zugang haben, daß mir mehr möglich wird, daß die Technik auch mir gehört, dem Produzenten und nicht einem Aktienpaketinhaber.

Schultze: Da würden dich die Kollegen nicht ohne weiteres verstehen: Du sagst Produzent und meinst den, der mit Kopf und Händen produziert – eigentlich ganz logisch, aber so nicht denk- und sprechüblich. Und das ist eben der springende Punkt, der nicht mehr allein intellektuell bestimmt ist: daß einer was tun muß selbst für solche Wünsche und Forderungen, die heute noch keine Chance zu haben scheinen.

Neumann: Das wird der Kollege am ehesten dann machen, wenn wir ihm nahebrin-

gen: Dein Wunsch, deine Begehrlichkeit ist der Wunsch, die Begehrlichkeit vieler, und sie realisieren sich mit vielen anderen, in der gemeinsamen Aktion für die Vergesellschaftung.

Herburger: Die anderen – das muß als Stimulans auftreten. Er sollte sagen: Das, was ich kann, was ich als Inhalt inzwischen begriffen habe, gehört auch dir! Fang das Spiel doch mit an!

Neumann: Das heißt verstehen, die kleinste Einheit ist nicht der Mensch, sondern zwei Menschen.

Hitzer: Wie erzeugen wir dieses Bewußtsein, diese Haltung? Die Frage geht an uns als Gewerkschafter genauso wie als Schriftsteller. Kollegen, die den Großen Bruder fürchten, weil sie den großen Bruder, der die Sachen in der Hand hat und kontrolliert, teils nicht kennen, teils nicht zähmen wollen – was können wir ihnen anbieten? Haben sie von sich aus – vielleicht heimliche – Wünsche oder gar Forderungen, an denen wir bisher vorbeigehen?

Offner: Es ist hier das Wort gefallen, durch die technologische Entwicklung, wie sie sich jetzt zeigt, könnte die Lust, sich die Dinge anzueignen, steigen. O. k., das ist die objektive Situation. Nur steht da subjektiv noch einiges dagegen, weil über der Wirklichkeit eine Menge Schleier liegen. Wenn ich mir ansehe, was jetzt anfängt mit dem Aufbau einer neuen Computergeneration, mit den Mikroprozessoren, dann erwarte ich, es wird sich in den nächsten Jahren so mancher Schleier lüften, und das nicht nur in der Hardware, wo immer schon harte Stückzahlen gelten und harter Profit. Auch für die Software-Leute wird manche Spielerei, die jetzt noch an der Tagesordnung ist, nicht mehr drin sein. Die Unsicherheit wird in Zukunft größer werden. Die Frage ist nur: Wie schaffen wir es – wir: dazu zähle ich auch die Schriftsteller –, daß die gesellschaftlichen Notwendigkeiten dann klarer werden? Insofern hat das heutige Gespräch für mich etwas sehr Positives, Ermutigendes, schon dadurch, daß ein Meinungsaustausch stattfindet. Der müßte verstärkt geführt werden, so daß jeder von jedem erfährt, was es an Erfahrungen in der Produktion gibt, was heute läuft und was uns morgen bevorsteht.

Durchschaubarkeit – das möchte ich haben vom Lesen. Fakt aber ist doch, daß es eine solche Literatur, die nicht nur die jetzige Situation der Menschen in der Produktion einigermaßen konkret wiedergibt, sondern auch Möglichkeiten, umgelegt auf Zukunft und Zukunftsentwicklungen, vorwegnimmt, daß es *die* Literatur, soweit mir bekannt ist, nicht gibt.

Herburger: Die gibt es nicht, jedenfalls noch nicht von uns.

Offner: Und das müßte meines Erachtens eine Aufgabe sein, eine Aufgabe von uns und auch von den Literaten, sich darüber Gedanken zu machen, sich Gedanken zu holen und Gedanken auszutauschen. Die Kollegen am Arbeitsplatz brauchen nicht so sehr Darstellungen von dem, was ist. Das sehen sie. Nur was macht man, wie geht es weiter? Gegen die Ratlosigkeit haben wir Hilfe nötig, auch von unseren Schriftstellern.

Neumann: Und ihr meint nicht, daß diese „große Welt“ mit Ausnahme ganz weniger großer Männer keiner mehr durchschauen kann? Auch ein Schriftsteller kann's begreifen?

Offner: Sicher, ja, er kann und muß dafür kompetent werden. Ohne Arbeit geht das allerdings nicht.

Neumann: Günter Grass und andere behaupten das Gegenteil. Manche sagen auch, an solch einer Aufgabe gingen Künstler und Kunst vor die Hunde.

Offner: Die Sache, um die es geht, ist auf jeden Fall begreifbar. Aber sie ist erst dann begreifbar – das möchte ich schon dazu sagen –, wenn wir miteinander die Probleme durchdiskutieren, mehr noch: wenn der Autor auch bereit ist, aus unserer Sicht, an der Seite und vom Standpunkt derer, die im Arbeitsprozeß stehen, heranzugehen an die neuen Fragen, die auf uns zukommen. Und da liegt das Problem von Grass. Das ist *sein* Problem, daß er sich irgendwie zurückzieht und dann irgendwo im freien Raum dichtet.

Herburger: In der Küche... Aber auch für uns, die wir nicht an die zweckfreie Kochkunst glauben, gibt es große Probleme. Schon dieses: Wir müßten hier quasi als Spione unterwegs sein. Denn aufgrund der Eigentumsverhältnisse ist es kaum möglich für Autoren, in Betriebe zu gelangen. Beispiel: Einerseits Wallraff bei uns, andererseits in der DDR Bücher wie Karl-Heinz Jakobs' „Die Interviewer“ oder die Wissenschaftler- und Manager-Portraits von Rainer Kirsch – hierzulande nicht möglich, weil wir mit diesen abgehobenen Personen der Hierarchie überhaupt nicht zusammenkommen. Es geht nicht um Partykontakte, sondern um Arbeits- und Lebenszusammenhänge. Die Trennung zwischen öffentlicher Gewalt und dem Schriftsteller – also dem Küchenarbeiter – ist so vehement, da jeder auf der Stelle verharret. Das ist die eine Schwierigkeit. Die andere: Versinnlichung von Wissen. Was in diesen Techniken mit Hart- und Weichware sich ereignet, läßt sich lernen. Das Problematische sind die Menschen. Ich hatte vor Jahren bei Bölkow Zugang zu einem großen Rechner. Dort arbeitete ein Freund, er war sozusagen Feuerwehrmann von Control-Data, zuständig für alle Anlagen dieser amerikanischen Firma quer durch Europa, wo immer ein Fehler auftrat, nichts mehr funktionierte. Jener unscheinbare, hochspezialisierte junge Mann hatte folgendes Erlebnis: Er wurde eines Nachts von der NASA angerufen. Wie sich hinterher herausstellte, war einem der amerikanischen Bomber, die mit Atomwaffen über Europa kreisen, das Nervensystem ausgefallen, damit auch die Fähigkeit zum Landemanöver. Mein Freund mußte kurzfristig in einem anderen Bomber per Sprechfunk über dessen Rechner den Fall simulieren, um den Fehler zu finden. Was ihm auch gelang. Wie, das hat er mir zwar beschrieben, doch ich habe es nicht völlig begriffen. Auf jeden Fall, das explosive Ding konnte wieder landen. Das war für mich ein Beispiel von Diskrepanz, erregend für den Autor und sicher auch für den Leser: Eine abenteuerliche Situation, einerseits doch Möglichkeit, sie zu reparieren. Dazu käme jetzt die Rückkoppelung auf die private Situation dieses jungen Mannes zu Hause bei Pullach, im Bett, morgens drei Uhr, auf dem Boden neben sich eine halb leergegessene Fischbüchse vom Abend, denn noch ist er unverheiratet, aber... und so weiter.

Offner: Mit Sicherheit ist das Spannungsfeld zwischen NASA und Bett in Pullach nicht in jeder Situation durchzuhalten. Ich bin der Meinung, das ist auch gar nicht notwendig. Ich bin noch nicht einmal sicher, ob es unbedingt nötig ist, daß jemand in die Produktion rein muß, um drüber zu schreiben. Die Probleme bei uns in der Datenverarbeitung können nicht so beschrieben oder so umschrieben werden, wie das Wallraff bei *Bild* gemacht hat. Das ist nicht drin, außer man macht eine Groschenheft-Story draus, und das soll wohl nicht der Sinn der Sache sein. Am letzten Beispiel demonstriert: Ich weiß nicht, ob man die Probleme so hoch aufhängen muß, um davon was in die Zukunft zu projizieren. Die Kollegen berührt das nur insoweit, als das action ist, etwas Phänomenales, im Augenblick greifbar. Den Kollegen interessieren echt die Konflikte, die an seinem Arbeitsplatz, mit seiner Produktion entstehen und die auch zurückwirken auf seine eigene Situation. Das heißt: Es wird ihn ein Buch

kaum motivieren, wo er etwas liest, was ihn zwar momentan begeistert, aber nicht auf seine Arbeit zurückprojizierbar ist.

Schultze: Das Kennenlernen der Apparate ist sicher das Einfachste. Die Schriftsteller müssen vor allem unsere Menschen kennenlernen, mit ihrem Wissen und Unwissen, mit ihrem Präzisionsgehirn und unserem furchtbaren Kauderwelsch, mit ihrer Isoliertheit und – so hoffe ich – ihrer Neugier, auch mal so was Seltenes wie einen Schriftsteller zu treffen.

Herburger: Einen dieser Software-Menschen habe ich im Kreis der Familie erlebt. Es bestand eine große Kluft zwischen Arbeit und Privatem, zwischen Kürzelsprache und einer völlig zurückgebliebenen, zynischen Rede, zum Teil auch einem Gag-Idiom, die alle Überlegenheit zu simulieren versuchten...

Schultze: ... die Probleme sowohl gesellschaftlich wie privat ausklammernd...

Herburger: ... und ein Unterdrückungssystem sehr spezieller Art ausbreiteten. Frauen hatten nichts zu sagen. Die Kinder: Söhne waren Nachkömmlinge im Beruf, Mädchen nicht. Diese Familien residieren abgekapselt am Stadtrand, haben keinen Zugang mehr zur Stadt oder zum Land, wo der Fachmann nicht leben kann, da es dort seine Industrie gar nicht gibt. Land war nur noch Ressource sogenannter Gefühle am Wochenende.

Dann kam eine ganz andere Seite zutage: Im Familienkreis nannte sich ein Gast einfach „Verkabler“, mußte also aus der zweiten Generation der Rechner stammen. Er erzählte ein wenig von seinem erotischen Verhältnis zu den „Matratzen“, der Verkabelung, während er hineinlangt und darin arbeitet und wurde, als er es beschrieb, ziemlich feurig. Ich habe mir eine solche „Matratze“ angesehen. Sie ist ein eminent ästhetischer Wirrwarr von bunten Kabeln, die ein betörendes und sinnanheimelndes Polster bilden.

Schultze: Ja, viele von uns haben ein ausgesprochen emotionales Verhältnis zu dem, was sie tun. Sie sind begeistert davon, sind bereit, auch Überstunden dafür zu riskieren.

Neumann: Und was lesen nun die Gefühlvollen, außer Fachliteratur?

Schultze: Das ist ganz verschieden. Manche gar nichts, andere das, was der Normalbürger auch liest, von *Asterix* über die *Digedags* bis *Konrad Lorenz*, dann mit dem Fahrstuhl durch die Kelten-, Römer- und Kreuzzugszeit und auch den einen oder anderen Bestseller.

Neumann: „Flug ins Herz“ noch nicht?

Schultze: Das kenn ich selber noch nicht.

In der Umgebung bin ich nun ständig sowas wie ein Sendbote: vom Gewerkschaftlichen, vom Gesellschaftlichen, mit Wissenschaftsaufarbeitung bis zu Lem-Utopien. Da habe ich nun mal ganz ahnungslos von der astrophysikalischen Situation des Schwarzen Lochs gesprochen, aber die Kollegen kamen doch gleich auf die Vagina...

Neumann: Dabei hat das Schwarze Loch eine wichtige weltanschauliche Funktion: als naturwissenschaftlicher Gegenbeweis gegen die von Carl Amery eben im SZ-Feuilleton wieder beschworenen apokalyptischen Schrecken aus den „schwarzen Kratern der Entropie“. Aber das wirklich sensationell Neue wird tabuisiert, zugunsten von Dänicken bis „Krieg der Sterne“. Was moderne Wissenschaft und Technik an Positivem, an Hoffnung bieten, das wird nicht gesehen, und zwar vor allem deswegen nicht, weil die Massenkommunikationsmittel üble Folgen, die der Kapitalismus mit sich bringt, als unvermeidliche „Kosten des Fortschritts“ darstellen. Was Günter Herburger sagt: Diese Aufgabe der Kunst, zu zeigen, was da für dich und mich an

neuen Möglichkeiten des Menschwerdens drinsteckt, was aus uns werden kann – das läßt man hier nicht hochkommen. Denn damit müßte ein Negativbild des krisenhaften Kapitalismus von einer Schärfe entstehen, die das System nicht mehr aushält, und andererseits eine positive Alternative, die es schon gar nicht erträgt, noch dazu, wenn so was über den engsten Kreis sogenannt anspruchsvoller Literaturkonsumenten hinausdrängt. Einmal mehr also: unser Produktions- und Distributionsproblem.

Schultze: Auch mein Problem im Umgang mit Büchern. Ich weiß, wie lange mein Bruder gebraucht hat, bis ich die ersten Romane gelesen habe. Ich fang also bei gewerkschaftlich aktiven Leuten mit Sachbüchern an, zum Beispiel Thema Rationalisierung. Ein Buch dazu, das von der Gewerkschaft akzeptiert wird, hat die Chance, diese Kollegen voll zu erreichen. In gewerkschaftlich orientierten Bibliotheken, in den Schulungszentren steht auch August Kühn schon drin. Dann war der eine oder andere Kollege mal bei einer Münch- oder Rainer-Zwing-Lesung. Darüber können wir dann miteinander reden – auch weil die Romane und Erzählungen in jedem normalen Buchladen stehen. Dahinter wird's schon wieder schwieriger. Da gibt's nun die *Kleine Arbeiterbibliothek*. Zum Teil sind die Themen Vergangenheit, von der die Leute gar nix wissen, wer weiß bei uns schon was über'n Kapp-Putsch und die Kämpfe im Ruhrgebiet? Nun wäre ja zu wünschen, die Kollegen erführen auch so was, nur dafür ist das Interesse bei uns noch nicht so groß, weil sie ihre Probleme anders sehen. Doch aus dem Gebiet, was sie selbst betrifft, gibt's eigentlich noch fast nichts, was dem Anspruch genügt, den ihr selbst formuliert habt.

Offner: Nach meiner Erfahrung müssen wir den Schwerpunkt setzen auf die Arbeit mit der Jugend. Die Jugend ist von ihrem kritischen Standpunkt her am aufnahmefähigsten, von der Tagesaktualität bis zum Interesse am Sozialismus.

Herburger: Die Ausbreitung von Literatur ist für ihre Produzenten, die Schriftsteller und Dichter, kein Problem. Wenn wir nur an das „häßliche“ Wort, wir sollten Zielgruppen erreichen, denken, werden wir schon beim Schreiben paralytisch. In der Küche sitzend, haben wir etwas Vermessenes vor, wir erzählen von dem, was uns bestürzt oder womit wir voll Hoffnung sind. Ob das gelesen wird oder nicht, ist immer noch nicht die Frage. Wenn aber zum Beispiel – was ich mir sehr gut vorstellen kann – ein Prozeß stattfindet, daß 20 Leute sich unterhalten, von ihren Schwierigkeiten und Lüsten berichten und hinterher, nach zwei, drei Jahren, Spuren davon in einem Buch lesen, wie ihre Geständnisse umgesetzt wurden – schon dieser Multiplikator von 20, die dabeigewesen sind, wäre für mich als Schriftsteller aufregend. Der Autor könnte dann zeigen, weshalb er nur dies und jenes aufgenommen hat, und warum es sich in dieser Art von Geschichte, Form von Abenteuer, Problemstellung, Spannung, sprachlicher Verführung veränderte.

Das andere ist wieder die Habgier und Vermessenheit, wie weit man zu gehen vermag. Ich meine nicht, daß man ständig in der zähen Wirklichkeit der Gegenwart herumstapfen sollte, wenn man Romane schreibt, Gedichte oder Essays verfaßt. Besser wäre, mitunter Meilen vorauszuweichen. Doch wo sind die Heroen der Theorie, der Naturwissenschaft wie der Soziologie und Psychologie? Wieso kommen sie nicht mit uns, wir nicht mit ihnen zusammen? Weshalb sprechen sie nicht über uns, unsere Bücher? Lesen sie sie nicht, wollen sie es nicht oder verstehen sie sie nicht? Sind sie so befangen in ihrem Fachwissen, in ihrer Spezialsprache, daß sie völlig konfus oder störrisch werden und sagen, wir könnten nichts mehr vereinigen, die Disziplinen seien zu verstreut und riesig geworden, unüberblickbar?

Jeder, meine ich, hat vom Gefühl und Denken her die Hoffnung, in einer Weise priva-

ter Utopie Zusammenhänge aufzuspüren. Ich kehre zu dem Gespräch zwischen Oskar Neumann und Jürgen Kuczynski zurück, in dem am Schluß etwas Ungeheuerliches steht: die Forderung nach dem sozialistischen Giganten, dem Menschen in seiner Ganzheit, wie er denkt, fühlt und tätig ist zugleich...

Neumann: ...noch dazu in Massen.

Herburger: Also keinen Unterschied mehr darstellt, weder inhaltlich noch numerisch.

Schultze: Das geht gar nicht, denken die Leute sofort.

Herburger: Vom Schreiben her ist dieses Ziel etwas ungehörig Selbstverständliches. Jeder, der ein Gedicht wagt, auch wenn er nur von sich spricht, riskiert diese Forderung. Indem er von kleinsten Problemen erzählt und sie übertreibt, als beinhalteten sie die ganze Welt, wünscht er sich das Ganze.

Rauter: Der große Mensch in Massen – ich stelle mir vor, daß wir dem Ziel näherkommen auch damit, daß nicht nur die Menschen Werkzeuge machen, sondern auch Werkzeuge die Menschen. Davon gehe ich schon aus. Und daß dann solche Werkzeuge, wie sie bei euch produziert werden, mit dazu beitragen, daß Menschen größer und große Menschen massenhaft werden. Und weil das so ist, finde ich die Erfahrung des Gesprächs heute für mich sehr wichtig. Immer wieder frage ich mich: Wenn ich jetzt mein nächstes Projekt geschrieben habe – woran werde ich dann gehen? Ich hab so eine Mappe, ganz dick voller Projekte, ungefähr bis zum Jahr 2500 bin ich voll beschäftigt. Und dieses Gespräch hat nun gezeigt: Ich muß jetzt auf 2600 verlängern, und alles andere aus der Projektmappe verschieben um 100 Jahre. Vorher will ich etwas ganz anderes machen, nämlich das, was ich heute nachmittag verstanden habe. Das war für mich eine aufregende Erfahrung, wenn man so mit Kollegen und Genossen zusammenkommt und redet über ganz „wesensfremde“ Dinge und Leute – normalerweise sitzen wir immer mehr oder weniger mit unsereins zusammen, natürlich nicht so, daß ich nie jemand treffe, der nicht schreibt. Aber so intensiv mit ganz bestimmten Fachleuten wie heute unterhalte ich mich doch nicht sehr oft. In der Sowjetunion allerdings habe ich in der Richtung viel dazugelernt: Automechaniker, Autoelektriker, Kraftwerksspezialist und so weiter.

Neumann: Ohne daß man dir schon ein Kraftwerk anvertrauen sollte. Aber durchaus ein Buch über diese Erfahrungen in der SU, vielleicht jetzt auch mit mancher Erfahrung mehr von hier und heute.

Rauter: Ja, ich glaube schon, daß die Leser was davon haben, wenn man es hinkriegt, ihnen ganz klarzumachen, was da passiert in bezug auf unsere Zukunft, an Möglichkeiten, an Gefahren, daß man als Autor und als Leser Angst haben muß. Da wird man genug Leser finden, wenn man die Verbindung herstellen kann zwischen ihrem persönlichen Interesse und diesem anscheinend übergeordneten Vorgehen. Und zweitens – diese These muß ich einfach nochmal sagen – schafft man da, wenn man diese Durchschaubarkeit herstellt durchs Schreiben, eine enorme Lust in den Lesern, endlich mal mitzubestimmen, ja, zu regieren.

Neumann: Dagegen, daß der einzelne Lust kriegen sollte am Beherrschen der Dinge und der gesellschaftlichen Entwicklungen, wird ja nun mobilisiert, was Günter Herburger die Konfusion als Folge von Vereinzelung genannt hat, Vereinzelung des Individuums wie seiner Kenntnisse. Es wird uns ständig eingeredet, wir könnten überhaupt nicht kompetent sein, weil wir die letzten Entwicklungen der Mathematik, der Physik oder der Politik, den letzten Schrei von Magischen Dreiecken und Vierecken in der Wirtschaft nicht mitbekommen hätten. Wieviel ist denn wirklich wissenschafts-

spezifisch an dieser Vereinzelung, dieser Überspezialisierung? Karl Schröter, einer von den Spitzenleuten in der modernen Mathematik und im Denken über Mathematik, sagt – übrigens in Nachfolge von Hilbert, der das schon vor Jahrzehnten behauptet hat –, daß in dieser sehr übergreifenden Wissenschaft der Trend zur Vereinfachung, zum Begreifen im großen Komplex geht. Und mir scheint, daß die moderne Maschinerie durchaus diesen Zug zum Begreiflich-Werden, zum Handhabbarmachen unterstützen kann – unter der *einen* Voraussetzung, daß diese Maschinerie samt zugehöriger Wissenschaft und Methodik als eine gesellschaftliche betrieben wird.

Rauter: Um das zu bestätigen und zu verdeutlichen: Gerade diese Werkzeuge machen einen sofortigen Austausch von Willensäußerungen, Interessen, Absichten möglich. Ja natürlich, gerade die Computer machen es möglich, daß keine Verschlusssache bleibt, was vergesellschaftet ist, daß jeder regiert. Das ist doch der Punkt. Du kannst sofort jeden zu Hause fragen. Der kann auf Knopfdruck antworten: Mein Interesse ist so und so. Du hast in Sekundenschnelle den Volkswillen. Das ist eine aufregende Geschichte, die heute schon realisierbar wäre unter anderen gesellschaftlichen Voraussetzungen.

Neumann: Ich möchte dabei weniger an so was wie computerisierte plebiszitäre Basisdemokratie denken, eher schon an eine Neuauflage der von Robert Jungk wiederentdeckten Wunschhefte der Jakobiner-Clubs – Bedürfniserforschung also als ein Teil der Planungsgrundlagen.

Schultze: Der Optimismus bezüglich der Werkzeuge – da warne ich vor Euphorie, vor allem auch im Zusammenhang mit Sozialismus-Propaganda. Damit er so einen Gedanken des Regierens aller attraktiv findet, müßte dem Kollegen der Sozialismus eigentlich vom Grundprinzip her schon vorher verständlich sein. Sonst hat er das unguete Gefühl: Wenn jeder regiert, regiert jeder über jeden, also die Stärkeren auch über mich. Du würdest dein blaues Wunder erleben von wegen „Lust am Regieren“!

Rauter: In dem Maß, wie die Kollegen begreifen, daß sie regieren können aufgrund der Berechenbarkeit der gesellschaftlichen Entwicklung und dank ihrer Geräte, werden sie auch ihre Haltung verändern.

Hitzer: Skepsis gegenüber Veränderungen, Warntafeln vor der Zukunft waren immer kennzeichnend für das Interesse von Leuten, die alles beim alten lassen wollen und auch für ihren Einfluß auf die Haltung vieler Menschen mit objektiv ganz anderem Interesse. Ich bin darauf gestoßen, als ich das Material zu meinem Buch „Lenin in München“ gesammelt habe. Vor über 70 Jahren kam Lenin hierher, und es war eine Gruppe von ungefähr einem Dutzend Menschen. Sie wurden als Träumer bezeichnet, vor allem er. Was sie da vorhatten, waren ja auch wirklich – bei aller wissenschaftlichen Begründung – Träume in die Zukunft. In seinen damaligen Papieren stand immer hinter dem Namen, den Lenin gewählt hatte: *Schriftsteller*. So hat er sich eingetragen in der Bayerischen Staatsbibliothek: *Dr. jur. Jourdan Jordanoff, Schriftsteller, Siegfriedstraße 14/II*. Er begriff die Aufgabe des literarischen Berufs als eine aufklärerische, und in der Zeit ging der große Kampf auch gegen die Angst vor der Zukunft, gegen die Angst vor den Aufgaben der Revolution und danach. Wir dürfen also durchaus ein gutes Gewissen haben, wenn auch in unserem Gespräch manches an Träumerei vorkommt, an Vorgriff auf übermorgen, falls wir dabei die nächsten Schritte von heute nach morgen nicht aus den Augen verlieren. Wenn gesagt wurde, die Schriftsteller dürften vor dem Großen Bruder nicht scheitern, sie müßten kompetent werden mit ihrer Arbeit, die vielleicht mehr denn je gebraucht wird in dieser hochtechnisierten Welt, dann verstehe ich das so: Der Autor ist aufgerufen mit seiner

menschlichen Erfahrung und seiner Fachsprache, die eine allgemeinverständliche Sprache ist, Wirres zu entwirren, Undurchsichtiges durchschaubar zu machen, die Dinge, die den Fachleuten zu sehr auf der Nase sitzen, aus größerer Distanz zu überblicken und ihnen damit Perspektive zu geben. Im Betrieb, in der Gewerkschaft, überall stellen wir Haltungen des Abwartens fest, weil bei den Kollegen Furcht und Hoffnung miteinander im Streit liegen. Wenn wir uns zur Hoffnung durchringen und den Mut finden, den Schritt zur Tat zu wagen, die mit so vielen kleinen Handlungen beginnt, mit Diskussionen im Kollektiv am Arbeitsplatz, mit Aktionen aus sozialer und politischer Verantwortung, auch aus Verantwortung im Kultur- und Wissenschaftsbereich, dann gibt's eigentlich nur eine Konsequenz: Der arbeitende Mensch kann und wird diese Welt in den Griff bekommen. Wir kennen doch genügend Beispiele, wie heute in der Hierarchie des Kapitalismus Leitende samt ihrer vom Eigentum verfügten Macht, Entscheidungen zu treffen, was und wofür investiert wird, schon nicht mehr kapieren, was läuft. De facto ist also im Schoß dieser monopolkapitalistischen Gesellschaft der Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit soweit herangereift, daß seine Lösung unter allen Aspekten zwingend wird – aus sozialen Gründen, im Interesse von Freiheit und Menschenrecht, aber eben auch für die wissenschaftliche, technische und technologische Entwicklung, und genauso in der Kunst. *Offner*: Das von einem Schriftsteller gepackt – es wäre eine einheimische Utopie mit viel Realismus.

Ich sehe die Probleme im wesentlichen so, wie viele Wissenschaftler die einzelnen Aspekte auch sehen. Mit welcher Alternative, die für sie zumeist noch nicht sichtbar ist, von welcher Seite her, mit welchem Thema kann da ein Schriftsteller eingreifen? Wenn er nicht gerade bis zum Jahr 2500 ausgebucht ist, meine ich – auf die Gefahr der Wiederholung hin: Es fängt alles damit an, den Punkt zu eruieren, wo der Kollege im Betrieb ansprechbar ist; und gleich dabei: Wie kann der mir überhaupt folgen, wie weit kann ich gehen? Der einzelne Leser ist der Partner beim Versuch, an seinen Problemen anzuknüpfen und darauf dann so aufzubauen, daß der Kollege mitverfolgen kann und will, was ihm da an Motivation, an Vorschlägen angeboten wird.

Herburger: Auf diese Wirkung hoffe ich auch, weil ich der Macht der Literatur vertraue. Wenn sie es ernst meint, kann sie viel über die Maschine hinaus vollbringen, das ist ihre Kraft. Sie holt wieder als Einheit zurück, was seit ein, zwei Jahrhunderten auseinanderfällt. Sie setzt bei dem, der liest, Phantasie frei, auch das Entsetzen, aber gleichfalls wärmende Identifikation. Für einen Schreibenden, der besessen ist, da er entdecken will, sind ein Müllmann oder eine Computer-Fachfrau genau dasselbe. Beide bleiben kostbar, vielfältig in Gedanken, Problemen und Wünschen. Die Maschine muß ich nicht in allen Einzelheiten schildern, vielleicht Teile von ihr, ich sollte jedoch klären, daß sie stets dienende Funktion innehält. Wenn sie zum Instrument der Unterdrückung wird, behauptet sich der gesellschaftliche Zwiespalt. Oder ich gehe schon weiter und detailliere, was in unserem Gespräch beschworen wurde: daß zum Beispiel Geschwindigkeit Information verschnellern, unseren Reichtum ausbreiten kann; daß die Maschine schließlich kein Kapital mehr braucht im Endzweck und dann die Arbeit nicht mehr Fron ist, vielmehr zu einer Art spielerischer Lust wird; daß wieder etwas wie heimatlich-handwerkliche Geschlossenheit, auch denkerisch-gefühlswertige Verbundenheit zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen entsteht, dem Gekochten und dem Rohen.

Ewald Dede Alles klar auf Andromeda

„Krieg der Sterne“ – Friede dem Profit

Die aufflammende Kinobleuchtung ist verräterisch. Sie entblößt die gerade noch vom Dunkel verhüllte emotionale Wirkung des eben beendeten Films auf sein Publikum. Die Zuschauer erheben sich von ihren Plätzen, und ein Widerschein des nie in Frage stehenden glücklichen Filmausgangs spiegelt sich in ihren zufriedenen Gesichtern.

Nach 90 Minuten Kampf in fernen Galaxen ist der *Krieg der Sterne* vorerst beendet. Die Guten sind gut geblieben, die Bösen wieder einmal restlos ausgerottet, eine märchenhafte Zukunft scheint, wenn schon nicht uns, so doch unseren Kindeskindern gerettet.

Zwar wird hie und da das eine oder andere Detail moniert, und die am Kinoausgang von einer Zuschauergruppe diskutierte Frage, warum Laserkanonen einen Rückstoß haben müssen, wird noch geraume Zeit unbeantwortet bleiben, doch sind das eben nur Kleinigkeiten, die C-3PO und R2D2, die beiden niedlichen Computerwesen, laut *Stern* so sympathisch wie ehemals Dick und Doof, allemal vergessen lassen.

Enttäuscht vom *Krieg der Sterne* werden höchstens ein paar ernsthafte Science-Fiction-Fans, die in dem Film neue Nahrung für ihre utopische Phantasie gesucht haben. Verglichen etwa mit Stanley Kubriks Film 2001: *Odysee im Weltraum* oder Stanislaw Lems *Solaris* scheidet George Lucas' neues Weltraumspektakel natürlich schlecht ab, aber dieser Vergleich ist, wo er gesucht wird, auch falsch gewählt, denn sicherlich lag Drehbuchautor und Regisseur Lucas nichts ferner als die wissenschaftliche Spekulation. Der natürliche Ausgangspunkt hierfür, unsere Erde nämlich, kommt denn in dem Film auch gar nicht mehr vor.

Lucas will sein Kinowerk als Weltraummärchen verstanden wissen, und in der Kombination dieser zwei Genres liegt sein Erfolgsrezept verborgen. Der eigentliche Reiz der Science Fiction, die menschliche Phantasie aus einer denkbaren Zukunft zu neuen Fragen an die eigene Gegenwart anzuregen, wird ersetzt durch die Eigenart des Märchens, gebrauchsfertige Verhaltensmuster in phantastischer Verhüllung vorzuführen. Die scheinbare Zeitlosigkeit des Films ist folglich auch trügerisch: Am Schnittpunkt von märchenhafter Story und futuristischem Ambiente wartet ein verunsichertes Alltagsbewußtsein, das sich in den zunehmend schwieriger werdenden Erdenverhältnissen immer schlechter zurechtfindet, auf nutzbare Antworten.

Der *Krieg der Sterne* liefert sie überzeitlich verpackt – also ein für allemal –, und das Publikum nimmt sie so begierig auf, daß Lucas' Märchenopus inzwischen zum größten Kassenerfolg der bisherigen Kinogeschichte avancierte.

Natürlich braucht der Film, um seinen Betrachtern den Sprung in die hypertechnisierte Zukunft zu erleichtern, einen Ansatzpunkt, den das Zuschauerbewußtsein notwendig als glaubwürdig anerkennt. Lucas findet diesen, was fatale Folgen hat, in der scheinbaren Zwangsläufigkeit von Kriegen, genauer: in der Verbindung von technischer Innovation und Krieg. Konsequenter wird fortgesetzt, was schon in der Gegenwartssprache unauflöslich einzementiert scheint: Der Weltraum wird ja gerade nicht als neuer Forschungsgegenstand allgemein nutzbringender Erkenntnismöglichkeiten beschrieben, vielmehr hat die Weltraumforschung, quasi als militärische Hilfswissenschaft, das All zu erobern, um bestehende Herrschaftsansprüche abzusi-

chern. „Was ein kleiner Schritt für mich, ist ein großer für die Menschheit“, sprach der Eroberer und rammte eine amerikanische Flagge in den Mondstaub.

So verkrustet sich in der Umgangssprache ein Denken, das im Ausdruck schon die permanente Bedrohung parat hält; an dessen Anfang steht die V 2, nachträglich noch legitimiert durch die kunststoffbeschichtete Bratpfanne, aber sein Endpunkt ist eben nicht der billige Taschenrechner im Kaufhaus, sondern die massenhafte Vernichtung von Arbeitsplätzen. Materialisierte die Teflonpfanne noch den Mythos vom technischen Fortschritt als gleichem Nutzen für alle, so beginnt jetzt der zunehmende Einsatz elektronischer Arbeitsmittel, den Begriff „wissenschaftlich-technische Revolution“ auf Dequalifizierung, Arbeitsplatzverlust und Existenzangst zu reimen.

Aus der um sich greifenden Verunsicherung, den aufkeimenden sozialen Konflikten, entführt der *Krieg der Sterne* seine Zuschauer in eine vergangene Ferne; „Es war einmal in ferner Zukunft“: Die eigenen Probleme werden als nichtig klein und im übrigen unabänderlich denunziert.

„Ein böses Imperium“ strebt, ausgestattet mit einem neuentwickelten Todesstern planetarischer Größe, gegen den die Neutronenbombe eine Penicillinspritze ist, die Macht über alle Milchstraßen an. Um die wenigen Rebellen ist es schlecht bestellt, zumal die mit den Konstruktionsplänen des Todesmonsters betraute Prinzessin Leia gleich zu Beginn des Films in die Hände des Oberbösen, Lord Darth Vader, fällt. Gut und Böse in einem Bild vereint: die blinkäugige, herzlich dreinblickende Prinzessin, standesgemäß im weißen Schlabberkleid, und der schwarzuniformierte, hinter seiner Gesichtsmaske asthmatisch röchelnde Finsterlord.

Nach drei Filmminuten kann das an graue Alltäglichkeit gewöhnte Publikum genüsslich im Kinossessel zurücksinken: Es kommt alles klar auf Andromeda.

Und schon nimmt die Rettung ihren Lauf. C-3PO, der goldene Kunstmensch, und sein mülltonnengroßer Elektronenspezi R2D2 landen mit ihrer in letzter Sekunde abgesprengten Rettungskapsel auf dem Planeten Tatooine. Hier treffen sie den seines langweiligen Farmlebens überdrüssigen jungen Luke Skywalker, in dem der Drang nach großen Taten wühlt. Aufklärung schafft der Uralt-Eremit Obi-Wan Kenobi, der hier nur die gute alte Rittertradition von Lukes Vater am Werke sieht (beide gehörten dem einstmals mächtigen Yedi-Orden an). R2D2 spult den eingespeicherten, königlichen Hilferuf ab, und für kurze Zeit ist guter Rat teuer. Kenobi befindet sich zwar im Besitz der „Macht“, die nicht nur Leib und Seele, sondern auch das Weltall zusammenhält, was aber fehlt, ist ein Raumschiff. So muß das gute Alte mit dem noch brauchbaren Neuen eine fruchtbringende Verbindung eingehen. Letzteres begegnet dem Zuschauer in der Gestalt von Han Solo, einem cowboyhaft gekleideten, dreisten Raumschmuggler, dessen einziges Interesse dem schnöden Mammon gilt. Mag die „Macht“ des alten Ritters ihn wenig beeindrucken, so schmilzt seine rauhe Schale doch unter den sanften Blicken der befreiten Prinzessin. Als es dann darauf ankommt, dem Jungritter Luke beim alles entscheidenden Angriff auf den Todesstern zu Hilfe zu kommen, da stürzt sich Han Solo in die Gefahr und... er gewinnt.

Eine Filmhandlung, wie sie banaler kaum noch vorstellbar ist. Tatsächlich aber liegen in ihr die Voraussetzungen für den Publikumserfolg.

Zum einen befreit sie nämlich den Zuschauer aus der Konzentration auf mögliche Entwicklungen der handelnden Personen, denn diese sind reduziert auf das Empfindungs- und Aktionsniveau von Comic-Figuren. (Wohl nicht zufällig erschien in den USA unter dem Filmtitel eine Heftchenserie, deren Strichmännchen mit den Gesichtern der Filmschauspieler versehen wurden.)

Zum anderen bestimmt sie natürlich die Rezeption der vorgeführten Technik, indem die gesamte Maschinerie ja nur zum Zwecke des nie in Zweifel stehenden glücklichen Endes in Gang gesetzt wird.

Und hier nun beweist der Film seine Professionalität. Der Aufwand an technischen Gags und Tricks ist geradezu überwältigend. Stellt sich außerhalb des Kinos die ständig wachsende Technisierung zunehmend als Verlust sinnlicher Erfahrungsmöglichkeiten dar, so ertränkt der Film seine Zuschauer in einer visionären Bilderflut. Die ernüchternde Distanz zwischen Bild und Betrachter, beim Fernsehen aufgrund des ungünstigen Verhältnisses von Blickfeld und Bildschirmgröße immer störend zugegen, wird im Superbreitwandkino aufgehoben. Das Auge saugt sich an der Leinwand fest und wird gespannt alles aufnehmend, von einer geschickten Kameraführung mitten in die Ereignisse gezogen. Man ist hautnah dabei.

Wenn sich zu den hymnischen Klängen der Londoner Philharmoniker ein riesenhafter Raumkreuzer langsam und zum Greifen nahe über die Bildfläche schiebt, rutscht das Publikum unwillkürlich tiefer in die Sessel. Oder, festgenagelt im Cockpit von Han Solos „Rasendem Falken“, entringt sich den Zuschauern beim Sprung durch die Lichtmauer – unzählige Sterne glühen auf – ein glücklich befreites *Aabb*.

Wie am Detail das filmtechnische Können von George Lucas zu bewundern ist, so im Verhältnis von Einzelsequenz zum Filmganzen, die – freundlich formuliert – politische Gedankenlosigkeit des Autors. Denn schließlich realisiert sich die Schönheit der Bilder am Thema Krieg, was Lucas zwangsläufig, da seine Comic-Menschen ihrem Treiben gar nicht kritisch reflektierend gegenüberzutreten können, zu einer Ästhetisierung des Sterbens zwingt.

So wird selbst der Tod im *Krieg der Sterne* noch zu einem Kunstgenuß fürs Publikum. Von Laserstrahlen getroffen, sinken die unzähligen Opfer lautlos zu Boden, zerstörte Raumschiffe und Planeten verglühen malerisch im All. Zweifel am Geschehen werden allenfalls beim Automatenmann C-3PO laut, in dessen Verhältnis zu seinem Computerkameraden die Entfremdung von Mensch und Technik auf die Spitze getrieben wird. Während die menschlichen Wesen gleichsam naturgebunden in die Kriegshandlung verstrickt sind und nur noch als Anhängsel des technischen Apparats fungieren, ist C-3PO immerhin in der Lage, sich mit den elektronischen Geräten zu „unterhalten“, weshalb seine Beziehung zu R2D2 auch viel „lebendiger“ erscheint als die aller übrigen Personen zueinander.

Dem Jungritter Luke zum Beispiel nicht einmal angesichts seiner vergeblichen Bemühungen, das Herz der Prinzessin zu erobern, eine Regung seiner Gefühle zeigen, so erobert R2D2 auf den Vorwurf seines goldenen Freundes, daß ihn ohnehin keiner möge, die Herzen der Zuschauer mit einem traurig gedehnten Pfeifton. Eine befremdende Dialektik stellt sich ein: Das schauende Publikum, ohnehin zum Schweigen verurteilt, findet sich wieder in der zur Sprache gekommenen objektiven Materie. Und was für ein vernichtenderes Urteil ist vorstellbar, als wenn deren Zweifel ad absurdum geführt werden. Denn so geschieht es mit der vom technischen Produkt C-3PO geäußerten Kriegsmüdigkeit. Sie wird exemplarisch an den Bewohnern des Planeten Alderaan als sinnlose Kleinmütigkeit entblößt. Jene haben sich nämlich nicht am allgemeinen Wettrüsten beteiligt, weshalb sie, samt ihrem unbewaffneten Stern als Versuchsobjekt besonders geeignet, vom Todesstern und seiner Besatzung kurzerhand exekutiert werden.

Ist der bedrohlichen Technik also rational nicht beizukommen, so bleibt dem Zu-

schauer nur die Hoffnung auf die „Macht“, vom weißhaarigen Alec Guinness als Obi-Wan Kenobi altherwürdig verkörpert.

Die „Macht“, eine metaphysische Größe, die an keinen sozialen Gehalt gebunden ist, stellt das „Wahre, Gute und Schöne an sich“ dar. Sie ist eine Kraft, die dem, der würdig ist, sie zu tragen, die Herrschaft über Menschen und Technik verleiht. Nur, man muß bereit sein, ihr ohne Fragen, blind, mit geschlossenen Augen – gerade so, wie sich Jungtritter Luke auf den Todesstern stürzt – zu folgen.

Und natürlich ist dem Publikum diese „Macht“ bekannt. Ihre Aura scheint auf, wenn gewisse Politiker das Wort vom „Modell Deutschland“ auf der Zunge führen oder ihr Blick bei Parteitage reden weit über die Grenzen unseres Landes hinausschweifen muß, um endlich Ruhe zu finden.

Wohin der Weg solcher „Macht“ führt, offenbart sich im *Krieg der Sterne* an den letzten Bildern, die die Siegesfeier der Raumheroen festhalten und deren kühner Glanz einem alten Vorbild entlehnt ist: Es ist die gleiche Schönheit, mit der einst Leni Riefenstahls NS-Film „Triumph des Willens“ die Barbareien des Faschismus zudecken sollte. Doch wer kennt noch diesen Film, jene Zeit, Herr Fest?

Siegfried Zielinski/Thomas Radevagen/Gerd Prange/Christian Deutschmann

„Der Ozeanflug“ von Bertolt Brecht

Mit „Vorschlägen zur besseren Verwendung der Apparate“

Die Frage, wie man die Kunst für das Radio, und die Frage, wie man das Radio für die Kunst verwerten kann – zwei sehr verschiedene Fragen –, müssen zu irgendeinem Zeitpunkt der wirklich viel wichtigeren Frage untergeordnet werden, wie man Kunst und Radio überhaupt verwerten kann.¹

Die nahezu fünfzig Jahre Rundfunkentwicklung, die zwischen dem Brechtschen Experiment und der Gegenwart liegen, haben die Erörterung dieser „viel wichtigeren Frage“ nicht obsolet werden lassen. Im Gegenteil: Nach wie vor wirkt der bürgerliche Kulturanspruch der Rundfunkanstalten, mit dem das neue Medium einst auszog, das deutsche Volk zu unterhalten und zu belehren, äußerst hemmend in Bezug auf die Entfaltung der kommunikativen Möglichkeiten, die in dem Massenmedium angelegt sind. Tritt die Fessel dieses normativen Anspruchs, neunmal geheiligt durch die „Kulturhoheit“ der die Anstalten tragenden Länder, im Bereich des „dichterischen“ und „experimentellen“² Hörspiels in besonders plastischer Weise zutage, so wollen die folgenden Thesen, darüber hinausweisend, verstanden sein als Versuch, einige der annehmbaren Vorschläge Brechts „zur besseren Verwendung der Apparate“ für die ästhetische Praxis in den Massenmedien und deren Diskussion in Schulen und Hochschulen nutzbar zu machen. Literatur und ihre massenmediale „Verwertung“ werden

dabei im Brechtschen Sinne zum Gegenstand, nämlich als *adäquate Verwendung* der besonderen Potenzen zum Erfassen von Wirklichkeit, die Literatur als spezifischem, „gesellschaftlichem Verhältnis“³ innewohnen.

Die Abstraktion von der historischen Situation der Weimarer Republik ermöglicht dabei diejenigen Forderungen Brechts und diejenigen gehaltlichen Momente seines „Ozeanfluges“, die nicht der geschichtlich besonderen Rezeptionsweise⁴ verhaftet sind. Es sind dies vor allem die *Ideologie* des Lehrstückes und die allgemeinen ästhetischen Prinzipien, die aus ihm ableitbar sind. Die praktische Aktivierung des Hörers vor dem Radioapparat über das „Mitsingen bzw. Mitsprechen“⁵ von Textteilen, die von Brecht eigens dafür ausgezeichnet wurden, beschreibt u. E. lediglich *eine Form* der Vermittlung; sie stellt nicht den *Zweck* der massenmedialen Veranstaltung dar. Der immer noch „notwendige Aufstand des Hörers, seine Aktivierung und seine Wiedereinsetzung als Produzent“⁶ sind nicht primär durch seine bloß formale Einbeziehung in den Kommunikationsprozeß zu veranlassen; sie realisieren sich vielmehr in dem Prozeß der Bewußtwerdung der Masse der Rezipienten als gesellschaftlichem Subjekt.

Wenn ich fliege, bin ich ein wirklicher Atheist⁷

Brechts Material ist ein wichtiger Teil erlebter Wirklichkeit des Jahres 1927: die erste Überquerung des Ozeans durch den Flieger Charles Lindbergh. Die damaligen Massenmedien feierten das Ereignis als unbegreifliche Sensation, Lindbergh selbst wurde mit dem Verdikt des einmaligen, individuellen Helden ausgezeichnet. Die amerikanische und europäische Öffentlichkeit war eingeladen, über Presse und Rundfunk das Abenteuer nachzuvollziehen.

In der Verarbeitung Brechts wird nun die Schilderung der herausragenden Einmaligkeit des Vorgangs zum Versuch, das Ereignis mit ästhetischen Mitteln zu *erklären*, begreiflich zu machen. Der individuelle Heroismus Lindberghs erfährt dabei seine Aufhebung in der geschichtlichen Leistung, die er repräsentiert. Die erste Überquerung des Ozeans wird zum Ergebnis gesellschaftlicher Tätigkeit, zu einem historisch notwendig und möglich gewordenen Sieg des Menschen über die Natur. Diese Interpretation Brechts bewirkt nicht eine Abwertung der Leistung des Fliegers, sondern ihre Transformierung auf eine höhere und zugleich realistische Ebene. Die „positive emotionale Wertung und (...) sozioethische Kommentierung“⁸ seines Verhaltens fordert den Rezipienten zu dessen Aneignung auf.

„Brecht bemüht sich, im Fluge der Lindberghs das Spektrum des Erlebnisses zu zerlegen, um ihm die Farben der Erfahrung abzugewinnen. Der Erfahrung, die nur aus Lindberghs Arbeit, nicht aus der Erregung des Publikums zu schöpfen war.“⁹ Ein Mittel, dieses ästhetische Prinzip zu realisieren, ist die *Entpersonalisierung*, der die heroische Tat unterzogen wird.

Der Einzelne (Lindbergh) wird in dem Lehrstück ersetzt durch das Kollektiv „die Flieger“, sein „Name tut nichts zur Sache“.¹⁰ Die Arbeit der Monteure des Flugzeugs wird zum konstitutiven Bestandteil der Leistung, der Flug besonderer Teil eines kollektiven Zusammenhangs: „Sieben Männer haben meinen Apparat gebaut in San Diego/Oftmals 24 Stunden ohne Pause/Aus ein paar Metern Stahlrohr./ Was sie gemacht haben, das muß mir reichen/Sie haben gearbeitet, ich/Arbeite weiter, ich bin nicht allein, wir sind/Acht, die hier fliegen.“¹¹ Die soziale Dimension des Vorgangs wird erweitert durch die szenische Einschaltung der verschiedenen Formen von Öffentlich-

keit, auf die der Fliegende reagiert, Presse und Rundfunk, die den Flug kommentieren, die Menschenmassen, die seine Landung erwarten. In allegorischer Form treten die Gewalten der Natur auf, die sich als mächtige Hindernisse zwischen den Flieger und das Ziel stellen: der Nebel, der ihn zur Umkehr zwingen, der Schneesturm, der ihn bezwingen, der Schlaf, der ihn verführen, das Wasser, das ihn verschlingen will. Dagegen stellt Brecht die bewußte, auf das Eingreifen in die Natur gerichtete Haltung des Fliegers, wie sie im Kernstück des mit „Ideologie“ überschriebenen Teils der 17 Szenen sinnlich verallgemeinert wird. „Die Dampfschiffe sind gegen die Segler gefahren/Welche die Ruderboote hinter sich zurückließen./Ich/Fliege gegen die Dampfschiffe/Im Kampf gegen das Primitive./Mein Flugzeug, schwach und zittrig/Meine Apparate voller Mangel/Sind besser als die bisherigen, aber/Indem ich fliege/kämpfe ich gegen mein Flugzeug und/Gegen das Primitive./Also kämpfe ich gegen die Natur und/Gegen mich selber./Was immer ich bin und welche Dummheiten ich glaube/Wenn ich fliege, bin ich/Ein wirklicher Atheist.“¹² Die idealistische Weltanschauung von der Herrschaft des Gedankens über die materielle Welt, die Mystifizierung der Unwissenheit durch die Vorstellung und Propagierung der Allgegenwart eines herrschenden Gottes, findet ihre Aufhebung in der durch „eingreifendes Denken“¹³ ermöglichten Souveränität des tätigen Subjekts. Von Gott wird gesagt: „Unter den schärferen Mikroskopen/Fällt er./Es vertreiben ihn/Die verbesserten Apparate aus der Luft./Die Reinigung der Städte/Die Vernichtung des Elends/Machen ihn verschwinden und/Jagen ihn zurück in das erste Jahrtausend.“¹⁴ Dem Rezipienten des Stückes bietet Brecht die notwendige Folgerung an, die aus der widerspiegelten Erfahrung menschlicher Fähigkeiten zu ziehen ist: „Darum beteiligt euch/An der Bekämpfung des Primitiven/An der Liquidierung des Jenseits und/Der Verscheuchung jedweden Gottes, wo/Immer er auftaucht.“¹⁵ Über die – eine Reflexion nicht verhindernde, sondern ermöglichende – Einbeziehung des Rezipienten in den Kunstakt soll dieser emotional und rational unterstützt werden, an der Bewegung der Wirklichkeit aktiv teilzunehmen. Er soll befähigt werden, sich in einzelnen Tätigkeitsbereichen dieser Gesellschaft zurechtzufinden, „vorläufig im Flugwesen, später im Klassenkampf“, wie Walter Benjamin die Entwicklungsstufen des Brechtschen Lehrstückes charakterisiert. Damit verbunden ist ein Angriff auf den gesamten bürgerlichen Kulturbetrieb, auf die herrschende Praxis nirgendwo definierter, aber dennoch wirkender ästhetischer Maßstäbe, wie sie gerade auch von den kapitalistischen Massenmedien kultiviert werden: „Was hier angegriffen wird, ist die Basis, die Anschauung, daß Kunst nur streifen dürfe, und daß die ganze Breite der Lebenserfahrung zu betreffen, nur dem Kitsch zukomme, obendrein so betroffen zu werden nur für die niederen Klassen sich gehöre.“¹⁶

Mögliche Lehren

„So auch herrscht immer noch/In den verbesserten Städten die Unordnung/Welche kommt von der Unwissenheit und Gott gleicht“,¹⁷ sollen einige Verallgemeinerungen des „Ozeanfluges“ und der ergänzenden theoretischen Erläuterungen Brechts dazu anregen, ihre Brauchbarkeit auch und gerade für die gegenwärtige ästhetische Praxis in den westdeutschen Massenmedien zu erörtern. Ihr Ausgangspunkt sei die *wirkliche Rezipientensituation*, und zwar in doppelter Hinsicht: Sie ist für die Masse der Rezipienten geprägt durch das *Erlebnis* eines Produktionsprozesses, der der Entfaltung ihrer wirklichen Lebensbedürfnisse entgegen-

steht.¹⁸ Sie ist in Bezug auf das Massenmedium durch eine geschichtlich erzeugte, „empfangende“ Haltung gekennzeichnet, auf konsumtiven „Genuß“ angelegt. Die herrschende Institution der Massenkommunikation (hier die weitgehend staatlich gelenkten Rundfunkanstalten und erst recht die angestrebten „privaten“, i. e. konzern-eigenen Medien) stabilisiert die Unwissenheit über den Charakter dieses Produktionsprozesses und sorgt für die Aufrechterhaltung der bestehenden Rezeptionsweise.

Die „Neuerung“ – nicht die „Erneuerung“¹⁹ – hat dementsprechend Zweifaches zu leisten: Ihr Material sei die gesellschaftliche Wirklichkeit, der Bereich der wirklichen Lebensbeziehungen der Masse der Rezipienten. Der ästhetischen Verarbeitung dieses Materials liegt das Prinzip zugrunde, das *Erlebte* in der Darstellung *nicht zu verdoppeln*: „Die Gesellschaft wird geistig nicht im geringsten bereichert, wenn neben den echten Objekten deren Kopien auftauchen.“²⁰ Vielmehr ist dem Rezipienten die Möglichkeit anzubieten, das Erlebte auf die Ebene der *Erfahrung* zu transformieren. Dabei verändert nicht die technische Innovation in der Vermittlung²¹ allein die Kommunikationssituation zugunsten des Rezipienten. Sein aktiver Anteil am massenkommunikativen Prozeß ist vorrangig herzustellen über eine sinnliche Verallgemeinerung erlebter Wirklichkeit, die die *Lust* des Hörers oder Zuschauers an der Veränderung der Realität als Folge des „eingreifenden Denkens“ weckt und fördert. Die Komplexität der sich auf das Medium richtenden kommunikativen Bedürfnisse verlangt von der ästhetischen Widerspiegelung, die rationale Orientierung in der gesellschaftlichen Wirklichkeit wirksam mit einer *sinnlichen* Orientierung zu verbinden. Die schließt notwendig eine „emotionale Wertung“ des Dargestellten ein, und zwar im Sinne „der jeweils den geschichtlichen Fortschritt bestimmenden Kräfte“.²² Für den Rundfunk ist entsprechend eine Gestaltung zu fordern, die sich gegen die Fetischisierung des technischen Apparates und seiner materiellen Ausdrucksmöglichkeiten richtet.²³ Die Sprache sowie ihre akustische Anwendung als Gegenstand der Darstellung ist ihrer wesentlichen Eigenschaft als *Mittel* zur Objektivation von Bewußtsein unterzuordnen.

Diese allgemeinen Prinzipien für durch den Rundfunk vermittelte künstlerische Praxis, die auf dieser Ebene notwendig von der individuellen Ausgestaltung der einzelnen, für den Apparat tätigen Autoren abstrahieren müssen, zielen auf die Verwirklichung einer möglichen Wirkung von Massenkommunikation, wie sie ihrem hochgradig gesellschaftlichen Charakter entspreche: nämlich der komplexen bewußtseinsmäßigen Organisation des Rezipienten, die sich gegen seine Vereinzelung vor den Apparaten kapitalistisch formbestimmter Massenkommunikation richtet. Wohl wissend, daß auch der gegenwärtige Staat – als vermittelter Träger der Kommunikation über den Rundfunk – kein gesteigertes Interesse hat, derartige „Übungen zu veranstalten“,²⁴ wollen die getroffenen Verallgemeinerungen als Antizipation von Möglichem verstanden werden. Sie wollen so nicht zuletzt dazu anregen, die in dem Brechtschen Experiment angelegte „kämpferische Utopie“²⁵ in den „Bildungsinstituten“ unserer Gesellschaft zu erörtern. „Durch immer fortgesetzte, nie aufhörende Vorschläge zur besseren Verwendung der Apparate im Interesse der Allgemeinheit haben wir die gesellschaftliche Basis dieser Apparate zu erschüttern, ihre Verwendung im Interesse der wenigen zu diskutieren.“²⁶

Nachweise und Erläuterungen

Das hier behandelte akustische Lehrstück Brechts wurde zum ersten Mal unter dem Titel „Lindbergh. Ein Radio-Hörspiel für die Festwoche in Baden-Baden“ in der Zeitschrift „Uhu“, 5. Jahrgang, Heft 7, im April 1929 veröffentlicht. Die szenische Uraufführung unter dem veränderten Titel „Der Lindberghflug. Ein Radio-Lehrstück für Knaben und Mädchen“ erfolgte am 27. Juli 1929 im Rahmen der Festwochen der Deutschen Kammermusik in Baden-Baden. Diese Aufführung hatte die Aufgabe, Brechts Vorstellung von einer späteren Realisation mit dem Rundfunk aufzuzeigen. Die erste Rundfunksendung des Brechtschen Werkes strahlte der Südwestdeutsche Rundfunk am folgenden Tag, dem 28. Juli, aus. Die einzig erhaltene Produktion unter Leitung von Hermann Scherchen wurde am 18. März 1930 urgesendet. Änderungen und Erweiterungen des Stücks nahm Brecht für die Veröffentlichung im ersten Heft der „Versuche“, 1930 (Neudruck: Berlin und Frankfurt/M. 1959), und in einem Brief an den Süddeutschen Rundfunk vom 3. 1. 1950 vor.

1949 tilgte Brecht den Namen „Lindbergh“ wegen dessen Zusammenarbeit mit dem deutschen Faschismus aus dem Stück und verfaßte einen Prolog, den er zum obligatorischen Bestandteil jeder Aufführung machte: „Der sich zurecht fand über weglosen Wassern/ verlor sich im Sumpf unserer Städte“, und seinen Heldenbegriff verdeutlichte er nunmehr: „Nicht Mut noch Kenntnis/ von Motoren und Seekarten/ tragen den Asozialen/ ins Heldenlied.“

1949 tilgte Brecht den Namen „Lindbergh“ wegen dessen Zusammenarbeit mit dem deutschen Faschismus aus dem Stück und verfaßte einen Prolog, den er zum obligatorischen Bestandteil jeder Aufführung machte: „Der sich zurecht fand über weglosen Wassern/ verlor sich im Sumpf unserer Städte“, und seinen Heldenbegriff verdeutlichte er nunmehr: „Nicht Mut noch Kenntnis/ von Motoren und Seekarten/ tragen den Asozialen/ ins Heldenlied.“

Wir folgen der endgültigen Fassung, wie sie samt Brechts Erläuterungen zum „Ozeanflug“, der Titel, den das Werk 1950 erhielt, im Neudruck der „Versuche“ vorliegt, ebenso in Bertolt Brecht: Gesammelte Werke (GW), „Ozeanflug“ in Bd. 2, S. 565–585, „Radiotheorie“ in Bd. 18, S. 117–139.

Zu den verschiedenen Fassungen und der Aufführungspraxis vgl.: Steinweg, Reiner: Das Lehrstück, Brechts Theorie einer politisch-ästhetischen Erziehung, Stuttgart 1972; ders. (Hg.): Brechts Modell der Lehrstücke. Zeugnisse, Diskussion, Erfahrungen, Frankfurt/M. 1976; Schachtsiek-Freitag, Norbert: Bertolt Brechts Radio-Lehrstück „Der Ozeanflug“, i.: Bertolt Brecht, Sonderband II der Reihe Text + Kritik, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold, München 1973; Lindner, Burkhardt: Brecht/Benjamin/Adorno – Über Veränderungen der Kunstproduktion im wissenschaftlich-technischen Zeitalter, in Bertolt Brecht, Sonderband I, a.a.O., 1972.

Zu den verschiedenen Fassungen und der Aufführungspraxis vgl.: Steinweg, Reiner: Das Lehrstück, Brechts Theorie einer politisch-ästhetischen Erziehung, Stuttgart 1972; ders. (Hg.): Brechts Modell der Lehrstücke. Zeugnisse, Diskussion, Erfahrungen, Frankfurt/M. 1976; Schachtsiek-Freitag, Norbert: Bertolt Brechts Radio-Lehrstück „Der Ozeanflug“, i.: Bertolt Brecht, Sonderband II der Reihe Text + Kritik, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold, München 1973; Lindner, Burkhardt: Brecht/Benjamin/Adorno – Über Veränderungen der Kunstproduktion im wissenschaftlich-technischen Zeitalter, in Bertolt Brecht, Sonderband I, a.a.O., 1972.

¹ Brecht, GW, Bd. 18, S. 124, a.a.O.

² Vgl.: Klaus Schöning (Hrsg.), Neues Hörspiel O-Ton, Der Konsument als Produzent – Versuche, Arbeitsberichte, Frankfurt am Main 1974, S. 7.

³ Vgl.: Kaspar Maase, Leseinteressen der Arbeiter in der BRD, Köln 1975.

⁴ Mit der Aufforderung zum Mitsingen bzw. Mitsprechen, die Brecht an den Hörer richtet, hierin dem Grundsatz folgend, „Tun ist besser als Fühlen“ (Brecht, GW, Bd. 18, S. 125), steht Brecht in der Nachbarschaft zeitgenössischer Versuche, den Zuhörer besonders bei musikalischen Sendungen einzubeziehen, indem ihm die Möglichkeit gegeben wird, sich mit seinem Instrument zu beteiligen. Als weitere Rezeptionsvariante wäre die Herausgabe von Texten von Rundfunksendungen (insbesondere von „Sendespielen“) zu nennen. (Zum Beispiel vertrieb die Berliner Funkstunde Texte von Operetten, vor den Sendungen.) Dies erfolgte allein schon wegen der akustischen Unzulänglichkeit der damaligen Radio-Übertragungen.

⁵ Brecht, GW, Bd. 18, S. 125.

⁶ Brecht, a.a.O., S. 126.

⁷ Brecht, GW, Bd. 2, S. 576.

⁸ Vgl. Gert Mattenklotts Kriterien für den Realismus literarischer Widerspiegelung in seinem Aufsatz: Die Zeit der anderen Auslegung der „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ von Rilke, in: Dieter Kimpel/Beate Pinkerneil (Hrsg.), Methodische Praxis der Literaturwissenschaft, Kronberg/Ts. 1975.

⁹ Walter Benjamin, Was ist das epische Theater, zweite Fassung, in: ders.: Versuche über Brecht, Frankfurt/Main 1967, S. 28.

¹⁰ Brecht, GW, Bd. 2, S. 567 und S. 568.

¹¹ Brecht, a.a.O., S. 571.

¹² Brecht, a.a.O., S. 575 f.

¹³ Brecht, GW, Bd. 20, S. 158 f.

¹⁴ Brecht, GW, Bd. 2, S. 577.

¹⁵ Brecht, a.a.O., S. 556 f.

¹⁶ Benjamin, a.a.O., S. 17.

¹⁷ Brecht, GW, Bd. 2, S. 577.

¹⁸ Da der Begriff in diesem Rahmen nicht weiterentwickelt werden kann, verweisen die Verfasser auf folgende Untersuchungen: Horst Holzer, Kommunikationssoziologie, Reinbek bei Hamburg 1973; Franz Dröge, Wissen ohne Bewußtsein, Frankfurt am Main 1972.

¹⁹ Brecht, GW, Bd. 18, S. 133.

²⁰ Michail B. Chraptschenko, Literatur und Modellierung der Wirklichkeit, in: Sinn und Form 25 (1973), S. 125, zitiert nach Mattenklott, a.a.O., S. 121 f.

²¹ Vergleiche etwa für den Bereich des Hörspiels „Stereophonie“, „O-Ton-Technik“, „Kunstkopftechnik“ usw., diskutiert in: Klaus Schöning, Neues Hörspiel, Essays – Analysen – Gespräche, Frankfurt am Main 1970; derselbe, Neues Hörspiel O-Ton, a.a.O.

²² Mattenklott, a.a.O., S. 122.

²³ Die Verfasser beziehen sich hier auf Formen des „Neuen Hörspiels“ wie diejenigen der „Konkreten Poesie“ und der „Musique Concrète“; vergleiche hierzu die Beispiele in: Klaus Schöning, Neues Hörspiel, Texte – Partituren, Frankfurt am Main 1969.

²⁴ Brecht, GW, Bd. 18, S. 127.

²⁵ Burkhardt Lindner, a.a.O., S. 22.

²⁶ Brecht, GW, Bd. 18, S. 133.

Wilhelm Raimund Beyer Brecht ärgert Adorno

Eine Polemik zur marxistischen Hegel-Deutung

Da hatte doch einst (1932) Theddy Adorno – in der BRD heute noch ein gewichtiger Hegel-Interpret – befürchtet, daß Bert Brecht den allseits beachteten Denker, Kulturphilosophen und Kritiker Walter Benjamin zum „Vulgärmarxisten“ machen könnte. Das wäre ihm unangenehm gewesen. In freundschaftlicher und beruflicher Arbeit mit Benjamin hatte Adorno ja selbst manche Elemente seines Denkhauhalts gewonnen oder gefestigt. Viele sagen, er habe dabei, vor allem später bei der Verwaltung und Publizierung des Nachlasses des durch Naziverbrechen zum Selbstmord getriebenen Benjamin, denn auch die marxistischen Adern der Benjaminschen Arbeiten vernachlässigt oder gar unterdrückt.¹

Nach Peter von Haselberg soll Adorno wörtlich gesagt haben: „Unter Brechts Einfluß treibt Benjamin nur dumme Dinge.“² Für das Denken der drei Genannten: Adorno, Brecht, Benjamin blieb das Thema „Hegel“ repräsentativ, wenn auch differrent hinsichtlich Gestalt und Gewalt der jeweiligen Präguingsfolgen. An „Hegel“ müßte sich also Adornos Verdikt bewähren.

Frankfurter Schule und Frankfurter Schüler verbreiten in kapitalistischen Ländern – ausgenommen vor allem Italien und teilweise auch Frankreich – in untertänigster Nachfolge heute die Mär, daß von Hegel Brecht nicht viel und Benjamin nur wenig verstanden hätten. Und das, was Benjamin von Hegel vereinnahmt hätte, sei erst durch Adornos Korrektur geschichtsbeständig geworden.

Wie steht es um Brechts Hegel-Bild? Elitär veranlagte Denker werden sich an seinen „plumpen Gedanken“ stoßen, die ja gerade Benjamin als Charakteristikum, ja als *Positivum* herauszustellen mußte. Im „Angelus Novus“ lesen wir:

„Plumpes – das ist das Denken der Großen. Ihnen verdankt (auch) Brecht seine Schlagkraft.“ Und: „Es gibt viele Leute, die unter einem Dialektiker einen Liebhaber von Subtilitäten verstehen.“ (Frage von mir, W. R. B.: Gilt das Wort vielleicht Adorno?) Benjamin fährt fort: „Da ist ungemein nützlich, daß Brecht auf das ‚plumpe Denken‘ den Finger legt, welches die Dialektik als ihren Gegensatz produziert, in sich einschließt und nötig hat. Plumpe Gedanken gehören gerade in den Haushalt des dialektischen Denkens, weil sie gar nichts andres darstellen als die Anweisung der Theorie auf die Praxis. Auf die Praxis, nicht an sie: Handeln kann natürlich so fein ausfallen wie Denken. Aber ein Gedanke muß plump sein, um im Handeln zu seinem Recht zu kommen.“³

Benjamin wertet ein „Kursiv-setzen-Lassen“ einzelner Stellen im Satzbild durch Brecht als ein „Herausheben aus dem erzählenden Text“, ein Geschehen, das bei den Hegel-Stellen in den „Flüchtlingsgesprächen“ vielfach am Platze sein könnte, denn in diesen „Flüchtlingsgesprächen“ finden wir die „sedes materiae“ der Hegel-Qualifizierung Brechts.⁴

Auch das Gesamturteil Benjamins über Brecht ließe sich an und in den „Flüchtlingsgesprächen“ erhärten: das ganze *oeuvre Brecht* stellt sich als „Einladung zum Illusionsverzicht“.⁵ Und: Beide Gesprächspartner nehmen die Einladung an. Sie *desillusionieren Hegel*. Adorno hat, wie Burkhardt Lindner, ein Schüler Adornos,⁶ fest-

hält, „von einem unheilvollen Einfluß Brechts auf Benjamin gesprochen“ und diesen in einer „methodischen Aporie“ in den Texten Benjamins „nachweisen“ wollen.⁷ Diesen Beweis sieht er im Fetischkapitel zu Marxens „Kapital“, das Adorno zu reiner „Ideologie“ umstülpen will. Und deshalb suchte Adorno „eine völlige Liquidierung der Brechtschen Motive bei Benjamin“ zu erreichen.⁸ Brecht war in all diesen Fragen deutlicher und radikaler als Benjamin und gar als Adorno mit seinem dauernden problematischen Urteilen und den ewigen Verben im Potentialis. Brechts Einfluß macht sich bei Benjamin noch bemerkbar in den Zentralbegriffen, die Benjamin gegenüber Adorno aufrechtzuerhalten mußte: „Aurazerfall“ und „Schock“, und diese überzogen, fast überformt durch das Programm, „das Neue auf Einsicht und Verzicht zu begründen“.⁹

Es ließe sich bei Benjamin noch ein weiteres, bislang nie beachtetes Stichwort für die Brechtsche, ungemein originelle und in ihrer „Plumpheit“ geradezu verblüffend richtige marxistisch-leninistische Hegel-Deutung finden, die bei Benjamin Spuren hinterläßt. Das Stichwort heißt: „Humor“. Die Begriffsbenützung finden wir bei beiden in Hegel-Sicht und -Zitat; die Auswertung im Hegel-Bild.

Benjamin schreibt in den „Geschichtsphilosophischen Thesen“, Ziffer IV, nach Anführung eines Mottos aus Hegel:

„Der Klassenkampf, der einem Historiker, der an Marx geschult ist, immer vor Augen steht, ist ein Kampf um die rohen und materiellen Dinge, ohne die es keine feinen, spirituellen gibt. Trotzdem sind diese letzteren im Klassenkampf anders zugegen denn als die Vorstellung einer Beute, die an den Sieger fällt. Sie sind als Zuversicht, als Mut, als Humor, als List, als Unentwegtheit in diesem Kampf lebendig, und sie wirken in die Ferne der Zeit zurück.“¹⁰

Brecht selbst bringt diesen Zug von Humor und sogar den Humor über den Humor in seinen wahrlich dem Klassenkampf zugeordneten „Flüchtlingsgesprächen“ an und mit Hegel zur Darstellung. Er vollzieht dies so richtig und real, wie es nur vom marxistischen Denkansatz aus möglich ist. Das „Augenzwinkern“, das Brecht Hegel bei seinem „todernsten Gesicht“ zuspricht, hatte Hegel tatsächlich in gewissem Sinne auch als körperlichen Denk-Zusatz ausgenutzt, wie wir heute aus dem Bericht Heinrich Heines von der heimlichen Aufklärung über die Hegelsche Vernunft-Wirklichkeit-Identität wissen,¹¹ oder aus den Briefen seiner Schwiegermutter über das „ihm eigene Lachen“ erfahren.¹²

Liegt nicht auch ein Hauch von Humor darin, daß Brecht die Hegelsche Identität der Identität und der Nichtidentität als „Ordnung von Ordnung und Unordnung“ vorstellt?¹³ Indem er diese Identitätsform als „Dialektik“ geradezu „hoch“leben läßt, bleiben die das Vivat aussprechenden Gesprächspartner betont sitzen. Das Aufstehen erfolgt „nur im Geiste“. Brecht bringt den Humor Hegels dazu, daß er sich selbst als Humor auf- und ausspielt.

Nur der Marxismus-Leninismus kann Hegel so lesen, daß auch das, was zwischen den Zeilen oder – eben humorvoll – in ihnen steht, ernst und gleichzeitig witzig verstanden wird. Die Hegelsche Dialektik zu verstehen setzt für die Flüchtlingssprecher „Humor voraus“.¹⁴ Es ist dies zugleich ein Beleg für die Elastizität der „Hegel-Sprache“, deren Ausnutzungskraft ungemein wichtig, gerade in der Gegenwart, gerade im Klassenkampf sich offenbart.¹⁵

Und nur mit Humor und als Humor kann ein anderes Hegel-Wort Brechts erfaßt werden. Es ist wiederum Ziffel, der in den „Flüchtlingsgesprächen“ den „Wert“ He-

gels deklariert:¹⁶

„Eine halbwegs komplette Kenntnis des Marxismus kostet heute, wie mir ein Kollege versichert hat, zwanzigtausend bis fünfundzwanzigtausend Goldmark, und das ist dann ohne Schikanen. Drunter kriegen Sie nichts Richtiges, höchstens so einen Marxismus ohne Hegel oder einen, wo der Ricardo fehlt usw. Mein Kollege rechnet übrigens nur die Kosten für die Bücher, die Hochschulgebühren und die Arbeitsstunden und nicht, was Ihnen entgeht durch Schwierigkeiten in Ihrer Karriere oder gelegentliche Inhaftierung, und er läßt weg, daß die Leistungen in bürgerlichen Berufen bedenklich sinken nach einer gründlichen Marx-Lektüre; in bestimmten Fächern wie Geschichte und Philosophie werdens nie wirklich gut sein, wenns den Marx durchgegangen sind.“

Das war vor 40 Jahren niedergeschrieben. Das Grundkonzept hatte bereits Lenin entwickelt: Ohne „Hegel“ und seine „Logik“ kann man das „Kapital“ von Marx nicht verstehen.¹⁷ Es muß aber heute, gerade heute, gerade hier und nun an das Ganze dieses Brecht-Wortes erinnert werden. Man braucht gar nicht das Stichwort „Berufverbote in der BRD“ anzufügen. Es genügt, auf eine andere Form des „Humors“ hinzuweisen, als solche Brecht-Ziffel hier übten. Auch die Satire gilt als Darstellungsform von Humor. Und für die, die Brecht-Ziffel mit dieser Marx-Hegel-Sentenz hier anspricht, also für die Intelligenz in den kapitalistischen Ländern, heißt der Gewinn: *difficile est, non scribere satiram*.

Anmerkungen:

¹ Siehe den Vorwurf Ernst Blochs in: Wilhelm Raimund Beyer, Eine Bibliografie, herausgegeben von Manfred Buhr, Joseph Drexel und Werner Jakusch, 2. Auflage, Europa-Verlag, Wien, Zürich und Frankfurt am Main 1972, S. 69 ff.: „Adornos ‚Versöhnung‘ mit Ernst Bloch“.

² In „Wiesengrund-Adorno“, Aufsatz im Sammelband „Text + Kritik: Theodor W. Adorno“, herausgegeben von Heinz Ludwig Arnold, Verlag Text + Kritik, München 1977, S. 14.

³ Ausgabe Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1966, S. 198.

⁴ Zitiert wird nach der Ausgabe im Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main von 1961. Eine solche „Heraushebung“ wäre vor allem bei dem Stichwort „Humor“ auf S. 108 und ff. am Platze. Ob bei der Herausgabe der „Flüchtlingsgespräche“ aus dem Nachlaß die Handschrift nach solchen Feinheiten geprüft wurde, ergibt sich aus dem Herausgebervermerk nicht. Es wird Handschrift-Treue nur für „Sprachgebrauch“ und „Interpunktion“ zugesichert.

⁵ Im „Angelus Novus“, a. a. O., S. 297, 298.

⁶ In „Herrschaft als Trauma. Adornos Gesellschaftstheorie zwischen Marx und Benjamin“ in „Text + Kritik: Theodor W. Adorno“, a. a. O., S. 81.

⁷ A. a. O., S. 83.

⁸ A. a. O., S. 87.

⁹ A. a. O.

¹⁰ In: Walter Benjamin, „Schriften“, herausgegeben von Theodor W. Adorno und Gretel Adorno, Suhrkamp Verlag, 1955, Band I, S. 495/496.

¹¹ Darstellung des Vorgangs mit Erläuterung bei Wilhelm Raimund Beyer, „Zum Streit um die ‚Urfassung‘ der Hegelschen Staatsformenlehre“ in „Staat und Recht“, Staatsverlag der DDR, 1976, S. 519, Fußnote 11.

¹² Hegel hatte ein ihm typisches, am besten wohl als „verschmitzt“ zu bezeichnendes Lachen. Dies ergibt sich vor allem aus dem Briefwechsel seiner Schwiegermutter mit seiner Frau. Siehe: Wilhelm Raimund Beyer, „Hegels Verbindung zum Hause von Tucher“, in „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg“, Selbstverlag des Vereins, Nürnberg 1967/68, S. 366 ff., und „aus Hegels Familienleben“, abgedruckt in „Hegel-Jahrbuch“, Verlag Anton Hain, Meisenheim am Glan 1966, vor allem S. 61 ff. Beide Aufsätze auch abgedruckt in „Denken und Bedenken. Hegel-Aufsätze Beyer“, herausgegeben von Manfred Buhr, Akademie-Verlag, Berlin 1977.

¹³ In „Flüchtlingsgespräche“, a. a. O., S. 110.

¹⁴ In „Flüchtlingsgespräche“, a. a. O., S. 111.

¹⁵ Zum Thema „Hegel-Sprache“, die in den kapitalistischen Staaten heute auch als „Sklassen-Sprache“ benützt werden kann oder muß, siehe: Wilhelm Raimund Beyer, „Hegel-Bilder“, Kritik der Hegel-Deutungen“, Akademie-Verlag, Berlin, 3. Auflage, 1972, Seite 38 ff.

¹⁶ A. a. O., S. 83.

¹⁷ Lenin, Werke 38, S. 170: „Man kann das ‚Kapital‘ von Marx und besonders das 1. Kapitel nicht vollständig begreifen, ohne die ganze Logik von Hegel durchstudiert und begriffen zu haben.“

Robert Steigerwald Zu neuen Ufern

Oder: Wo Marxismus-„Erneuerer“ wiederzufinden sind

In jenen längst vergangenen Zeiten, da die Bourgeoisie, noch revolutionär, danach strebte, die Welt neu zu ordnen, war eben diese Bourgeoisie auch noch darauf aus, zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält. Sie verwarf die feudale Geistigkeit als Ansammlung von Trug- und Götzenbildern – von Idolen – und bereicherte unser Wissen von Natur, Gesellschaft und Geschichte.

Dies ist längst vergangen. Zur Macht gelangt, durchlebte die Bourgeoisie nur eine kurze Zeit des Triumphs. Lange schon weiß sie sich einem Feind gegenüber, der sich vom feudalen Feind damals vor allem darin unterscheidet: Dem Proletariat gehört gegenüber der Bourgeoisie die Zukunft, wie dereinst die Bourgeoisie gegen den Feudalismus mit der gesellschaftlichen Zukunft im Bunde war. Darum änderte sich mit der Stellung der Bourgeoisie im Geschichtsprozeß – vom Motor dieses Prozesses zur Bremse – auch der Charakter bürgerlicher Geistigkeit. In zwei grundlegenden Varianten verfielt sie seit langem den einen Gedanken: *Geschichte – gar als Progress – mag's gegeben haben, gibt es aber nicht mehr. Mit den kapitalistischen Zuständen ist das Ende der Geschichte erreicht.* Das geht bis zum Buchtitel: „Abschied von der Geschichte“, oder bis zum Schlagwort: „post-histoire“. *Ihr, die ihr die Wahrheit des Gesellschaftsprozesses aufdecken wollt, lasset alle Hoffnung schwinden! Wonach ihr sucht – das sind nur Scheinprobleme. Begnügt euch mit dem, was ihr unmittelbar wahrnehmt: was euch positiv gegeben ist. Darin richtet euch ein. Auch da und dort reformieren mögt ihr es. Aber das große Ziel, den großen Wurf schlägt euch aus dem Sinn!* So etwa lauten in schlichtes Deutsch übersetzt die Grundaussagen der einen Hauptrichtung spätbürgerlicher Philosophie, der *positivistischen*.

Mit der Zuspitzung des Klassenkampfes zwischen Bourgeoisie und Proletariat wächst in bürgerlichen Kreisen indes die Sorge, solch positivistische Ausklammerung der eigentlichen weltanschaulichen Probleme sei unzureichend. Wie im Leben mancher seine Probleme im Fusel ertränkt, so braucht die Bourgeoisie geistigen Fusel, ihre Probleme drin zu ertränken. Schon „Opium des Volkes“ hatte keineswegs nur Religion gemeint, und nach dem Oktober 1917 wuchs der Bedarf: Sobald der Sozialismus von der Theorie zur Wirklichkeit wird, kann die Bourgeoisie sich schon gar nicht mehr mit einfacher Verneinung von Weltanschauung begnügen; der bürgerlichen Welt muß ein „tieferer“ Sinn, ein „höherer“ Wert zugesprochen werden.

Doch wie soll das zugehen? Eine Theorie, die *bestreitet*, daß es hinter dem bürgerlichen Alltag Wesentlicheres gibt, lag in Gestalt des Positivismus vor. Gesucht war eine Philosophie, die, anders als der antimetaphysische Positivismus, Erscheinung und Wesen *nicht* gleichsetzte, wie er aber keine Erkenntnis des Wesentlichen ermöglichte; die Bourgeoisie kann keine Weltanschauung mehr brauchen, die die Geschichtlichkeit aller gesellschaftlichen Erscheinungen (eben: das Wesen der Geschichte), also auch die Vergänglichkeit des Kapitalismus bejaht, und nach den sozialen Triebkräften geschichtlichen Fortschritts sucht. Übrig bleibt allein, bei Bestreiten des positivistischen Leitsatzes der Identität von Wesen und Erscheinung, eben jenes Wesen, die Geschichte, zu *verräteln*.

Das Wesen der Welt wird in dieser zweiten grundlegenden Variante spätbürgerlicher

Ideologie das Rätselhafte. Es ist unserer Ratio, unserer Vernunft verschlossen, ist das unserer „Machbarkeit“, unserer Technik Unzugängliche. Und das Geheimnisvolle hängt gerade mit unserer „Macherei“, mit unserer Technik zusammen: Sie rufe jene industriellen und demokratischen Großstrukturen ins Leben, mit ihren Massen, ihrer Massendemokratie, mit jenem eben diesen Massen angemessenen Banausischen, und erzeuge so den Zerfall jeglicher höheren Kultur. Diese Technik zwingt uns, *einerseits*, jene Rationalität der Rechenhaftigkeit auf, jene Logik des Sachzwangs, jenes Prinzip der Leistung, die allesamt, *andererseits*, den zu schwachen Menschen überforderten, zu seiner Stützung den starken Staat und andere Institutionen verlangten.

Die Technik ist es also angeblich, die uns in die tiefe Krise unseres Verhältnisses untereinander und zur Natur stürzt. Soll das behoben werden, so müssen wir unser ganzes Weltverhältnis ändern (nicht die Produktionsverhältnisse!). Wir kommen aus der „Ohnmacht des Geistes“ nur heraus, indem wir uns von jenem Typus der Geistigkeit lösen, der alles im Modus des Technischen, des Machbaren, des Berechenbaren zu erfassen sucht: *Es geschehen mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als euch eure Weisheit träumen läßt. Befreit euch von der seelentötenden Allmacht der Technik, mit ihrer Rechenhaftigkeit, ihrem Leistungsdruck, öffnet eure Seele den umfassenderen, geheimnisvollen Kräften der Natur, des Lebens, woraus euch neue Macht und neue Erkenntnisse entgegenquellen werden!* Dies sind die grundlegenden Stichworte der zweiten Hauptvariante spätbürgerlicher Philosophie, der *lebensphilosophischen*.

II

Vereinfachend kann gesagt werden, daß für lange Zeit die positivistische Variante mehr verknüpft war mit dem liberalen und sozialreformerischen Verhalten (dem „Zuckerbrot“) gegenüber der Arbeiterklasse, wobei durchwegs zugleich eine staatsmonopolistische Konzeption der Sozialtechnologie (von Wilson über Roosevelt bis Popper) und auch offenkonservative, mit der Lebensphilosophie konvergierende Varianten (Topitsch) vorhanden waren.

Lebensphilosophische Grundmuster standen Pate bei der Erarbeitung prä- und direkt faschistischer Konzepte. Aber es gibt daneben einen ebenfalls nicht zu unterschätzenden Strang von lebensphilosophischen „Linken“, bis hin zu revisionistischen Kräften in der kommunistischen Bewegung.

Worin besteht – *philosophisch* gesehen – der grundlegende Ansatzpunkt *dieses* Revisionismus in der spätbürgerlichen Lebensphilosophie? Die Lebensphilosophie stellt eine (bürgerliche) Realität in Frage, die sie nicht mehr bejahen kann, weil sich zu offenkundig in ihrem Schoße die Revolution entwickelt. Aber sie stellt diese Realität *bürgerlich* in Frage, d. h. so, daß es von ihr aus nicht vorwärts, zum Sozialismus, gehen kann. *Diese* Realität sei uns entfremdet, weil Ausdruck falscher („rationalistischer“) Geistigkeit: Sie nehme, was in Wahrheit *nur* Erzeugnis *unseres* Tuns ist, als objektiv hin. Wir müßten zur Erkenntnis vorstoßen, daß die Welt allein *unser* Werk ist. Daß die Dialektik *unserer* Praxis entspringt. Mit solcher Einsicht gelange man zur Erkenntnis, daß es das angeblich Objektive gar nicht gebe, komme man also zur Überwindung der „Entfremdung“, der „Verdinglichung“.

Gerade hier knüpft der „linke“ Revisionismus an. Lukács hat als erster diese lebensphilosophisch-subjektivistische These der „Entfremdung“, „Verdinglichung“ und diese subjektivistische „Praxis“-Konzeption von Dialektik in der jungen kommuni-

stischen Bewegung entwickelt.¹ Allerdings blieb diese Konzeption, zum Teil von ihm selbst später in Frage gestellt, damals ohne sonderliche Wirkung. Die „Frankfurter Schule“ ging jedoch in der Folgezeit u. a. von dieser Konzeption aus. Horkheimer nahm mit Lukács aus der oftmals geäußerten Ansicht Marxens, daß die Menschen ihre Geschichte selbst machten, diesen ersten Halbsatz – und ließ den zweiten weg: daß sie dies aber unter vorgefundenen, nicht frei gewählten Umständen täten. So wurde dem lebensphilosophischen Subjektivismus durch die „Frankfurter“ die erschwundene Würde zuteil, eine originär marxistische Position zu sein.² Lukács und Horkheimer, sodann Horkheimers Schüler, A. Schmidt, in Frankreich J. P. Sartre, spitzten dies zu bis zur Ablehnung des dialektischen Materialismus, der Naturdialektik, der Widerspiegelungstheorie der Erkenntnis. Das alles seien nur marxismusfremde Zutaten von Engels; Lenin aber gehe von jenem Engels aus, nicht von Marx.³ A. Schmidt, O. Negt u. a. sahen nun hierin auch noch den tieferen Grund für das „Phänomen Stalin“: Die marxistische Philosophie sei durch Engels und Lenin ihres subjektivistisch-praktischen Charakters verlustig gegangen. Sie sei eben jener (von der Lebensphilosophie „konstatierten“ und „kritisierten“) entfremdeten, verdinglichten Form des Bewußtseins aufgesessen. Damit sei sie zur „Objektverfallenheit“ verkommen. Sie habe den Menschen naturalisiert, ihn enthistorisiert. Sie liefere in dieser „Objektverfallenheit“ die theoretischen Instrumente zur „Legitimierung“ staatlich-sozialistischer Praxis. So erhalte die zur „Legitimationstheorie“ verkommene „marxistische“ Philosophie eine primäre Rolle beim Entstehen des „Stalinismus“.⁴ Analoge Positionen vertreten übrigens heute die Althusserianer.⁵

Klar ist, daß ein solches Herangehen Versuchen Vorschub leistet, die Marxismus-Revision als „Stalinismus“-Kritik und Wiederherstellung eines angeblichen originären Marxismus auszugeben. Besonders lautstark wird dies mit sogenannten Menschlichkeits-Problemen verbunden.

Die Bourgeoisie, die aus allen Poren blut- und schmutztriefend zur Welt kam, in ihrer imperialistischen Periode zwei Weltkriege verursachte und für den Hunger in der „dritten Welt“ verantwortlich ist, entdeckte genau in dem Moment *den Menschen* wieder, da mit der Oktoberrevolution ihre Untergangsperiode begann. Doch während die frühbürgerliche Diskussion das Problem Mensch eingebettet hatte in das Wissen um die Begründung der Persönlichkeit aus der Gemeinschaft und es verknüpfte mit bedeutenden Ansätzen gesellschaftswissenschaftlicher Einsichten (etwa in Gestalt der klassischen englischen politischen Ökonomie), reduzierte die spätbürgerliche Anthropologie das Problem auf das Individuum, das seinerseits auf Psychisches beschränkt wird, wobei der Zugang zu diesem Psychischen allein mittels einer Psychoanalyse möglich sein soll, die unser Seelenleben wesentlich in eins setzt mit Biologisch-Triebhaftem.⁶ Damit erweist sich die spätbürgerliche Anthropologie als Spielart der Lebensphilosophie.

Es gibt einen weiteren Faktor für das Wiederaufleben der anthropologischen Diskussion. Die Kritik des XX. Parteitags der KPdSU an den Verletzungen der Normen des Parteilebens und der sozialistischen Gesetzlichkeit wurde einerseits vom bürgerlichen Antikommunismus unter Federführung der CIA mißbraucht, um den Sozialismus als unmenschlich hinzustellen. Andererseits wurde sie vom Revisionismus benutzt, der vorgab, diese Kritik sei unzureichend und müsse „vertieft“ werden. Als solche „Vertiefung“ bietet der Revisionismus eine angeblich dem Marxismus fehlende Theorie des Menschen an.⁷

Prüft man deren Substanz, so stoßen wir in der Regel auf den Versuch, unter Negie-

rung der neuen Qualität des Marxismus seine Herkunft aus bürgerlich-revolutionären Quellen zu mißbrauchen. In Gestalt der „Ergänzung“ des Marxismus durch Elemente des Neukantianismus, des Neuhegelianismus wird angestrebt, den Marxismus der bürgerlichen Ideologie unterzuordnen, ihn zu ersetzen durch subjektiv-idealistische Auffassungen. Zu nennen sind hier die schon erwähnten Ansätze von Lukács und der „Frankfurter Schule“, aber auch die damit eng verbundenen Ansichten der in Korčula gelehrt „Praxis“-Philosophie, dazu der Existentialismus und eben die adaptierte Psychoanalyse.

Die in der Regel lebensphilosophischen Konzeptionen gehen aus von der neukantianischen Auffassung, wonach die Praxis des – in Wahrheit von der Natur getrennten, also entmaterialisierten – Subjekts die Wirklichkeit erzeugt (konstituiert). Wer – wie die dialektischen Materialisten – Wirklichkeit als objektive Realität anerkennt, d. h. als unabhängig vom Subjekt existierend, der unterliege den bewußtseinsstrübenden Einwirkungen der „Verdinglichung“. Diese sei das Ergebnis der kapitalistischen Warenproduktion, des mit ihr gegebenen Warenfetischismus. Mit dessen Überwindung schwinde der falsche Schein, trete das Subjekt wieder voll in seine Rechte ein. Damit schwinde auch der Vorrang des Materiellen vor dem Ideellen. Die philosophische Grundfrage verliere ihre Sinn. Die materialistische Theorie der Gesellschaft und Geschichte höre auf, eine richtige Beschreibung der ablaufenden Prozesse zu sein.⁸ Diese lebensphilosophische Konzeption wurde von Georg Lukács zunächst als Kritik an mechanistischen Auffassungen der II. Internationale und Bucharins entwickelt. In den letzten Jahrzehnten dient sie jedoch immer mehr als Basis der als Stalin-Kritik getarnten Angriffe auf den Marxismus-Leninismus. Was Stalin und der Kult um seine Person, speziell um seine philosophischen Auslassungen, tatsächlich an Primitivierung und Verarmung des Denkens angerichtet haben, wird indes gerade nicht ins Visier genommen, wenn man behauptet, die Stalinsche Verfälschung habe den Marxismus vollends zur objektverfallenen „Legitimationstheorie“ gemacht, fuße allerdings auf dessen ohnedies schon gegebener Verdinglichung, der Vorstufe von dessen Entmenslichung. Wolle man also die Kritik des XX. Parteitags vertiefen, so sei die Wiederentdeckung der Subjektivität, des Vorrangs der subjektiven „Praxis“ gegenüber den Objektivationen des Subjekts nötig. Das bedeute die Ablehnung aller Objektverfallenheit, damit auch der Widerspiegelungstheorie. Die Dialektik von Objekt und Subjekt wurde so in die lebensphilosophische Subjekt-„Objekt“-Dialektik umgefälscht.

III.

„Sagt mir, wo die Männer sind, wo sind sie geblieben?“ Ich meine jene, die in den letzten eineinhalb Jahrzehnten das Ziel der „Erneuerung“ des Marxismus formulierten.

Roger Garaudy verteidigte zunächst noch Marx gegen Sartre, der den dialektischen Materialismus im Sinne der oben kurz skizzierten subjektivistischen „Praxis“-Philosophie revidieren und dem Marxismus eine psychoanalytische Version der Theorie des individuellen Menschen als Fundament unterbauen wollte.⁹

Die marxistische Position gab Garaudy allerdings schon zu jener Zeit im Bereich der Kunsttheorie preis. Hintergrund war ein wichtiges politisches Problem, das bereits von Lukács um die Wende von den zwanziger zu den dreißiger Jahren auf zwar theo-

retisch gehaltvolle Weise, nichtsdestoweniger falsch gelöst worden war. Es ging um die Schaffung einer breiten Bündnisfront gegen die herausziehende faschistische Gefahr. Lukács wandte sich mit Recht gegen sektiererische Prolet-Kult-Auffassungen, verfiel jedoch ins andere Extrem; des Bündnisses wegen verwischte er das Problem der Führung.¹⁰

Von welchen Prinzipien geht im antifaschistischen Bündnis die Arbeiterbewegung aus – von den eigenen oder von denen der bürgerlichen Demokratie? Wenn von *diesen*, dann verstieß Bertolt Brecht gegen die Spielregel, als er darauf bestand, das Privateigentum an Produktionsmitteln als „Quelle aller Barbarei“ zu attackieren. Was fälschlich bis heute eifrig behauptet wird. In der Kunsttheorie kam Lukács so zur Zurücknahme sozialistischer Positionen, zur Aufwertung bis Verabsolutierung bürgerlicher Klassik als entscheidendem Kriterium. Das bedeutete, der Substanz nach, die Unterordnung der Arbeiterbewegung, ihrer Kunst, unter die bürgerliche Demokratie, deren Ästhetik – und damit auch das schematische Nein zur ästhetischen Revolte gegen den bürgerlichen Kunstbetrieb, zur künstlerischen Avantgarde als Ganzes. Lukács' später „Großer Realismus“ ist von grundsätzlich gleicher Art.¹¹ Und Roger Garaudy oder Ernst Fischers „Realismus ohne Grenzen“ war eben eine solche Preisgabe der proletarischen Parteilichkeit im kunsttheoretischen Bereich.

Durchaus mit schwerwiegenden *politischen* Konsequenzen (oder: um dieser willen!). In der Kafka-Diskussion der sechziger Jahre ging es den Ernst Fischer, Eduard Goldstücker und Ivan Svitak in der Tschechoslowakei vordergründig um die Verwischung des qualitativen Unterschieds zwischen sozialistischem Realismus und bürgerlichem kritischem Realismus; Kafka wurde zum Kritiker nicht der Entfremdung im Kapitalismus, sondern „der“ Entfremdung „an sich“, also auch der von Fischer und Garaudy behaupteten Entfremdung im Sozialismus.

Sie sagten Kafka, ihr Stoß aber richtete sich bereits gegen den realen Sozialismus. So wurden, nach Ernst Fischers Worten, die Konterrevolutionen von 1968 eingeleitet: „All dies war wohl vorbereitet. Die Explosion auf dem Schriftstellerkongreß hat eine jahrelange Vorgeschichte...“, so daß alles einen anderen, organisierten, zielbewußteren Gang nimmt als seinerzeit in Ungarn.“¹² Und sowohl zu Ungarn 1956 als auch zur ČSSR 1968 meint Helmut Schmidt in der Broschüre des SPD-Parteivorstands „Warum neue Ostpolitik?“, daß beides mißlungene Versuche waren, die Dulles-Adenauer-Politik des Zurückrollens des Sozialismus zu verwirklichen!¹³

Roger Garaudy verließ die Sache des Fortschritts nicht nur in der Kafka-Debatte, sondern bald auch im Dialog mit Christen. So erblickte er im christlichen Individualismus, in der christlichen Transzendenz und Liebe allgemeingültige Elemente des Humanismus. Sie sollten zu Bestandteilen des Marxismus werden.¹⁴ Worin aber unterschied sich die Hereinnahme des christlichen Individualismus in den Marxismus substantiell noch von jenem Versuch Sartres – den Garaudy Jahre zuvor richtig bekämpfte –, den Marxismus individualistisch zu untermauern? Ist es nicht klar, daß die – unbezweifelbare – Problematik des Individuellen sich vom Gesellschaftlichen her erschließt und nicht umgekehrt? In dieser Hinsicht gibt es gerade auf christlicher Seite eine beginnende Einsicht, daß die individuellen Probleme nur auf der Grundlage kollektiver Lösungen angepackt werden können. Angesichts dieser Fortschritte unter christlichen Gläubigen ist der Rückgang der Revisionisten auf eine individualistische Position geradezu ein Angriff von hinten auf diese Kräfte. Garaudy ging also kontinuierlich nicht nur von marxistischen, sondern von allen klassenmäßigen Positionen weg – heute ist er katholischer Christ und Kirchenorganist in Frankreich und weit rechts

von dem, was sich international, ausgehend von Südamerika, als „Theologie der Befreiung“ in der Kirche formiert.

Einige starteten mit Verspätung. Robert Havemann zum Beispiel. Was immer er an privaten Motiven „rationalisiert“ haben mag, sei doch dies festgehalten: Nicht nur Walter Hollitscher, sondern auch ich erlebten gerade Havemann als „höchst dogmatisch“, der „undifferenzierte Pauschalurteile“ liebte und nie „vermochte... seine damalige Entschlossenheit mit Nachdenklichkeit zu paaren... Er hatte eine ansehnliche Vergangenheit, leitete jedoch daraus Autoritätsgläubigkeitsansprüche für die Gegenwart ab. Abschätzig urteilte er über Personen und Auffassungen, die mit Behutsamkeit kritisiert sein wollten.“¹⁵ Was das Werk Havemanns angeht, so scheue ich mich nicht, ihn auf dem Gebiet der theoretischen Bewältigung grundlegender naturwissenschaftlicher Probleme einen Scharlatan zu nennen.¹⁶ Wie aber steht es um seine gesellschaftswissenschaftlichen Auffassungen, um seinen „erneuerten Marxismus“? Er nimmt Sätze, von denen er *meint*, sie seien Ausdruck naturwissenschaftlicher Erkenntnis (ob er recht hat, steht auf einem anderen Blatt; Physiker sagen, Havemann verstünde vielleicht etwas von seinem Fach, der Chemie, aber von Physik verstünde er nichts!). Diese überträgt er dann einfach auf die Gesellschaft, und das mit dem Anspruch, das und nur das sei Marxismus. Wozu dieser jedoch eine spezielle Theorie des Gesellschaftsprozesses, die materialistische Geschichtsauffassung, erarbeitet hat, wenn naturwissenschaftliche Thesen schon gesellschaftswissenschaftliche Gesetze sein sollen, wird dann unverständlich.

Doch was kommt bei Havemann aus diesem in mehrfacher Hinsicht falschen Verfahren heraus? Wie „löst“ er etwa das Freiheitsproblem? Zunächst fällt auf, daß er Freiheit wirklich nirgends definiert. Aber die innere Logik seiner Argumentation ist überall die: Freiheit ist nur dann vorhanden, wenn es keine äußere Determination gibt, wenn das Subjekt sich selbst determiniert. Das ist die oben bereits kurz skizzierte lebensphilosophische These, wonach die objektive Realität Ausdruck der „Verdinglichung“, des „entfremdeten Denkens“, eine Determination des Menschen durch objektive Bedingungen in Wirklichkeit nur eine Art von „Fremdbestimmung“ sei. Da auf dieser Grundlage dem Freiheitsproblem selbstverständlich nicht beizukommen ist, ist es denn auch kein Wunder, daß man bei Havemann über die Begründung von Freiheit lesen kann: „Die wahre Grundlage der Möglichkeiten der Freiheit ist die Blindheit des Zufalls, der Sinn der Freiheit aber die Überwindung des Zufalls... wir greifen in den Lauf der Dinge ein und sorgen dafür, daß etwas geschieht...“¹⁷ Das heißt: Wir schreiben der Wirklichkeit die Gesetze ihres Verhaltens vor. Das ist die subjektiv-idealistische, neukantianische These, wonach das Subjekt die Wirklichkeit „konstituiert“.

Was bedeutet jedoch unter *naturwissenschaftlichem* Gesichtspunkt das Auftreten von etwas, für das es keine objektive Ursache und keine – auch keine statistische – Gesetzmäßigkeit gibt? Es bedeutet die Durchbrechung der grundlegenden Naturgesetze, insbesondere der Erhaltungsgesetze von Masse und Energie. Was aber ist das Ergebnis? Was ohne Gesetzmäßigkeit existiert, was aus der Durchbrechung der Naturgesetze hervorgeht, das ist das Wunder. Die Vorstellung von Havemann läuft auf den alten theologischen Aberglauben zurück.

Nehmen wir weiter Havemanns „Verständnis“ vom Geschichtsprozeß; er meint: „Auf der Grundlage der Relativitätstheorie gelangen wir zu einer neuen Definition der Begriffe Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, welche lautet: Vergangenheit ist das, wovon wir bereits Kenntnis haben können, Zukunft ist das, worauf wir noch

Einfluß ausüben können, Gegenwart aber ist, wovon wir noch keine Kenntnis haben und worauf wir auch keinen Einfluß mehr ausüben können.“¹⁸

Ich diskutiere hier nicht, ob Havemann die Relativitätstheorie richtig auslegt, sondern nur sein Gesellschaftsverständnis. Wir besitzen, folgt man Havemanns Verwechslung des Punkts in der Mathematik mit dem Geschichtsprozeß, von der Gegenwart keine Kenntnis und können sie nicht beeinflussen; also gibt es keine Möglichkeit, in der Bundesrepublik etwas für oder gegen den Kapitalismus als den *gegenwärtigen* Gesellschaftszustand zu bewirken. Und warum auch?

Der Kapitalismus ist – nach Havemann – „bestrebt, den Menschen zu einem Optimalverbraucher zu erziehen“. Das ist doch interessant: der Kapitalismus als eine Gesellschaftsordnung, die nicht am Profit orientiert ist, sondern am optimalen Verbrauch der Massen! Für ihn ist das Grundproblem ganz offensichtlich dies, den Absatz des Erzeugten zu sichern, die Menschen zum Kaufen anzuregen: „Das Ideal der kapitalistischen Wirtschaft ist der Mensch mit maximalen Bedürfnissen, die er ununterbrochen befriedigt.“¹⁹ Das muß man mehrere Male lesen. Kann man sich eine stärkere Lobpreisung des Kapitalismus vorstellen? Wundert es jemanden, wenn dieser „wahre Sozialist“ die volle Sympathie der großbürgerlichen Medien in der Bundesrepublik genießt?

Im „Spiegel“ geht es denn auch weiter: „Die kapitalistische Wirtschaft optimiert sich mit Hilfe des freien Marktes, der zwar auch nicht so frei ist, wie ihn sich liberalistische Wirtschaftstheoretiker wünschen. Aber soweit bei gleichzeitigem Wachstum und dauerndem technischen Fortschritt eine Optimierung überhaupt möglich ist, wird sie vom Markt geleistet. Dadurch erklärt sich der andauernde große Vorsprung der kapitalistischen Wirtschaft. Sie stellt ein elastisches, ein sich selbst regulierendes kybernetisches System dar, mit dem verglichen die sozialistische Planwirtschaft eher den Charakter eines starren ‚Klapperatismus‘ mit Hebeln und mit Schrauben hat.“²⁰

Wir haben es also mit einer elastischen, selbstregulierten, kybernetischen Krise samt Arbeitslosigkeit zu tun. Und wenn bei uns eine junge Generation den Weg ins Arbeitsleben arbeitslos, lehrstellenlos antritt, so ist dies dem fortschrittlich optimierten Marktsystem zu verdanken. Was uns Havemann da anbietet, heißt, daß er den *Produktivitätsvorsprung* des Kapitalismus gegenüber dem Sozialismus aus dem *Wirken des Marktmechanismus* ableitet, was doch nach allen Regeln der inneren Logik bedeutet, den Marktmechanismus gegen und über die Planwirtschaft zu stellen. Dies aber heißt, das Profitprinzip über den Menschen stellen, den Kapitalismus gegen den Sozialismus verteidigen.

Diese Position hat unter den revisionistischen Ökonomen am deutlichsten Ota Šik entwickelt. Über ihn sagte der damalige Chef des Bundesverbandes der Arbeitgeberverbände, Otto H. Friedrich, unumwunden: „Šik und die tschechoslowakischen Reformer hätten wissen müssen, daß das, was sie wollten, letztlich nur mit der Rückkehr zum Privateigentum zu erreichen war.“²¹ Und Professor Wolfram Engels, aggressiver Antisozialist und Mitglied der CDU, hat vor wenigen Wochen ein Buch „Mehr Markt“ im Seewald-Verlag herausgebracht, das kostenlos den Teilnehmern des CDU-Wirtschaftstages übergeben wurde; darin kann man lesen: „Šiks Reformmodell ist die Wiederentdeckung des Kapitalismus.“²² Dieser Ota Šik ist mittlerweile zum Referenten auf CDU-Veranstaltungen avanciert, in denen er als „Ursache für das gestörte ökonomische Gleichgewicht“ die „inflationäre Lohn- und Preisentwicklung“ ausgibt. „Um diese ausufernde Entwicklung wieder in den Griff zu bekommen, sieht Professor Šik nur eine Möglichkeit, die breiten Massen müssen für das

Kapital interessiert werden“. Auf diese Weise hofft er, das allein auf Hebung des eigenen, persönlichen Wohlstands gerichtete Lohninteresse des einzelnen Arbeitnehmers wieder zurückzulenken auf gesamtwirtschaftliche Zusammenhänge. Allerdings sind etwa die Durchsetzung der paritätischen Mitbestimmung oder die Einführung überbetrieblicher Vermögensfonds nach seinen Worten nicht die geeigneten Mittel für dieses Ziel. Šik geht weiter: Beteiligung am Kapital, Mitbestimmung und Mitverantwortung der Arbeitnehmer in den Betrieben müssen so gestaltet sein, daß die Betriebsangehörigen nicht nur an den Gewinnen beteiligt werden, sondern auch Verluste mittragen müssen. Hiervon verspricht sich Šik übrigens auch eine Verbesserung der Arbeitsmoral, die – wie er meint – im Zeichen der Vollbeschäftigung nicht zuletzt dadurch beeinträchtigt worden ist, daß niemand mehr unter dem Druck der drohenden Arbeitslosigkeit steht.“²³ Bedauern darüber, daß die Arbeitslosigkeit nicht schon länger als Druckmittel gegen die Arbeiterklasse zur Verfügung steht: Das ist der Punkt, an dem Ota Šik mittlerweile angelangt ist.

Ich sagte eingangs, wir hätten es mit zwei grundlegenden Varianten spätbürgerlicher Weltanschauung, der positivistischen und der lebensphilosophischen, zu tun, zwischen denen es zum Streit über die geeignete Form der Kapitalismus-Verteidigung kam und kommt. Jüngstes Beispiel war der mit viel Theaterdonner begleitete „Kampf“ zwischen dem „kritischen Rationalismus“ der Popper, Albert und Topitsch einerseits, der „Frankfurter Schule“ andererseits („der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie“). Beide spätbürgerlichen Grundrichtungen nähern sich einander jedoch, angesichts der sich verschärfenden Krise des kapitalistischen Systems, immer mehr an. Die sogenannte Sozialtechnologie wurde zunächst auf dem Boden der positivistischen Grundrichtung spätbürgerlicher Ideologie entwickelt. Sie „konvergiert“ heute mit dem lebensphilosophischen Mythos von der Krise des Seins (des Menschseins), von der Krise der „Machbarkeit“, der Technik. „Ende der Geschichte“, „ökologische Krise“, „Nullwachstum“ sind lebensphilosophische Ausdrucksformen dieses Krisenmythos. Und die Konvergenz von Lebensphilosophie und Positivismus zeigt sich sehr klar darin, daß das lebensphilosophische „Nullwachstum“ „sozialtechnologisch“, d. h. mittels positivistischer Verfahren, „gemacht“ werden soll. Genau das ist die theoretische Substanz der „Club-of-Rome“-Berichte.

Oder nehmen wir die *innere* Logik der lebensphilosophischen Konzeption von der ökologischen Krise: Lebensqualität ohne mehr Wachstum (des Lohnes, des Massenkonsums natürlich!). Mehr Lebensqualität ohne qualitative Änderung des Gesamtzustandes, ohne Ersetzung der „Qualität“ Kapitalismus durch die Qualität Sozialismus. Worauf läuft das hinaus? *Spart durch Konsumverzicht allerlei Art mit Rohstoffen und Energie, beschränkt euch!* Was ist das eigentlich für eine Ideologie? Es ist die stinknormale Propaganda der Bourgeoisie gegenüber den Massen, doch möglichst sparsam und bescheiden zu sein. Es ist dies gerade die Ideologie der von der Lebensphilosophie angeblich bekämpften Rechenhaftigkeit, der Leistung und des Sachzwangs.

Auf dieser Grundlage entwickelt sich jedoch eine spezifische Variante von spätbürgerlichem „Eklektizismus“, von Vereinigung lebensphilosophischer und positivistischer Tendenzen.

In Sabais' Ahnentafel des „demokratischen Sozialismus“ heißt es: Die „christliche Lehre von der Ebenbildlichkeit des Menschen und ihrer ethischen Maßstäbe, die proklamierten Menschenrechte der Französischen Revolution, Kants Aufklärung und Ethik, Hegels dialektische Geschichtstheorie, Marx' Kritik des Kapitalismus, Bern-

steins kritischer Marxismus, Rosa Luxemburgs Spontaneitätstheorie und Bolschewismuskritik, Schumachers freiheitlicher Sozialismus, die neueren Beiträge von Ernst Bloch, Horkheimer und Adorno, Habermas, Leszek Kolakowski, Milovan Djilas und anderen sind sozusagen aufeinanderfolgende und nebeneinanderwirkende Bewußtseinsakte eines demokratischen Sozialismus, die auf ein ethisches Motiv zurückzuführen sind.²⁴

Ein ähnlicher Eklektiker, der alles vermanscht, dessen er geistig habhaft werden kann, ist eben der genannte Leszek Kolakowski. In dem erlauchten Kreis der Marxismus-„Erneuerer“ spielte er bereits früh eine Rolle. Schauen wir uns seine „Evolution“ an: 1956 begann er damit, den Marxismus zu „erneuern“. Nach Stalin ging es ihm angeblich um eine neue Besinnung auf die geistigen und moralischen Grundlagen des Marxismus. Nicht mehr sollten die Fragen der politischen Macht und der Steigerung der Produktion im Mittelpunkt stehen, sondern die Menschlichkeit. Natürlich wurde das, wie bei allen Revisionisten, verbunden mit der Behauptung, Ausbeutung und Entfremdung bestünden im realen Sozialismus nicht nur fort, sondern hätten sich dort sogar verschärft. Und die Partei sei nicht mehr das Instrument zum Kampf um die Befreiung, der Marxismus und die Partei seien institutionalisiert, erstarrt. Dagegen erhebe sich intellektueller Skeptizismus. Alles müsse neu untersucht und dazu ein multinationales geistiges Zentrum aus kritischen Intellektuellen gebildet werden. Kolakowski unterschied damals intellektuellen und institutionalisierten, geistigen und zur Macht gelangten Marxismus. Der Marxismus müsse aus seiner Bindung an die Partei befreit werden, aufhören, Parteideologie zu sein, so zur parteilosen Forschungsmethode werden, die mit ihrer Parteibindung auch ihre engstirnige Abkapselung von anderen Wissenschaften überwinde. Dies sei um so nötiger, als Marx' Begriffapparat unzulänglich sei. Insbesondere sei das Klassenschema unzureichend, es müsse durch das der sozialen Schichten ersetzt werden. Damit werde auch die Konzentration der beiden einander gegenüberstehenden feindlichen Lager überwunden, eine dritte Kraft werde denkbar, eine Alternative zum primitiven, sektenhaften Marxismus. Diese Alternative sei die Neue Linke. Sie müsse in den sozialistischen Staaten auch zur Gewalt bereit sein, um dem „Stalinismus“ das Genick zu brechen.²⁵ Diese Gedanken entwickelte Kolakowski weiter zur Vorstellung, es gebe klassenunabhängige, unveränderliche moralische Werte, und keine – von ihm bestrittene – historische Gesetzmäßigkeit, keine Parteilinie könne von der Verantwortung gegenüber der Beachtung dieser überhistorischen Werte entbinden. Freiheit sei nichts anderes als die Möglichkeit, zwischen solchen verschiedenen Werten zu wählen.²⁶ Der nächste Schritt war die dann auch verbal, in aller Offenheit vorgenommene Absage Kolakowskis an den Marxismus, die Absage an die Revolution, da sie mit der Gefahr der Zerstörung der Kultur behaftet sei. Er appellierte an die Neue Linke, in der Sowjetunion eines der historisch schlimmsten Unterdrückungssysteme zu erkennen. Und was den Aufbau einer Welt auf den allgemeingültigen Werten angeht, so fürchtet er, daß ein solcher Aufbau durch die ressentimenterfüllten Massen erschwert werde.²⁷ In der jüngsten Zeit ist er dazu übergegangen, sogar den „demokratischen Sozialismus“ und den „Eurokommunismus“ für unmöglich zu halten. Er verzichtet darauf, den Kapitalismus zu kritisieren und wird deshalb sogar von seinen Propagandisten, wie Ossip Flechtheim, kritisiert.²⁸ Wir finden, wie gesagt, bei Kolakowski die Fetzen aller möglicher Philosophieformen zu einem bunten Flickwerk zusammengesetzt. In der Tradition des Neukantianismus bestreitet er geschichtliche Gesetzmäßigkeiten. Der Marxismus könne bestenfalls die

Vergangenheit erklären.²⁹ Die Entscheidung für den Sozialismus könne er nicht ermöglichen, eine solche Entscheidung könne nur aufgrund ethischer Festlegungen erfolgen. Wie Karl Popper meint er, der Marxismus wolle den Himmel auf Erden schaffen, aber damit würde er eher die Hölle auf dieser Welt hervorrufen.³⁰ Im Sinne der „Frankfurter Schule“ erklärt er den Marxismus zu einer Legitimationswissenschaft. Und ebenfalls „frankfurterisch“ verkündet er, es gäbe keine vom Menschen abgetrennte Materie.³¹ Dem früheren Georg Lukács spricht er nach, es bestehe ein Widerspruch zwischen Marx und Engels.³² Im Sinne des alten Theoretikers des Anarchismus, Sorel, behauptet er, die letzte Triebkraft der Massen sei der Mythos.³³ „Christlich“ ist er natürlich auch, nicht nur, weil er erklärt, „ich glaube an die These von der Erbsünde“. Selbstredend steht er auch auf dem Boden der „Irrationalität der Geschichte“, des lebensphilosophischen Krisenmythos.³⁴ Und wie Herbert Marcuse behauptet er, Marx stehe so sehr im Banne von Hegel, daß er zwischen Freiheit und Notwendigkeit nicht unterscheide.³⁵ Auch Ansichten der negativen Theologie finden wir in seinen Werken, wenn er etwa von der „unmöglichen Rede vom Absoluten“ spricht.³⁶ Er, der überhistorische Werte postuliert, denen wir all unser Tun unterzuordnen hätten, geht davon aus, die Wissenschaft existiere um der Wissenschaft willen, das heißt: Sie ist nicht an solche Werte gebunden.³⁷ Auf der anderen Seite geht er jedoch wiederum davon aus, daß jeder einzelne den Sinn seines Lebens selbst festzulegen habe, daß also die Menschheit im Grunde genommen nur aus Robinsonen bestehe, es keinen Zusammenhang zwischen dem Wirken des einzelnen und dem Befreiungskampf etwa von Gesellschaftsklassen gebe. Kurzum, Kolakowskis Philosophie ist ein gespenstisch-mitternächtlicher Tanz verstorbener bürgerlicher Ideen.

IV

1968 stürzten sie sich mit einem Salto mortale in die „Revolution“ von Paris, die André Glucksmann, Bernard-Henri Levy, die heute – zusammen mit Christian Jambet, Guy Landreau, Jean-Paul Dollé, Philippe Nemo – von der Pariser „Le Monde“ bis „Spiegel“ und „Pardon“ lautstark als etwas total Neues hochgejubelt werden. Es sind die französischen Entsprechungen der Rudi Dutschke und Hans Joachim Krahls; über ein promaoistisches Zwischenstadium sind sie in Frankreich mittlerweile bei einem seltsamen ideologischen Gemisch angelangt. Am ausgeprägtesten vertritt Glucksmann die „neuen“ Thesen.³⁸ Als Ziel der antirationalistischen Marxismuskritik, dieser jüngsten Variante der Lebensphilosophie, wird die Verteidigung individueller Freiheit vorgegeben, wobei objektiv die bestehende spätbürgerliche Wirklichkeit gerechtfertigt wird. Lebensphilosophisch wird gegen Ratio, gegen Geist Front gemacht. Höchstes Entwicklungsprodukt solcher seit Plato das europäische Denken prägenden Ratio sei der Marxismus. Indem er alles dem Totalitätsanspruch der Wahrheit unterwerfe, sei er dem innersten Wesen nach totalitär und terroristisch, Stalin ist so die direkte Folge von Marx. Jede Revolution verschlimmere die Repression. Auch das sind Gedankengänge, die Lebensphilosophie und Positivismus vereinigen, kann man sie doch in der einen Weise in Poppers neopositivistischer Theorie der „Offenen Gesellschaft“ und in der anderen Weise in der Lebensphilosophie Heideggers, in seiner Konzeption der angeblich mit Sokrates und Platon anhebenden abendländischen „Seinsvergessenheit“ wiederfinden. Für diese sogenannten neuen Philosophen ist die Sowjetunion faschistisch und kapitalistisch, ist Hitler Marxist: Er sei genau wie Marx von Hegel, von Macchiavelli ausgegangen, und diese wieder von Platon. Im Rationalismus selbst stecke die Gefahr der Unterdrückung, der Herrschaft. Preisgabe des Ra-

tionalismus, Übergang auf reaktionär-lebensphilosophische Konzeptionen, dies ist es, was die angeblich so neue Philosophie uns empfiehlt, von der nur Leute, die sich in der jüngeren Geschichte der Philosophie nicht auskennen, meinen können, sie sei etwas Neues.



Sie alle, die wir hier kurz Revue passieren ließen, mögen sich anfangs an das Goethe-Wort erinnert gefühlt haben: „Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.“ Ob sie auch wußten, in welchem Zusammenhang Faust das sagt? Als er zur Giftflasche greift, verzweifelnd am Erfolg seiner Bemühungen, „durchaus mit heißem Bemühen“ zu studieren, was denn „die Welt im Innersten zusammenhält“. Das neue Ufer – der Tod wär's gewesen. Den Faust haben die Osterglocken zurückgerufen ins Leben: verstandene Zeichen der Zeit! Unsere Marxismus-„Erneuerer“ verstehen die Zeichen der Zeit, hören die Kritik ihrer einstigen Genossen schon nicht mehr. So gelangten sie in der Tat an ihr neues Ufer: in die Unterwelt bürgerlicher Vergangenheit. Und wenn wir schauen wollen, wo die „Erneuerer“ des Marxismus abgeblieben sind, so können wir nun die Antwort geben: auf dem Totenacker der spätbürgerlichen Ideologie.

¹ Georg Lukács, Geschichte und Klassenbewußtsein, 1923. Neuauflage Neuwied-Berlin 1968.

² Max Horkheimer, Kritische Theorie der Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1968, Bd. 2, S. 350, ebenda, Bd. 1, S. 19, an vielen weiteren Orten.

³ Alfred Schmidt, Zum Verhältnis von Geschichte und Natur im dialektischen Materialismus, in: Existentialismus und Marxismus, edition Suhrkamp, Nr. 116.

⁴ Oskar Negt, Marxismus als Legitimationswissenschaft. Zur Genese der stalinistischen Philosophie, in: Abram Deborin/Nikolai Bucharin, Kontroversen über dialektischen und mechanistischen Materialismus, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1969.

⁵ Besonders deutlich bei Louis Althusser, Vorwort zu: Dominique Lecourt, Proletarische Wissenschaft? Der „Fall Lyssenko“ und der Lyssenkismus, VSA Hamburg 1976.

⁶ Jean Paul Sartre, Marxismus und Existentialismus, Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, 1964.

⁷ Hier ist auf damals entwickelte Positionen Roger Garaudy's, vor allem aber auf die Ideologie solcher Repräsentanten des „Prager Frühlings“ wie Ernst Fischer, Ivan Svitak u. a. zu verweisen.

⁸ So vor allem Max Horkheimer, Kritische Theorie der Gesellschaft, Bd. 2, S. 19, der dabei jedoch von Georg Lukács' entsprechender These aus dem Jahre 1923 ausging, vgl. „Geschichte und Klassenbewußtsein“, a. a. O., S. 192, 309, 175, 396, 312, 387 u. v. a.

⁹ Vgl. Anmerkung 3.

¹⁰ Dialog und Kontroverse mit Georg Lukács. Der Methodenstreit deutscher sozialistischer Schriftsteller, Reclam, Leipzig 1975, Hrsg. Werner Mittenzwei, S. 32 ff.

¹¹ Wilhelm Girus, Zur „Ästhetik von Georg Lukács, Reihe: Zur Kritik der bürgerlichen Ideologie, Verlag Marxistische Blätter, Frankfurt a. M., Heft Nr. 13.

¹² Tonband von E. Fischers Äußerung im Besitz des Autors.

¹³ „Warum neue Ostpolitik“, Broschüre des SPD-Parteivorstands, ohne Jahresangabe.

¹⁴ Dies untersuche ich in: Marxismus – Religion – Gegenwart, Reihe: Zur Kritik der bürgerlichen Ideologie, Verlag Marxistische Blätter, Frankfurt a. M. 1973, Heft 32, S. 44 ff.

¹⁵ So Walter Hollitscher, Wien, über Robert Havemann, in: Weg und Ziel, Nr. 5/1977, S. 211 (Wien).

¹⁶ Ich habe das belegt in: Der „wahre“ oder konterrevolutionäre Sozialismus, Verlag Marxistische Blätter, Frankfurt a. M. 1977, S. 15–34.

¹⁷ Robert Havemann, in: Naturwissenschaft und Philosophie, Akademie-Verlag, Berlin (DDR), S. 124.

¹⁸ Ebenda, S. 121.

¹⁹ Robert Havemann, Dialektik ohne Dogma, Naturwissenschaft und Weltanschauung, Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, 1974, S. 148.

²⁰ Robert Havemann, in: Der Spiegel, 11. 10. 1976, S. 74.

²¹ Otto A. Friedrich, in: Der Arbeiter, Nr. 22/23, 1971.

²² Wolfram Engels, Mehr Markt, Seewald-Verlag 1977, S. 81.

²³ Weserkurier, 8. 9. 1973.

²⁴ H. W. Sabais, Demokratischer Sozialismus ist gesellschaftlich angewandter Humanismus, in: Die neue Gesellschaft, Nr. 11/1972, S. 859.

²⁵ Leszek Kolakowski, Der Mensch ohne Alternative, Piper Verlag, München 1960.

²⁶ Ders., „Traktat über die Sterblichkeit der Vernunft“, Piper Verlag, München 1967.

²⁷ Ders., Der revolutionäre Geist, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1972.

²⁸ Ossip K. Flechtheim, Kolakowski und der Kommunismus, Frankfurter Rundschau, 15. 10. 1977, S. 111, vgl. auch Anmerkung 29.

²⁹ Marxismus ist das Opium des Volkes, ein „Zeit“-Gespräch mit Leszek Kolakowski, von Fritz J. Raddatz, in: Die Zeit, 14. 10. 1977, S. 41.

³⁰ Leszek Kolakowski, Utopie und Anti-Utopie, Kohlhammer, Stuttgart 1974, S. 115.

³¹ Ders., Traktat über die Sterblichkeit der menschlichen Vernunft, S. 173.

³² Leszek Kolakowski, Marxismus – Utopie und Anti-Utopie, a. a. O., S. 30–34.

³³ G. Schwan/L. Kolakowski, Eine marxistische Philosophie der Freiheit, 1971, S. 120, 126.

³⁴ Leszek Kolakowski, Die Suche nach der verlorenen Gewißheit – Denkwege mit Edmund Husserl –, Kohlhammer Verlag 1977.

³⁵ Ders., „Die utopische Anti-Utopie von Marx“, in: Vgl. Anmerkung 30.

³⁶ Das war das Leitmotiv seiner Vortragsreihe in der Münchener Siemensstiftung, siehe „Süddeutsche Zeitung“, 24. 11. 1977, S. 41.

³⁷ Ders., Der Mensch ohne Alternative.

³⁸ André Glucksmann, Köchin und Menschenfresser, Wagenbach, Berlin 1976.

Ulrich Kaufmann Kaum Schwierigkeiten mit einem Bayern

Oskar Maria Grafts Werke in der DDR

„Die Tatsache, daß mit Graf in der DDR anders und wesentlich besser umgegangen wurde als bei uns, wurde bereits erwähnt, eine Untersuchung zur Beschäftigung mit diesem Autor im sozialistischen deutschen Staat aber würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen und müßte gesondert und ausführlich unternommen werden.“¹ Ernst Antoni, der Verfasser des Artikels „Schwierigkeiten mit einem Bayern“ (*kürbiskern*, 1/1976), läßt hier eine Leerstelle; ich möchte dazu beitragen, die Lücke zu schließen. Neben Renn, Bredel, Marchwitza, Uhse, Anna Seghers, Heinrich und Thomas Mann, Feuchtwanger, Arnold Zweig und anderen gehört auch Oskar Maria Graf zu den deutschsprachigen Prosaautoren, die nach der Zerschlagung des Hitlerfaschismus Entscheidendes zum Umdenkungsprozeß vieler Menschen beigetragen haben. Nicht beliebige, sondern die wesentlichen Bücher Grafts erschienen in den ersten Nachkriegsjahren: „Wir sind Gefangene“ und „Unruhe um einen Friedfertigen“ (nach Thomas Mann Grafts stärkstes Buch) 1948, der Erzählband „Mitmenschen“ 1950, die Romane „Anton Sittiger“ und „Das Leben meiner Mutter“ 1951 und „Bolwieser“ 1953. Nicht uninteressant dabei die Auflagenhöhe: Von Grafts Autobiographie „Wir sind Gefangene“ und von „Unruhe um einen Friedfertigen“ wurden 1948 jeweils 20 000 Exemplare gedruckt. Daß der 1941/42 im Exil entstandene Roman „Er nannte sich Banscho“ bisher nur in der DDR (1964 zum 70. Geburtstag des Dichters) erschien, ist auch kein Zufall. Banscho ist nämlich ein „Roter“, der die oberbayrischen Bauern in der Zeit der Weimarer Republik mit List und Verstand in ihrem Kampf gegen den aufziehenden Nationalsozialismus unterstützt.

Gewiß, es gab mit der Verbreitung des Graftschen Werkes in der DDR auch Probleme. Allerdings waren es praktisch-organisatorische und keine politischen Schwierigkeiten, wie sie Antoni im Falle der BRD nachwies. Es hat sich beispielsweise nicht be-

währt (und das gilt bis in die Gegenwart), daß Erzählungen, Romane und Autobiographien Grafts in verschiedenen Verlagen erschienen, bei *Aufbau*, im *Verlag der Nation*, bei *Kiepenheuer* und im *Rudolstädter Greifenverlag*. Auch darf nicht übersehen werden, daß der Autor als Einwohner der USA seinen Lebensunterhalt nur mit der Währung dieses Landes (und nicht mit DDR-Mark) bestreiten konnte.

Während Graf in der Zeitspanne von 1948 bis 1958 seine Werke achtzehn Verlagen der Bundesrepublik vergeblich anbot, äußerte er sich über DDR-Verleger (namentlich über den *Greifen-* und *Aufbau-Verlag*) positiv. „Die ostdeutschen Verleger machen wenigstens deutsche Literatur... Das hat zur Folge, daß die Schriftsteller meiner Generation, wie Scharrer, Bredel, Marchwiza, nach dem Kriege ihre Arbeit fortsetzen konnten. Hierzulande (Graf befand sich auf seinem ersten BRD-Besuch 1958 – U. K.) ist die Entwicklung abgebrochen und nicht weitergeführt worden.“²

Ein Bild von der Betreuung der Graftschen Werke in den Anfangsjahren der DDR gibt der *Greifenalmanach auf das Jahr 1954*. Grafts sechzigstem Geburtstag werden dort 30 Seiten gewidmet; man findet epische und lyrische Beiträge aus seiner Feder, dazu Geburtstagsbriefe Thomas Manns, Feuchtwangers, Bildbeigaben und anderes.

Nicht unwesentlich für die Wirksamkeit von Büchern – diesen Gedanken reflektiert Graf durchaus mit – ist der Verkaufspreis. Das „Bayrische Dekameron“ und den Erinnerungsband „Größtenteils schimpflich“ konnte man bei uns für 1,85 Mark am Kiosk erwerben. Den Roman „Die Ehe des Herrn Bolwieser“ brachte der Verlag *Volk und Welt* als letztes Heft der „Roman-Zeitung“ 1977 heraus (Preis 80 Pfennig). Auch die jüngsten Buchausgaben Grafts wurden zu angemessenen Preisen angeboten: die Theaterchronik „Wunderbare Menschen“ für sechs und die von Rolf Recknagel kommentierte und mit zahlreichen Fotos versehene „Reise nach Sowjetrußland 1934“ für acht Mark. (Und das in einer Zeit, wo auch die DDR Papier teuer bezahlen und sparsam damit umgehen muß.) 25 Mark – soviel kostet ein Exemplar der auf über 20 Bände angelegten, ansprechend aufgemachten, wissenschaftlich leider ungenügend kommentierten Werkausgabe in der BRD – wären für DDR-Verhältnisse undenkbar. Großer Nachfrage erfreute sich auch Rolf Recknagels Graf-Monographie „Ein Bayer in Amerika“. Dieses Buch, so geschrieben und ausgestattet, daß es Laien und Fachleute gleichermaßen anspricht, erschien 1977 bereits in zweiter Auflage, was bei Büchern dieses Genres nicht allzuoft vorkommt.

Ob allerdings eine Umfrage zu Graf unter Germanistikstudenten des sozialistischen deutschen Staates zu wesentlich besseren Ergebnissen als in der Bundesrepublik Deutschland führen würde, sei dahingestellt. Wer in Buchhandlungen oder Antiquariaten unseres Landes nach Graf-Texten fragt, wird in der Regel enttäuscht, da die Bücher schnell vergriffen sind. Hinzu kommt, daß hierzulande die Werke Grafts – im Gegensatz zu denen anderer Schriftstellerkollegen – noch so gut wie keine Verbreitung durch andere Medien (Film, Fernsehen, Theater, Hörspiel und Schallplatte) fanden.

Zu fragen wäre, ob Werk und Person Grafts bei Dichtern der DDR Spuren hinterließ. Die Autoren der „Geschichte der Literatur der Deutschen Demokratischen Republik“ behaupten – sie beweisen es nicht –, daß Herbert Jobst (Verfasser der Romantrilogie „Der dramatische Lebensweg des Adam Probst“) die Traditionen der mündlichen Volkserzählung von Graf weiterführt. Ganz direkt ablesbar wird eine Graf-Rezeption in Hedda Zinners autobiographischem Entwicklungsroman „Fini“ (1973). Im 39. Kapitel wird eine Dichterlesung von Hugo Maria Fürst im Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller mit Distanz, zunehmend aber mit Sympathie geschildert.

Oskar Maria Graf hat auch den in Weimar lebenden Lyriker Wulf Kirsten („Satzanfang“, „Der Bleibaum“) entscheidend beeinflusst. In einem Interview sagte Kirsten: „Heimat, das ist ja auch so ein Begriff, mit dem großer Mißbrauch getrieben worden ist. Ich weiß nicht, ob man diesen Begriff unbedingt braucht, aber daß man sich einer Region zugehörig fühlt, das könnte damit gemeint sein; so verstand ich jedenfalls Oskar Maria Graf, und diese Haltung, ja, die hat mich sehr beeindruckt – mehr als vielleicht die Prosa Grafts selbst. Graf war überhaupt der erste, zu dem ich wirklich Vertrauen hatte, ich habe mit ihm korrespondiert. Wie dieser bauerliche Plebejer zum Weltbürger geworden ist, das hat mir sehr imponiert, das ist nach wie vor eine Gestalt, die für mich Vorbildcharakter hat.“³ Jahre später dankte Wulf Kirsten Graf den Zuspruch zu ersten lyrischen Versuchen, indem er (in seiner Eigenschaft als Lektor des *Aufbau-Verlages*) sich um mehrere Graf-Editionen verdient machte. Er war es, der die von Hans Ticha illustrierte, 1974 als „Schönstes Buch der DDR“ ausgezeichnete Sammlung der Kalendergeschichten unter dem Titel „Raskolnikow auf dem Lande“ zusammenstellte.

Ein Graf-Wort aufnehmend, nennt Ernst Antoni ihn einen „linkserichteten, entschieden sozialistischen Geistigen in Deutschland“.⁴ Dabei ist zu berücksichtigen, daß diese Worte aus dem Protestbrief „Verbrennt mich!“ des Jahres 1933 stammen, während im Spätwerk des Dichters auch resignative Züge zu finden sind. Es gibt in Grafts späten Briefen und politischen Texten jedoch genügend Belege für seine humanistische, mit dem Sozialismus sympathisierende Grundposition. Davon zeugt eine Solidaritätsspende von 500 Mark, mit der sich Graf (als Einwohner der USA!) Anfang der fünfziger Jahre auf die Seite des koreanischen Volkes stellte, ebenso wie sein bekannter Protest gegen den Vietnamkrieg der USA.

Diese fragmentarischen Bemerkungen verstehen sich als Ergänzung zu dem Beitrag Ernst Antonis. Sie sollten keineswegs den Eindruck erwecken, als gäbe es bei uns für Oskar Maria Grafts Werk in Zukunft nichts mehr zu tun. Das Gegenteil ist der Fall. Nachdem Überblicksdarstellungen nunmehr vorliegen, sind Spezialuntersuchungen, vor allem gründliche Analysen der Hauptwerke, zu erarbeiten. Kürzlich wurde in der von Werner Mittenzwei herausgegebenen Aufsatzsammlung „Dialog und Kontroverse mit Georg Lukács“ (*Reclam-Verlag* 1975) ein interessantes Forschungsergebnis publiziert; erstmals wird der Realismusstreit zwischen Friedrich Wolf und Graf, der sich an Wolfs Stück „Floridsdorf“ entzündet hatte, umfassend dargestellt und bewertet.

Den für Graf zuständigen Verlagen der DDR ist bewußt, daß neben Nachauflagen wichtiger Texte auch Gedichte, Essays, Briefe, der Roman „Der Abgrund“ und die Autobiographie „Gelächter von außen“ einer Veröffentlichung wert wären. Vorüberlegungen dazu gibt es, so daß wir keine Bange haben, die mit dem 80. Geburtstag (1974) begonnene Reihe wesentlicher Editionen Oskar Maria Grafts würde in der DDR abreißen.

¹ Ernst Antoni, Schwierigkeiten mit einem Bayern, *kürbiskern* 1/1976.

² Rolf Recknagel, Ein Bayer in Amerika, Berlin (DDR) 1974, S. 303.

³ Gerhard Csejka, Poesie konkret (Interview mit Wulf Kirsten), in: Neue Literatur, Zeitschrift des Schriftstellerverbandes Rumäniens, Bukarest 8/1973, S. 66.

⁴ Antoni, a. a. O., S. 107.

rote blätter



rote-blätter-Abonnenten sparen.
Sie erhalten die roten blätter regelmäßig und pünktlich.

rote-blätter-Abonnenten ...

- werden stets brandaktuell über die Aktionen und Forderungen der Studentenbewegung informiert.
- erhalten Informationen über die Kämpfe und Forderungen der Arbeiter aus erster Hand.
- werden mit den neuesten Fakten aus dem realen Sozialismus versorgt.
- erhalten Analysen und Reportagen über die internationale ant imperialistische Bewegung.
- werden über neue interessante Entwicklungen in Politik, Kultur und Gesellschaft informiert.



8-Tage-Flug in die Sowjetunion:

Moskau, Riga, Leningrad

Sie lernen die Metropole der Sowjetunion kennen, besichtigen die an Kunstdenkmälern reiche Hauptstadt der lettischen Sowjetrepublik und erleben das „Venedig des Nordens“ im Zauber des ersten Schnees.

Das Reiseprogramm bietet u. a.:

In Moskau: Stadtrundfahrt, Rundgang durch das Kreml-Gelände, Besuch des Lenin-Mausoleums oder des Lenin-Museums, Besichtigung der Allunions-Ausstellung, Möglichkeit eines Treffens mit Vertretern des sowjetischen Schriftstellerverbandes.

In Riga: Stadtrundfahrt, Besuch der Salaspilski-Gedenkstätte, Besichtigung des Museums der Geschichte Rigas und des Museums für Schifffahrt, Besuch der Domski-Kathedrale.

In Leningrad: Stadtrundfahrt, Besuch des Piskarewska-Friedhofs, Besichtigung der Peter-Pauls-Festung, Besuch des Museums der Oktoberrevolution und der Eremitage.

Reisetermin: 3. 11. bis 10. 11. 1978

Anmeldeschluß: 31. 8. 1978

Preis: DM 648,-

(ab Flughafen Berlin-Schönefeld.)

Im Preis enthalten sind: Flug ab und bis Berlin-Schönefeld, Bahnreise in der Sowjetunion, Transfer, Hotelunterkunft, Vollpension, Besichtigungen entsprechend Programm, Eintrittsgelder für alle Veranstaltungen laut Programm, eine Theater-, Zirkus- oder Folklorevorstellung, Dolmetscher- und Reiseleiterbetreuung, Visabesorgung.

Die Reise wird vom Reisebüro hansa-tourist durchgeführt.

Anmeldungen bitte an:

Damnitz Verlag GmbH
(Kürbiskern)

Hohenzollernstraße 144,
8000 München 40.

Alexander BLOCK



Ausgewählte Werke

Herausgegeben von Fritz Mierau.
Drei Bände. Band 1: Gedichte.
Band 2: Stücke, Essays, Reden.
Band 3: Briefe, Tagebücher. Insgesamt ca. 900 Seiten. Zusammen Leinen 54,- DM.

Von Alexander Block (1880-1921), dem bedeutendsten russischen Symbolisten, kennen die meisten deutschen Leser bis jetzt nur das von Paul Celan übersetzte Poem »Die Zwölf«, das den Marsch von zwölf Rotgardisten durch das Petersburg der Revolution beschreibt. Als Prophet der Revolution ist Block jedoch längst in die Weltdichtung eingegangen. Die erste deutschsprachige Ausgabe schließt eine empfindliche Lücke in der Rezeption der russischen Literatur des 20. Jahrhunderts.

50 JAHRE HANSER VERLAG
JUBILÄUMSPROGRAMM '78

Erhältlich in allen collectiv-Buchhandlungen. Bestellungen an:
rote blätter, Weltkreis-Verlags-GmbH, Postfach 789, 4600 Dortmund

Joachim Walther, 1943 in Chemnitz (Karl-Marx-Stadt) geboren, machte das Abitur mit Facharbeiterbrief als Maschinenschlosser, studierte Germanistik und Kunstgeschichte, arbeitet als Verlagslektor in Berlin, schrieb mehrere Bücher und Hörspiele. Über Joachim Walther und sein neuestes Buch

Stadtlandschaft mit Freunden

Geschichten und Miniaturen
Etwa 244 Seiten. Leinen. DDR und
Ausland 6,80 M. Bestell-Nr. 642 578 4

äußerte sich ein Gutachter: „Hier hat sich eine Stimme herausgebildet, die zu überhören ein Verlust wäre, ein Autor, der mit Sprache etwas anzufangen weiß und vor Problemen nicht zurückscheut, dem Ehrlichkeit über Arrangement geht, was freilich nicht ohne Irrtümer abläuft. Wir brauchen diese Geschichten: um weiterzukommen.“ Fast alle Beiträge des Bandes handeln von den Weg- und Generationsgefährten des Verfassers, von ihrer Suche nach der rechten Art zu leben und den Grenzen des eigenen Vermögens.

Bisher sind von Joachim Walther in unserem Verlag erschienen: Sechs Tage Sylvester (1970), Zwischen zwei Nächten (1972), Neun-Tage-Buch (1974), Ich bin nun mal kein Yogi (1975). Das zuletzt genannte Buch erscheint demnächst als Taschenbuchausgabe (1,80 M, Bestell-Nr. 642 645 3).

Verlag Neues Leben Berlin · DDR-108 Berlin, Behrenstr. 40/41

Georg Klaus/
Manfred Buhr (Hrsg.)
Philosophisches Wörterbuch
11. gegenüber der 10. neu-
bearbeiteten, unveränderte
Auflage.
Begriffswortverzeichnis mit
Autorenangaben, Personen-
register mit Lebensdaten
und Hauptwerken (Biblio-
graphie)
1394 Seiten, Leinen,
2 Bände zus. DM 32,-

Das Philosophische Wörterbuch
enthält Darstellungen der Kate-
gorien und Gesetze des dialekti-
schen und historischen Materia-
lismus. Es werden die Haupt-
punkte der Geschichte der Phi-
losophie und der gegenwärtigen
bürgerlichen Philosophie, der
modernen Logik, der allgemei-
nen Methodologie, Wissenschafts-
theorie sowie die philosophisch
relevanten Erkenntnisse der Na-

tur- und Gesellschaftswissen-
schaften, der Kybernetik, der
Semiotik, der Informations- und
der Systemtheorie abgehandelt.



Pressestimmen zum Philosophischen Wörterbuch

„das philosophische Wörterbuch
ist für den ... philosophischen
Bereich eine große Leistung, die
im Westen ihresgleichen sucht.
Gerade darin besteht auch seine
Gefahr.“ (Deutschlandarchiv,
Köln 9/1976)

„Ein Baedeker der proletarischen
Weltanschauung also, verfaßt in
einer vorbildlich klaren Sprache,
die – seltenes Lob für ein Wörter-
buch – beim Nachschlagen im-
mer wieder zum Weiterlesen ver-
leitet.“ (Die Weltwoche, Zürich,
7.2.73)

Bitte fordern Sie unser
Gesamtverzeichnis an.

deb verlag
das europäische
buch

Thielallee 34, 1000 Berlin 33

SOPO SOZIALISTISCHE POLITIK

Wissenschaftliche Zeitschrift für
marxistische Diskussion und
demokratischen Fortschritt

Vierteljährlich herausgegeben
in Berlin (West), 10. Jahrgang

Redaktion: Hans-Werner Franz, Pierre
Franzen, Bernhard Heidtmann, Robert
Katzenstein, Hella Stern, Hans-Jürgen
Weißbach, **Redaktionsleitung:** Bern-
hard Heidtmann und Robert Katzen-
stein, **Wissenschaftlicher Beirat:** Kurt
Bayertz (Köln), Roy Bhaskar (Edin-
burgh), Hans Jochen Brauns (Berlin-
West), Werner Goldschmidt (Hamburg),
Hans Heinz Holz (Marburg), Klaus
Holzkamp (Berlin-West), Jörg Huff-
schmid (Bremen), Uffe Juul Jensen
(Aarhus), Hans Jürgen Krysmanski
(Münster), Dieter Läßle (Amsterdam),
Gert Mattenklott (Marburg/Berlin-West),
Allesandro Mazzone (Rom), Michael
Nerlich (Berlin-West), Rainer Rilling
(Marburg), Hans Jörg Sandkühler (Bre-
men), Enrique Semo (Mexiko), Heinz
Wagner (Berlin-West).

SOPO 44 Juni 1978

R. Geffken: **Gewerkschaften und Arbeits-
recht**
M. Ellwardt: **Sozialdemokratie**
Ch. Butterwege: **Gramsci-Rezeption in
der BRD**
H.W. Franz, S. Tovar: **Spanien im Über-
gang**
W. Schwarz, R. Katzenstein: **Zum Trans-
formationsproblem**
R. Bayreuther: **Thesen zur Inflation**
J. Huss: **Automation und Sozialismus**
H.H. Holz: **Bloch für den Marxismus**
V. Gransow: **IMSF-Kulturrkongreß**

Preis des Einzelheftes DM 9,80
Jahresabo (4 Hefte + Porto) DM 36,00

ausschneiden und einsenden an
verlag das europäische buch
Thielallee 34, 1000 Berlin 33

Hiermit bestelle ich die SOPO für ein
Jahr (4 Hefte), beginnend mit Heft ...

Name

Straße

PLZ/Ort

(Datum/Unterschrift)



Rainer Horbelt. „Geschichten vom Herrn Hintze“. Erzählungen. Hochglanzbroschur. 80 Seiten mit Grafiken von Peter Kaczmarek. DM 16,—.
ISBN 3-88097-092-0

Wolfgang Körner. „Die Zeit mit Michael“. Roman. Linson mit Schutzumschlag. 176 Seiten. DM 24,—.
ISBN 3-88097-080-7




Literarischer Verlag
Helmut Braun KG
Dünnwalder
Mauspfad 390
5000 Köln 80
Telefon 0221-601457

HoCa-Wissenschaft Neu Frühjahr 1978 PSYCHOLOGIE

Rainer Bösel u. a.

Streß

Einführung in die psychosomatische Belastungsforschung
Reihe „Kritische Wissenschaft“,
244 Seiten, DM 24,—

Rolf Oerter (Hrsg.)

Entwicklung als lebens- langer Prozeß

Aspekte und Perspektiven
Reihe „Kritische Wissenschaft“,
227 Seiten, DM 22,—

SOZIOLOGIE

Karl-Dieter Opp

Theorie sozialer Krisen

Apathie, Proteste und kollektives Handeln
Reihe „Kritische Wissenschaft“,
204 Seiten, DM 22,—

Dieter Nohlen/Franz Nuscheler (Hrsg.)

Handbuch der Dritten Welt

Band 4/Asien
Zwei Teilbände mit insgesamt ca. 850
Seiten, Einzelpreis DM 68,—, bei Ab-
nahme aller Bände DM 59,60

GESCHICHTE

Walther L. Bernecker

Anarchismus und Bürgerkrieg

Zur Geschichte der Sozialen Revolu-
tion in Spanien 1936–1939
Reihe „Historische Perspektiven“,
376 Seiten, DM 68,—

Otto Dann (Hrsg.)

Nationalismus und sozialer Wandel

Reihe „Historische Perspektiven“,
240 Seiten, DM 36,—

Hoffmann und Campe

Dokument + Analyse

Lieber Kürbiskernleser!

*Kreuzen Sie doch bitte an, worauf
auch Sie persönlich Wert legen
würden.
Unsere Leser sind vielbeschäftigt,
anspruchsvoll, sie schätzen:*

- 1 *den aktuellen, umfassenden
Meinungsspiegel, Pro + Contra* ☐
- 2 *die Original-Dokumente zum
Zeitgeschehen* ☐
- 3 *die ausgewogenen Analysen:
Politik, Wirtschaft, Recht,
Gesellschaft* ☐
- 4 *die nüchterne und prägnante
Darstellung (politisch neutral)* ☐
- 5 *die zeitsparende Übersichtlich-
keit (Einzelblatt-Archiv)* ☐
- 6 *die schnelle Verwertbarkeit
des Materials für jede profi-
lierte Diskussion* ☐
- 7 *die überschaubaren Chroniken,
Tabellen, Statistiken und die
Gratis-Sondermappen* ☐

1/4 Jahr gratis

*Ich möchte kostenlos für 1/4 Jahr
Dokument + Analyse zur Probe
beziehen. Danach kann ich durch
einfache Postkarte abbestellen,
andernfalls erhalte ich ab dann
ein Jahresabonnement für nur
29,80 DM inkl. Porto.*

Name

Straße

Plz Ort

Beruf KK

Datum Unterschrift

an Dokument + Analyse
Barerstraße 43 8000 München 40

Zu den Autoren

BECKER CHRISTA, geb. 1948 in Hilden. Seit 1969 Redakteurin einer Tageszeitung; seit 1975 Betriebsratsvorsitzende, IG-Druck-und-Papiervorstand Essen, dju-Bezirksvorsitzende in Essen, Mitglied des dju-Landesbezirksvorstands NRW.

Prof. Dr. BEYER WILHELM RAIMUND. Präsident der Internationalen Hegel-Gesellschaft. Der Beitrag wurde im Rahmen des Brecht-Diologs Februar 1978 in Berlin vorgetragen.

BIERWIRTH WALTRAUD, geb. 1944 in Lipine/Kattowitz. Seit 1945 Redakteurin an Tageszeitungen; Betriebsratsmitglied, IG-Druck-und-Papiervorstand Wuppertal, dju-Bezirksvorsitzende in Wuppertal, Mitglied des dju-Landesbezirksvorstands.

BREMBERGER REINHOLD, geb. 1947 in Oberbayern. Nach Studium in München und Westberlin Arzt. Der Autor hat aus Gründen der ärztlichen Schweigepflicht Patientennamen geändert. Weitere Presse- und Buchveröffentlichungen, zuletzt Report aus dem Offiziersheim „Stabsarzt werden ist nicht schwer“ in „Stories in Oliv“, Weltkreis-Verlag, Dortmund 1978.

BUBER HANS JÜRGEN, geb. 1951. Studium Zeitungswissenschaft. Jetzt arbeitslos.

DANNENBAUER FRIEDRICH M., geb. 1943. Studium der Psychologie, Erziehungswissenschaft und Sprachheilpädagogik, derzeit als Sprachheilpädagoge an einer Schule für sprachgestörte Kinder tätig. Gedichte und literaturkritische Artikel als Zeitschriften- und Anthologiebeiträge.

DEDE EWALD, sh. kk 1/77.

DEPPERT FRITZ, geb. 1932 in Darmstadt. Studium Germanistik und Geschichte in Frankfurt; jetzt Lehrer in Darmstadt. „Der grüne Ford“ erscheint in einem Sammelband von Science-fiction-Autoren der BRD: KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK „Unter den Sternen, in der Nacht“.

HAGEN JENS, sh. kk 3/77.

FRIER WOLFGANG, geb. 1945 in Schleswig. Studium in Kiel, Freiburg und Saarbrücken; dort Promotion 1974. Zur Zeit Dozent an der Deutschabteilung der „Vrije Universiteit Amsterdam“.

KAUFMANNULRICH ist Germanist; er arbeitet in der Sektion Literatur- und Kunstwissenschaft der Friedrich-Schiller-Universität Jena über Oskar Maria Graf.

KLAUS MICHAEL, geb. 1952 in Brilon. Studium Germanistik und Kunst in Essen und Bochum, wohnt in Gelsenkirchen. MICOVICH JO, Mitglied des VS in NRW. Veröffentlichte Texte und Szenen.

PREISS CHRISTINE, geb. 1947. Studium Soziologie, Dipl.-Soziologin in München. „Humanisierung der Arbeitswelt. Entstehungsbedingungen, Konzepte, Modelle“, Pahl-Rugenstein-Verlag, 1977.

SEIDLITZ ERICH, wohnt in Maintal und ist mit 82 Jahren unser bisher ältester Autor, der – wie seine Verse beweisen – quicklebendig und einfallreich auf aktuelle Ereignisse unseres Landes reagiert.

Prof. Dr. SCHUMACHER ERNST, geb. 1921 in Urspring/Oberbayern. Studium der Germanistik und Theaterwissenschaft in München. Mit seiner Promotion an der Karl-Marx-Universität in Leipzig 1953 „Die dramatischen Versuche Bertolt Brechts von 1918–1933“ Begründer der marxistischen Brecht-Forschung. Dazu seither zahlreiche Veröffentlichungen. Seit 1966 Professor für Theorie der darstellenden Künste an der Humboldt-Universität Berlin, 1971 Ordentliches Mitglied der Akademie der Künste der DDR. Der Beitrag in diesem Heft ist eine redaktionelle Montage von Dokumenten mit Ausschnitten aus Ernst Schumachers Aufsatz „Wenn ich an Genossen Richard Schmincke denke...“ und seinem „Poem des Nichtvergessens“, mit der Musik von Bernd Wefelmeyer uraufgeführt von der Deutschen Staatsoper Berlin.

STEIGERWALD ROBERT, Vorsitzender der Marxistischen Arbeiterbildung (MAB). Zahlreiche Zeitschriften- und Buchveröffentlichungen u. a. „Herbert Marcuses dritter Weg“, Pahl-Rugenstein-Verlag und „Menschenrechte in der Diskussion“, Verlag Marxistische Blätter.

STÖSSEL JÜRGEN-PETER, sh. kk 1/78.

WALBERT HELMUT, sh. kk 1/78.

WEISS PETER, geb. 1916 in Nowawes bei Berlin. 1934 Emigration; seit 1945 schwedische Staatsbürgerschaft, seitdem in Stockholm. „Arbeitsgespräche mit Brecht in Lidingsö“ ist ein Abschnitt aus dem 2. Teil des Zweiten Bands der ÄSTHETIK DES WIDERSTANDS.

WOLFF CURT E., geb. 1946 in Johannesburg/Südafrika. Studium der Volkswirtschaft, Geschichte und Philosophie in St. Gallen und Freiburg. Studienaufenthalte in England, USA, Mexiko und Ostafrika. Seither Beschäftigung mit Fragen der Dritten Welt. Seit 1972 freier Berater internationaler Hilfsorganisationen in der Schweiz, Genf.

ZIELINSKI SIEGFRIED, RADEVAGEN THOMAS, PRANGE Gerd, DEUTSCHMANN CHRISTIAN haben als Arbeitsgruppe Bertolt Brechts „Ozeanflug“ und seine „Radiotheorie“ untersucht. Die Autoren leben in Westberlin und erforschen derzeit die Arbeiterradiobewegung während der Weimarer Zeit.

Korrektur, Kürbiskern 2/78, S. 138

Statt: „... des Mißtrauens und der Aggressivität, die von – nicht nur faschistischen Kriegern... erlebt wird“ heißt es richtig: „... in dem Verhärtung und Enge von Kommunisten historisch begreifbar werden als Geschwister des Mißtrauens und der Aggressivität seitens der – nicht nur faschistischen – Krieger gegen den Sozialismus im Vorfeld des Zweiten Weltkrieges“.

Wir bitten unsere Leser um Beachtung der Beilage des AStA an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konietzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald, 1/5; Carlo Schellermann, Maler und Grafiker, München, 1/5; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/5; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/5; Geschäftsführung und Verlagsbereich KÜRBISKERN: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 25,- inkl. MwSt. + Porto, Studentenabonnement DM 20,-. Postscheckkonto München 3088 22-806. Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/18008.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 30 10 15 und 30 10 16.

Exklusiv auf „pläne“ Platten!

**Silvio Rodríguez:
DIAS Y FLORES**
Best.-Nr. G-8-2015

**Carlos Puebla:
TRAIGO DE CUBA
UN CANTAR**
Best.-Nr. G-8-2016

**Carlos Puebla:
SOY DE PUEBLO**
Best.-Nr. G-8-2017

**Grupo de
Experimentacion
Sonora ICAIC:
¡CUBA VA!**
Best.-Nr. G-8-2018

Gesamtverzeichnis
anfordern. Kostenlos.
Kennwort Kürbiskern
bitte angeben!



Verlag „pläne“ GmbH
Postfach 827
4600 Dortmund 1
Tel. 0231 / 81 89 25

